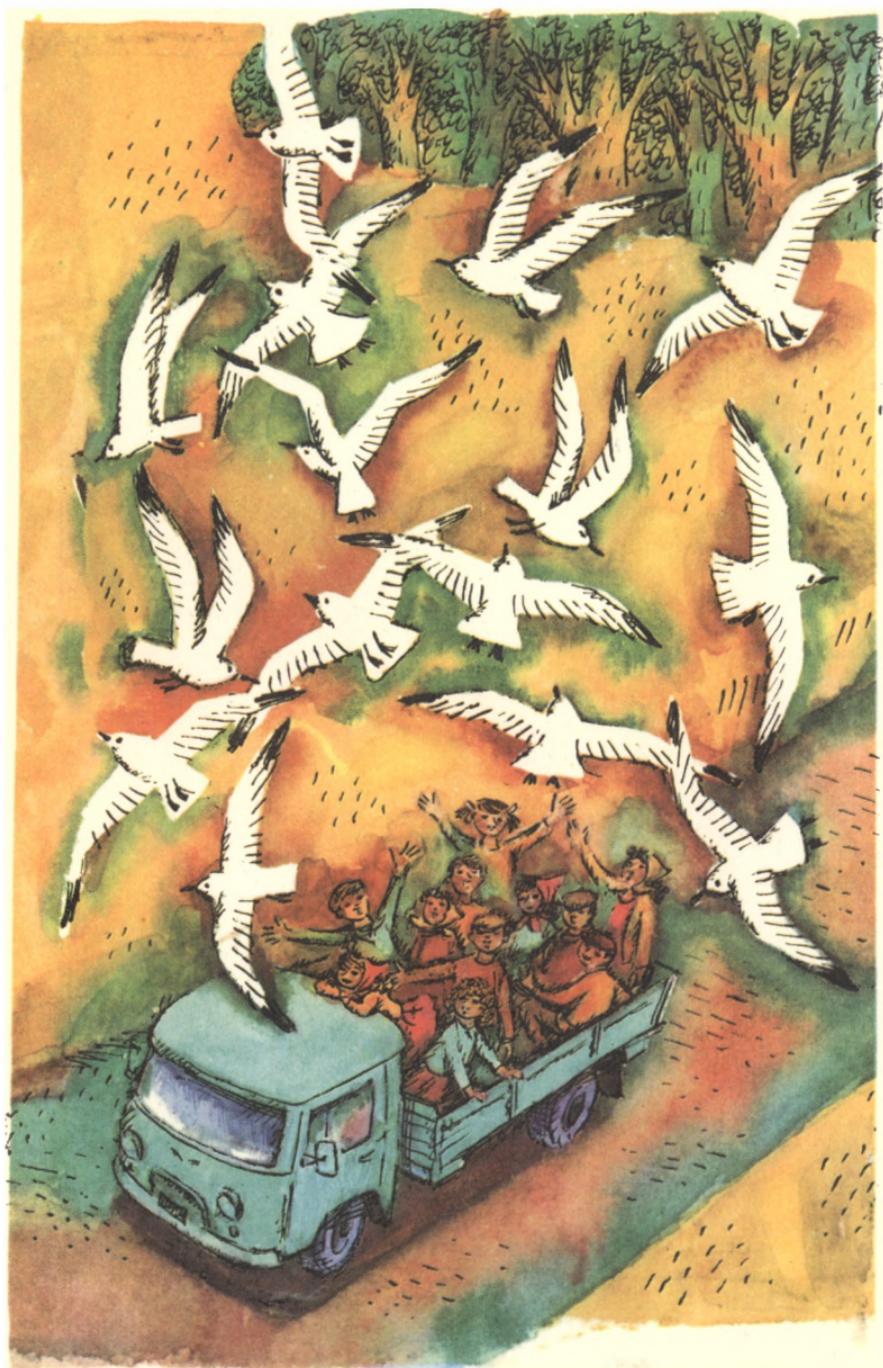


SONNENFENSTER



VERLAG
DNIPRO



SONNENFENSTER

Kindererzählungen



KIEW · VERLAG DNIPRO · 1978

Übersetzung aus dem Ukrainischen

Illustrationen
von VALERI HORBATSCHOW

© Verlag Dnipro, 1978
Printed in the USSR
Bestell-Nr. 298 317 2
Für Leser von 11 Jahren an

Tajo war acht Jahre alt und hatte ein ganz kleines, winziges Schwesterchen und eine große Schwester, Anka, vierzehn Jahre alt. Sie waren Tschuktschen. Ihr Vater ging auf die Jagd und kam noch nicht zurück, ihre Mutter lag krank in der Jaranga. Am Abend verschlimmerte sich der Zustand der Mutter. Gerade zu dieser Zeit traten drei Leute ein – zwei Nachbarn und ein Schamane, der allen Tschuktschen vormachte, als könne er alle Krankheiten kurieren. Anka wollte aber einen Arzt holen, doch die drei fesselten sie und warfen in eine Ecke. Der Schamane wollte das Baby in die frostige Nacht hinaustragen, damit die Krankheit der Mutter auf das Kind übergeht... Was geschah weiter, erfährst Du, lieber Leser, aus der Erzählung des von Kindern sehr geliebten Schriftstellers Mykola Trublajini „Der kleine Bote“. Auch andere interessante und spannende Erzählungen ukrainischer sowjetischer Schriftsteller wirst Du in diesem Buch finden, die manchmal lustig und unterhaltend, manchmal ernst und tiefsinnig sind.

DIE GEIGE

Wenn alle in der Hütte eingeschlafen waren, geschah es zuweilen, daß er sich aus dem Zimmer stahl. Die raschelnden Maisstauden umgaben ihn unerbittlich von allen Seiten. Die runden Hüte auf dem Kopfe, nahmen ihn die hohen Sonnenblumen gefangen, so, als wären sie fremde, unbekannte Soldaten. Er ist völlig allein im Gemüsegarten, der kleine, zehnjährige Lukasch. Am dunklen Himmel zittern die unaussprechlich fernen Sterne. Sich duckend, versteckt er sich im Gemüsegarten und lauscht. Er hört jedes kaum vernehmbare Rascheln, er vernimmt das leiseste Sich-Bewegen des Glühwürmchens auf einem Blatt, das sehnsüchtige Zum-Monde-Steigen der Grashalme hört er, er vernimmt, wie sich die Melonen mit süßem Saft füllen. Ja, er hört sogar, obwohl er nicht hinsieht, wie die fernen Sterne einander zwinkern.

Am deutlichsten hört er aber das Zirpen der Grillen. Es gab unzählige von ihnen im Gemüsegarten. Sie spielten so wunderbar auf ihren winzigen Violinen, daß der Mond zuweilen auf dem Wipfel einer Pappel stehenblieb und ihrer sonderbaren Musik lauschte. Dann erinnert er sich plötzlich an seine Pflicht und setzt den ihm vorgeschriebenen Weg am Himmel fort. In solchen Minuten dünkte es Lukasch, das die ganze Welt aus wunderbaren Klängen, aus atemberaubender Musik bestehe. Diese Musik also vernahm er, bloß sie hörte er, nur sie war für ihn da, alles andere vergaß er. In solchen Minuten erinnerte er sich gewöhnlich an seine Geige, auf der er im Musikzirkel der Schule spielte. Sollte er vielleicht den Lehrer bitten, daß er ihm erlaube, die Geige mit nach Hause zu nehmen? Der Musiklehrer Wlas Hrihorowytsch ist ein guter Mensch, er wird ihm diese Bitte nicht abschlagen. Borgt er sie ihm, so nimmt er sie mit, wenn er herkommt.

Und hier wird er auf ihr spielen. Er wird das Lied spielen, das im Herzen entsteht. Er wird dieses Lied so spielen, daß die verzauberte Julinacht wie gebannt dastehen wird, und die Sterne werden alle, alle zur Erde fallen. Der Dnepr dort hinter den Trauerweidenbüschen wird seinen Lauf unterbrechen, um Lukasch spielen zu hören.

Lukasch horchte und träumte. Er komponierte das noch nie dagewesene blauäugige Lied.

Die Morgendämmerung schien schon nah zu sein. Ein kühles Lüftchen wehte vom Dnepr herüber. Der Geruch der Minze und des Liebstöckls wurde stärker. Man müßte sich eigentlich bereits auf den Heimweg machen und unter die warme Decke kriechen. Leise, ganz leise muß man auftreten und sich auf den Fußspitzen der Schwelle nähern. Sehr, sehr still muß das gemacht werden, damit der Vater nicht erwacht.

Gestern früh fabrizierte sich Lukasch eine kleine Violine. Mit unnennbarer Liebe hobelte er die Brettchen ab, klebte sie zusammen und spannte darüber die Saiten. Was für eine herrliche Geige! Lukasch färbte sie, und sie wurde grün wie der Grashüpfer. Rote Hähne zierte sie zu beiden Seiten. Sie sah wie ein gemaltes Bild aus. Es fehlte nur noch der Bogen. Ein ganz leichter Bogen muß das werden. Allein in diesem Augenblick trat zufällig der Vater ein. Er riß die Violine aus Lukaschs Händen.

„Das Weizenfeld ist mit unzähligen Käfern bedeckt. Alle Kinder sind draußen auf dem Feld. Du aber schlägst die Zeit mit Dummheiten tot. Gearbeitet muß werden! Verstanden?“

„Papa, gib mir die Geige zurück!“

Der Vater ging fort und nahm die Geige mit, die so grün wie der Grashüpfer war und mit roten Hähnen verziert. Der kleine Lukasch konnte sich nicht beruhigen. Er schaute dem sich entfernenden Vater nach, und er sah durch die Tränen hindurch, wie sich seine Geige verdoppelte und verdreifachte.

Der Weizen war dicht und trug einen langen, blonden Schnurrbart. Leise wiegten sich die wachsgelben Ähren

im Winde. Der Vater stand inmitten des Feldes und dachte an Lukaschs Violine, die er in Händen hielt. Es war ihm schade um das Kind, allein man darf keine Dummheiten begünstigen. Die Kinder der anderen sind einfach Kinder und machen den Eltern kein Kopfzerbrechen, aber meins hat sich Violine und Bogen in den Kopf gesetzt, und man kann es ihm nicht ausreden. Allein auch ein Kind muß wissen, daß es im Leben ernste Dinge und Arbeit gibt. Von Kindheit an muß sich der Mensch an die Arbeit gewöhnen und sie lieben lernen.

Neulich begegnete ihm der Lehrer und sagte:

„Demid Petrowitsch, Ihr Lukasch ist ein sehr begabter Junge. Er komponiert Musikwerke und spielt sie selber auf der Geige. Wenn Sie sein Spielen hören könnten! Er wird einst ein berühmter Musiker.“

„Ich möchte jedoch, daß er vor allem ein guter Traktorist wird.“

Noch immer stand der Vater inmitten des Feldes. Der beschnurrbarte Weizen nickte ihm mit seinen schweren, wachsgelben Ähren zu. Liebevoll streichelte er sie mit der breiten Handfläche. Schon steht die Mähzeit vor der Tür. Die Mittagssonne erwärmte das Getreide, das über dem ganzen Felde duftete. Es gibt nichts Prächtigeres als diesen Duft. An eine solch überreiche Ernte konnte er sich nicht erinnern. Er streichelte die Ähren und lächelte sich selber zu. Plötzlich übermannte ihn das deutliche Gefühl, daß er Flügel habe. Er schwang die Hände, allein er flog nicht. Ein froher Ruf entriß sich seiner Brust. Wollte er singen? Aber es wurde kein Lied aus dem Ruf, denn jetzt und hier half kein gewöhnliches Lied, man mußte ein ganz besonderes dazu haben. Jedoch der Vater kannte kein solches Lied. Er kannte es nicht, weil er in seiner Jugend Tagelöhner und Knecht bei den Großbauern war.

„Eine schwarze Wolke
Bedeckte den hohen Himmel,
Es fiel ein dünner Regen,
Er trieb die armen Schlucker
Zur Schenke an den Wegen.“

Einst sang der junge Knecht dies Lied, doch jene Zeit und jene wehmutsvollen Lieder verschlang schon längst die Vergangenheit.

Der Vater lächelte noch immer sich selber zu. Ist das eine Ernte! Von lauter Freude möchte man etwas Frohes in die Welt rufen. Aber es wird daraus kein Lied. Hat der Kollektivbauer kein solches Lied?

...Lukasch jedoch erbat sich beim Lehrer die Schulgeige. Er brachte sie nach Haus und flüsterte der Mutter zu: „Mama, Täubchen, liebes, versteck sie, versteck sie, damit der Vater sie nicht findet!“

„Sei doch nicht so dumm. Der Vater nimmt dir die Geige doch nicht weg.“

„Mütterchen, du weißt es nicht. Er hat mir doch meine kleine, grüne Geige weggenommen, und er nimmt mir auch diese weg, wenn er sie findet.“

Die Mutter stellte die Ofengabel in eine Ecke, trug vorsichtig mit dem Söhnchen zusammen die Violine fort und versteckte sie irgendwo in der Rumpelkammer. Hier roch es nach getrockneten Kornblumen und Wermut. Eine Makitra * mit Honig stand da, ein Quersack mit gebratenen Kürbiskernen hing an der Wand. Im Frühling brütet hier unter einem großen Sieb die Glucke ihre Eier aus. Hier ist das beste Versteck für Lukaschs Schätze. Sogar Lukaschs Brüderchen, der kleine Andrijko, versicherte ihm:

„Fürchte nicht, Brüderchen Lukaß, ich sag dem Vater, daß er in der Rumpelkammer nicht suchen soll.“

Spät am Abend kehrte der Vater aus der Versammlung nach Hause zurück. Plötzlich blieb er vor der Tür stehen und lauschte. Irgendwoher, aus der Richtung, wo der Gemüsegarten ist, schwebten seltsame, herzergreifende, zarte Töne herüber. Das sind Geigentöne, zweifelsohne. Irgendjemand spielt auf der Violine.

Vorsichtig die hohen Maisstauden auseinanderbiegend, über die Melonen schreitend, schlug der Vater die Rich-

* Makitra – ukr., kesselförmiges Steingutgefäß.



tung ein, woher die Töne kamen. Zwischen den Sonnenblumen versteckt, erkannte er beim blassen Mondlicht die kleine Gestalt seines Söhnchens. Lukasch stand im Gemüsegarten und spielte. Zum erstenmal in seinem Leben hörte der Vater solche Töne. Allein die Musik kam ihm irgendwie bekannt vor. Vor Erregung wurde ihm plötzlich eng ums Herz. Der Sohn spielte jenes Lied, das er auf dem Feld singen wollte! Das Lied riß sich aus der Tiefe des Herzens, bald ertönte es, als spiele ein ganzes Orchester, bald wiegte es sich leise auf einer einzigen Saite, und mit einemmal riß es ab, um sogleich aufs neue das Herz mit den zärtlichsten, wie Schmetterlingsflügel zitternden Klängen zu liebkosen. Der Vater lauschte wie gebannt. Es ist ihm nie im Leben eingefallen, daß man auf der Geige so spielen kann, daß sein Sohn so spielen könne. Plötzlich zuckte Lukasch zusammen. Er schaute sich um und erblickte den Vater. Außer sich vor Schreck, drückte er mit einer blitzschnellen Bewegung die Geige an die Brust. Allein der Vater stand wie verzaubert da. Das Mondlicht erhellte sein Gesicht, und der Sohn sah an den Wimpern des Vaters blinkende Tränen. Der Vater konnte vor Erregung kein Wort über die Lippen bringen. Schweigend legte er die breite Hand auf das warme Köpfchen des Sohnes.

Spät nachts erwachte die Mutter und ging den Vater und den Sohn suchen. Beide fand sie im Gemüsegarten. Der Sohn spielte auf der Geige, und der Vater lauschte, eine ungebetene Träne verstohlen mit der Hand trocknend.

*Aus dem Ukrainischen
von JONA GRUBER*

DAS MORSEALPHABET *

Vom frühen Morgen an donnern über dem Sowchos die Flugzeuge.

Sie beherrschen den Luftraum, doch weiter unten, über den Sowchosländereien, tritt die weißgefiederte Armee der Möwen gegen den Kornkäfer an. Vom zeitigen Frühjahr an sind die Vögel in der Steppe zu sehen. Der Traktor zieht den Pflug, und sie wirbeln wie ein Schneesturm hinter ihm her, sammeln die Würmer aus den Furchen. Aber die meiste Arbeit haben sie jetzt, da das Getreide heranreift und die unersättlichen Kornkäfer wie glänzender Überzug überall an den Ähren sitzen und den milchigen Saft aussaugen. Schon vor Tau und Tag fliegen die Möwen auf die Felder, tief ins trockene Tal hinein; sie fliegen gleichsam zur Arbeit und mühen sich, bis ihnen die Hitze unerträglich wird. Sie würden noch weiterarbeiten, wenn sie zu trinken hätten.

„Ihr solltet in der Steppe Tröge mit Wasser aufstellen, damit sie der Durst nicht quält“, hat Horpyschtschenko der Vorsitzenden des Arbeiterkomitees, Lukija Nasariwna Rjasna, einmal geraten. „Dann werden sie den ganzen Tag für euch arbeiten. Ohne Lohn, ohne Arbeitseinheiten. Nicht so wie wir, die wir mit dem Geld liebäugeln.“

Eigentlich hat Lukija Nasariwna gar nichts mit der Pflege von Federvieh zu tun, doch sie schenkt dem Vorschlag des Hirten Gehör und erzählt ihrem Sohn Vitali davon.

„Wir brauchten kleine Tröge als Möwentränke. Wer könnte uns welche anfertigen und woraus?“

* Auszug aus dem Roman „Tronka“

Der Sohn hat eine Idee. Anderntags fertigen in den Werkstätten die Schüler der oberen Klassen im Produktionsunterricht Tröge für die Möwen an. Die Jungen nehmen alte, abgefahrene Autoreifen, schneiden sie längs auf, so daß aus jedem Reifen zwei runde Gefäße von höchst origineller Form entstehen. Ist ein Reifen porös, so wird er gleich vulkanisiert.

Die Schüler der oberen Klassen müssen die Tröge auch selber hinbringen und sie im dritten Feldbauabschnitt inmitten der Getreidefelder aufstellen.

Ein Lastwagen voll Jungen und Mädchen braust in die morgendliche Steppe hinaus. Das hohe Getreide wirft noch kühlen Schatten auf den Weg, die Sonne geht eben auf, sie ist noch rot und blendet nicht, ist noch nicht unter der eigenen Hitze zerflossen, ist noch eine Knospe, ebenso prächtig wie die taugetränkte Steppe und der blanke Himmel! Alles ringsum lächelt einem zu, besonders wenn man in einem Lastwagen fährt, wo gescherzt und gelacht wird, wo es warm ist und man dicht gedrängt sitzt mit den Schulkameraden, denen diese Expedition in die Steppe eine fröhliche Spazierfahrt bedeutet.

Nach der Schule, nach dem Unterricht auf einmal diese Weite! Das ist jene Steppe, wo noch vor kurzem der Mensch mit seinem Krummstab Gebieter war. Der Elevator am Horizont erscheint ganz nah, obwohl er zwei Tagesmärsche entfernt ist. Unübersehbar sind die Ebenen, wo sich die Natur breit und unbändig entfaltet hat wie ein gewaltiger Ozean. Grüne Wellen von Pflanzungen. Fern dunkeln Getreideschober wie Walfischköpfe, die aus dem Dunstmeer aufgetaucht sind. Ein Hirt am Rande des Himmels. Und weiter nach Norden zu – Getreide über Getreide, goldgelber, dichter Weizen, der mit seinen vollen Ähren die jungen Augen der Schulabgänger erfreut.

Gute zwanzigtausend Hektar Land in einer Wirtschaft; dreißigtausend feinwollige Schafe ziehen herdenweise über die einzelnen Steppenbereiche – solche Maßstäbe herrschen hier. Manchmal im Sommer regnet es in einem Bereich, während über dem anderen nicht ein Tropfen fällt, nur die Kinder spielen im Straßenstaub herum und

rufen: „Regen, Regen, fließ herab!“ Einst hätte auf diesem Raum ein ganzes Fürstentum Platz gefunden, heute ist all das eine einzige Arbeitsgemeinschaft von Hirten und Bauern, geleitet von solchen Menschen wie Vitalis Mutter, einer Abgeordneten, der Vorsitzenden des Arbeiterkomitees, von den ewig besorgten Bereichsleitern und ihrem Schrecken, dem Sowchodirektor Pachom Chrysantowytsch, einem hageren, magenkranken Mann, der sogar am Tage in seinem Arbeitszimmer beim Licht der Schreibtischlampe sitzt wie Diogenes in der Tonne, denn die Fenster sind außen von den grünen Tätzen breitblättrigen, lustig rankenden Weinlaubs bedeckt. In seinem Zimmer hängt an der Wand eine Karte des Sowchosgebietes, das sich wie ein Stiefel über Dutzende von Kilometern erstreckt, es ragt vom Meer bis tief ins Festland hinein, und jedesmal, wenn Pachom Chrysantowytsch einem Fremden diesen Stiefel auf der Karte zeigt, setzt er hinzu: „Sehen Sie, wir haben die gleiche Form wie Italien.“

Italien oder nicht Italien – jedenfalls ist es eine solche Weite, daß man singen möchte, und da erklingt auch schon ein Lied aus dem dahinsausenden Wagen mit den Schülern.

Alle singen, außer der Tochter des pensionierten Majors, Lina Jazuba, die erst kurze Zeit in Vitalis Schule ist und entweder die hiesigen Lieder noch nicht alle kennt oder zu Hause Unstimmigkeiten gehabt hat, denn sie hat wieder dunkle Ringe unter den Augen, als habe sie die ganze Nacht geweint. Wenn Lina nicht in Stimmung ist, dann ist es besser, sie gar nicht zu beachten – mag sie still und in sich gekehrt in der äußersten Ecke des Wagens sitzen und in die Steppe hinausstarren.

Tonja Horpyschtschenko mit ihrer hellen Stimme, vom munteren Gesang einfach hingerissen, läßt ihre nußbraunen Augen funkeln und schleudert schelmische Blicke nach den Jungen, nur ihren Nachbarn Vitali Rjasny scheint sie nicht zu bemerken, obwohl beide auf ein und demselben Reifen sitzen. Tonja hat den Jungen beiseite gedrängt und sich's neben ihm bequem gemacht, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Aber Vitali wäre der Aufmerksamkeit wert gewesen. Obgleich äußerlich ein unscheinbares Bürschchen, ist er erstaunlich intelligent. Er hat sich unbequem neben Tonja zusammengekauert und lächelt verlegen mit vorgehaltener Hand. So manches Mal half er Tonja über die Physik- und Mathematikprüfung hinweg, denn er ist ein guter Schüler und hat noch dazu goldene Hände. Für die Hausfrauen aus seiner Nachbarschaft ist er auf technischem Gebiet eine Autorität ersten Ranges. Ein elektrischer Kocher oder Elektroherd ist in Ordnung zu bringen, eine Steckdose ist auszuwechseln? Lauf, hole Vitali Rjasny! Ist eine Antenne aufzustellen, ein Rundfunkgerät nachzusehen – wieder ruft man den hilfsbereiten Mechaniker, und er macht sich bereitwillig an die Arbeit, sitzt da und repariert schweigsam, bis alles fertig ist, was zu tun war. So ist er. Es gefällt ihm, wenn er alles untersuchen und verschiedene kleine Kunstwerke ersinnen kann. Bei ihm zu Haus gibt es wahre Wunderdinge. Dieses Frühjahr konstruierte er sich eine besondere Fernsehantenne, eine, mit der er mehrere Sender herankriegte. Aus dem ganzen Viertel kamen die Leute zu Vitali, um die Sensation zu bestaunen – diese zufälligen, irrlichternden Bilder, die, eins das andere ablösend, plötzlich wer weiß woher über den Bildschirm huschten. Der eine sagte, es sei eine Sendung aus Griechenland, der andere tippte auf Italien, und einer äußerte im Scherz die Vermutung, sie käme vielleicht gar vom Mars. So ging es, bis eines Tages Genosse Jazuba, der Pensionär, davon erfuhr.

„Du solltest bedenken, was du da heranholt, Verehrtester“, bemerkte er einmal zu dem jungen Mechaniker.

Der Bursche hätte lieber schweigen sollen, doch er gab eine schroffe Antwort.

„Sie haben mir gar nichts zu sagen.“

„Wer denn sonst? Wenn man dich nicht in die Schranken weist, dann holst du noch die ganze Welt heran.“

„Wenn ich es schaffe, warum nicht?“

„Und wie steht's mit der Genehmigung? Wer hat dir das Recht dazu gegeben, Verehrtester?“

„Und wer gibt Ihnen das Recht, mich zu behelligen? Das möchte ich gerne wissen.“

„Das geht dich nichts an, du Milchbart. Ich wende mich als Ältester an dich! Und ich rate dir dringend: Dreh die Antenne dahin, wohin es sich gehört.“

Vitali widersetzte sich, hörte nicht auf den Rat, doch es endete damit, daß der Major bei einer Stelle anrief, eine Eingabe machte und schließlich durchsetzte, daß der Junge seine Antenne umbauen und auf das Gebietsstudio des sowjetischen Fernsehens richten mußte.

„Also, gesungen hätten wir nun, Verehrtester.“ Hryzko Schterewerja, der sich zwischen die Mädchen gedrängt hat, zwinkert Vitali zu, und alle lachen über seinen „Verehrtesten“, denn sie wissen, auf wen das gemünzt ist. Nur Lina Jazuba fühlt sich wegen ihres Vaters beleidigt und blickt Schterewerja scharf an.

„Willst du, daß ich absteige?“

Das Gelächter verstummt sofort, und Tonja ruft lebhaft, um den Streit im Keim zu ersticken: „Seht mal, die Hexe holt uns ein.“

Mit der „Hexe“ meint sie den dickbäuchigen Milchwagen, der schon seit dem Zentralgehöft hinter dem Lastwagen herstiebt und dessen Aufschrift „Milch“ weithin durch den Staub leuchtet, obwohl er jetzt das Wasser für die Möwen transportiert.

Viele Möwen sind schon in der Luft. Sie scheinen mit dem Lastwagen um die Wette zu fliegen. Groß und blendend weiß, eilen sie mit weit ausgreifenden Flügelschlägen vor dem Fahrzeug her, in die Steppe, zur Arbeit.

„Da sind sie, unsere Arbeitskräfte“, sagt Alla Ratuschna und hebt ihr kleines sommersprossiges Gesicht zum Himmel. „Ich hab gelesen, in einer Stadt haben sie den Möwen sogar ein Denkmal gesetzt.“

„Den Möwen? Ein Denkmal?“ Schterewerja glotzt sie ungläubig an. „Wozu denn solche Ehre?“

„Sie haben die dortigen Felder vor der Heuschreckenplage gerettet.“

Immer mehr Möwen segeln jetzt in den Lüften. Uferlose Getreidefelder, und darüber unzählige weiße Flügel-

ein hinreißendes Bild! Das Gefieder glänzt in der Sonne, die Möwen huschen dahin, fliegen tiefer, stoßen im Flug zu, picken die Kornkäfer von den Ähren. Der Lastwagen ist für sie ein flinkes kleines Schiff, furchtlos fliegen sie darüber hin, die prachtvollen weißgeflügelten, schwarzköpfigen Vögel.

„Wißt ihr, wie sie heißen?“ fragt Marijka Sytnyk, ein lebhaftes, stupsnäsiges Mädchen. „Mittelmeermöwen.“

„Stammen sie etwa von dort?“ Fast zum erstenmal während der Fahrt spricht Tonja mit Vitali.

Der Junge antwortet dumpf: „Sie nisten bei uns hier, auf der Insel Smaleny.“

Bei der Erwähnung der Insel Smaleny blicken sich alle lachend nach ihrem Klassenkameraden Kusma um, einem Burschen von athletischem Körperbau.

„Der wird Smaleny sein Lebtag nicht vergessen!“

Nach Smaleny, der nächstliegenden Insel des Archipels, einem Naturschutzgebiet, haben sie einst als Schüler der fünften Klasse einen Ausflug unternommen, wie sie ihr Biologielehrer Wassyl Karpowytch so gern organisiert. Auch heute fährt er mit, nur sitzt er nicht hinten bei ihnen, sondern vorn neben dem Fahrer. Damals hatte er sie in einem Fußmarsch nach der Insel geführt, die deshalb Smaleny („Teerinsel“) heißt, weil die Kormorane einstmals dort brüteten und die ganze Insel schwarz aussah wie geteert, wenn sich die vielen Vögel mit ihrem metallisch glänzenden Gefieder darauf niederliesen. Damals, zur Zeit des Ausflugs, gab es schon keine Kormorane mehr auf der Insel, dafür aber unzählige Enten und Möwen, die in riesigen Kolonien dort nisteten. Als die Barkasse an der Insel anlegte und die jungen Ausflügler an Land strömten, erhob sich über ihren Köpfen eine lärmende weiße Wolke, die die Sonne verdunkelte. Die Vögel flogen umher und schrieten fortwährend, solange die Kinder auf der Insel blieben. Außer Möwen gab es auch Tauchenten, Grauenten, prächtige große Brandenten und Seetauben. Man wußte gar nicht, wo man hintreten sollte: Überall waren Nester, Eier und kahle Vogeljungen im Gras verstreut, manche schon flaumbedeckt, andere krochen gerade

aus dem Ei und pickten mit dem Schnabel das Tor zur Welt auf, um sich später aufzuschwingen, darüber hinzufliegen und zu sehen, wie sie beschaffen ist.

Die Ausflügler durchstreiften die Insel, die mit übermannshoher Melde bewachsen war. Vitali, der Kleinste der Klasse, kam sich vor wie im Wald, er blieb oft hängen und mußte sich durch wilden Sauerampfer und Steppen gras mühsam einen Weg bahnen – am Himmel die aufgestörte, schreiende Vogelwolke, zu seinen Füßen gleitende Schlangen!

Kusma, der Bursche, der jetzt ruhig hier im Lastauto sitzt und behäbig lacht wie ein Erwachsener, war damals im Schilf auf eine giftige Natter getreten, und die hatte ihn ins Bein gebissen – oh, wie hatte er da geschrien! Wassyl Karpowjtsch hatte sich im Nu niedergeworfen und das Gift aus der Wunde gesaugt, und dann hatte sich auch Tonja hingekniet, hatte ebenfalls gesaugt und ausgespuckt, und alle waren verblüfft gewesen, daß sie sich nicht fürchtete, und in der Schule war dann in der Wandzeitung darüber geschrieben worden. Doch Tonja hatte nur die Achseln gezuckt.

„Ach, was ist denn schon dabei? Mein Vater ist Hirt, er hat's mir beigebracht!“

Und obwohl Kusma danach trotzdem noch Fieber bekam und das Bein steif wie ein Holzklotz wurde, genas er bald wieder, und jetzt sah man, daß der Biß ihm sogar förderlich gewesen war: Er war kräftiger und breitschultriger als der Lehrer.

„Kusma, hättest du wenigstens Tonja ein Fläschchen Parfüm geschenkt!“ witzelt Marijka Sytnyk. „Für Erste Hilfe im Schilf.“

„Bei dem kannst du lange warten!“ sagt Tonja mit gespielmtem Unwillen, obwohl ihre Augen lachen. „Er getraut sich nicht mal, mit mir ins Kino zu gehen!“

„Das kommt schon noch!“

„Wenn ich mitkomme! Laß dir erst mal 'nen Schnurrbart wachsen! Ist ja noch nicht mal Flaum zu sehen!“

„Au, das saß aber! Nicht zu Unrecht heißt's, jede Frau habe drei Tropfen Schlangenblut im Leib.“

„Und wieviel hast du noch in dir? Oje, wie hast du damals gebrüllt! Deine Nasenlöcher waren ganz grün! Und wie dir der Nabel herausstand!“

In der Kurve wirft die Fliehkraft sie alle nach außen; kreischend und lachend fallen sie durcheinander, und Vitali wünscht sich noch mehr solcher Kurven und daß überhaupt die Fahrt gar kein Ende nehmen möge, damit Tonja sich öfters mit ihrem heißen, festen Körper so an ihn lehne.

Doch da hält der Wagen inmitten der Getreidefelder, und alle springen ab; die Gummireifen fliegen auf die Erde, und der graubärtige, lebhaft Wassyl Karpowytsch ruft fröhlich:

„Nun werft sie aus, eure Glücksräder!“

Vitali packt den Reifen, auf dem er mit Tonja gesessen hat, und nimmt ihn wie ein Kummel auf die Schultern. Das Rad riecht angenehm nach heißem Gummi und dem Staub jener unbekanntenen Straßen, über die es gerollt ist, und der Weizen, der von Horizont zu Horizont reicht, duftet geradezu berauschend.

Wassyl Karpowytsch sagt, was zu tun ist, ordnet an, wer wohin geht, und schickt Vitali und Tonja, vielleicht weil sie nebeneinander stehen, zusammen weg.

„Bringt sie dorthin, geht immer den schmalen Rain entlang. Dort drüben stellt ihr sie auf.“

Tonja ergreift eine Blechkanne mit Wasser und geht voraus, und Vitali folgt ihr mit seiner Bürde. Er trägt den Reifen über der Schulter wie einen Rettungsring, doch auch der rettet den Burschen nicht vor der Erregung, die ihn packt, sobald sie beide den Weg verlassen haben und allein sind. Solange er mit Tonja im Wagen kauerte, war ihm gewesen, als säße er neben ihr auf der Schulbank, doch jetzt findet er keine Worte, Befangenheit hemmt ihn, und immer wieder steigt ihm heiß das Blut zu Kopfe.

Arglos geht Tonja voran, immer weiter in das Getreide hinein, ihre flauschigen Trainingshosen rascheln im spröden Queckenkraut, über den Hosen trägt sie ein luftiges Kattunkleid. Tonja dreht das Köpfchen, sieht sich nach allen Seiten um, ihr hellbraunes Haar glänzt in der

Sonne, sie hat es hinten mit einem Band zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der im Nacken absteht und Tonja das Aussehen eines römischen Kriegers verleiht. Wegen dieser kleinen Modetorheit hat sie schon einiges einstecken müssen, der Pferdeschwanz wurde sogar auf einer Komsomolversammlung der Schule kritisiert, doch die Kritik prallte von ihr ab. Tonja ist immer lustig und sorglos, sie wartet anscheinend nur auf das Reifezeugnis, um von niemandem mehr abhängig zu sein und sich ungestört die Frisuren zuzulegen, die sie gerade will.

Der schmale Rain nimmt kein Ende, er zieht sich bis zum Horizont hin; die Ähren nicken von beiden Seiten, die Feldwicke schimmert blau, die Ackerwinde schlängelt sich am Boden entlang, rötlich funkelt der betaute Geißklee.

Endlich bleibt Tonja stehen, stellt die Kanne hin und blickt sich um. Ein hohes Hünengrab ragt unweit mitten aus dem Getreide empor, unberührt, mit grauem Wermut überwuchert. Keine Menschenseele weit und breit, nur das Lastauto und der Wasserwagen lugen in der Ferne über den Weizen hinweg, und ganz von fern dringen Stimmen herüber; wie am Rande der Welt rufen sich die Burschen etwas zu.

Der Himmel ist klar, nur am Horizont, kaum erkennbar, zeichnen sich reglose weiße Wölkchen ab. Kurz ist ihr Dasein: Unmerklich, wie sie erscheinen, verschwinden sie auch wieder, lösen sich noch vor Mittag auf. Jetzt schimmern sie noch weiß wie die Segel ferner Fregatten, überwölben den Himmel, die beiden jungen Menschen hier auf dem Rain und bannen deren Blicke mit ihren geblähten Segeln.

Tonja besinnt sich zuerst. „Na, leg ihn schon hin. Wirf dein Kummer ab.“

Sie meint den Reifen, den der Bursche immer noch umhängen hat, als habe er vergessen, wozu er ihn hergeschleppt hat.

Gesenkten Kopfes steht Vitali da. Ihm ist heiß, er verschmachtet fast unter ihrem Blick, als stehe vor ihm

nicht Tonja, sondern ein unbekanntes Mädchen, das ihn kritisch betrachtet. Ihm ist, als sehe er sich in diesem Moment mit ihren Augen, und so erblickt er seine kümmerliche Gestalt, die brennendroten Ohren, und dieser alberne Reifen macht ihn, wie ihm scheint, nur noch kleiner. Ihm ist, als schaue Tonja ihn unter schwarzen Brauen hervor geringschätzig an und frage sich, was das wohl für ein Junge sei, der sich da den Reifen umgehängt hat und der vor ihr steht, verwirrt und linkisch von einem Fuß auf den anderen tretend. Dort, wo ein Mann, ein schneidiger Leutnant vom Schießplatz stehen müßte, steht bekümmert ein Bürschchen mit strohblondem Haarschopf, der ihm in die Stirn hängt, mit gewöhnlichen grauen Äuglein, mit hagerem Gesicht, dessen Sommersprossen wie braune Sandkörnchen wirken.

„Leg ihn hier hin!“ sagt Tonja, um dem Jungen über die Verlegenheit hinwegzuhelfen.

Vitali bemerkt jedoch, daß auch Tonja jetzt anders ist – scheu wie ein Vogel und ernst; sie lächelt Vitali heute nicht so sorglos zu wie sonst in der Schulpause.

„Mach doch! Hast du noch nicht gefrühstückt?“

Der Junge kommt sich unbeholfen und nichtig vor; wortlos wirft er den warmen Gummireifen ab und legt ihn gehorsam dorthin, wohin Tonja gewiesen hat, dann bückt er sich und rückt ihn zurecht, als sei das von Bedeutung. Geschäftig gießt Tonja aus der Kanne Wasser für die Möwen ein, läßt noch etwas übrig, um selbst zu trinken, und setzt die Kanne sogleich an. Sie trinkt gierig, und währenddessen läßt Vitali kein Auge von ihr und ihrem hochgereckten schlanken braunen Hals. Wasser fließt ihr in den Ausschnitt, es kitzelt, sie gibt ihre strenge Zurückhaltung auf und lacht laut.

„Willst du auch?“ fragt sie Vitali, als sie sich satt getrunken hat.

Als sie ihm die Kanne reicht, berührt sie absichtlich oder unbewußt seine Hand. Sie streift sie nur flüchtig, doch er zuckt unter dieser Berührung zusammen, errötet, und eine Welle bisher unbekannter Zärtlichkeit ergreift ihn.



Eigentlich mochte er gar nicht trinken, doch nun setzte auch er an und trank das warme Wasser, das heute im Sowchoshof aus dem artesischen Brunnen geholt worden war, und sowie er sich satt getrunken hatte, goß er das restliche Wasser vorsichtig in den Gummiring, in das auf Quecken liegende Glücksrad. Jetzt war es fast bis zum Rand gefüllt, nun konnten die Möwen in der Hitze daraus trinken. Die beiden blickten schweigend in die Tränke und warteten, bis sich der Wasserspiegel geglättet hatte. Nach und nach war der hellblaue Himmel darin zu erkennen, und in diesem Himmel hingen ihre über das Rad geneigten, halb beschatteten, halb von der Sonne beschienenen Gesichter. Eine Möwe flog am Himmel vorbei, auch sie war im Wasser zu sehen.

„Ob sie unsere Tränke finden werden, Vitali?“ fragte Tonja nachdenklich.

Er antwortete mit fremder, heiserer Stimme: „Ganz bestimmt.“

Sie blickten noch eine Weile in das Stück Himmel zu ihren Füßen und erkannten sich selbst nicht mehr darin, sie waren es und waren es auch wieder nicht.

Der nächste Tag beginnt wieder mit Arbeit für sie, nur werden die Schüler der zehnten Klasse diesmal in dem zur Schule gehörenden Weinberg eingesetzt. Sie sollen die Reben hochbinden.

Die breitblättrige Weinsorte, hier „Ochsenaug“ genannt, ist dieses Frühjahr üppig gediehen, hat reichlich Fruchtknoten angesetzt und verheißt große, volle Trauben; doch vorerst sind die Beeren klein und grün. Das kommt erst noch, daß die Weinbeeren sich prall mit Saft füllen, sich mit feinem grauem Staub überziehen, bläulich beschlagen und daß die Trauben unter den Blättern hervorlugen und matt in der Sonne glänzen, den ganzen Stock durch ihr Gewicht zur Erde ziehend. Vorerst sind es zarte Zweiglein, in deren Gabelungen grüne Kugeln sitzen, wie die Strukturformel eines komplizierten Moleküls. Man muß diese Fruchtknoten vorsichtig berühren, um sie nicht abzubrechen.

Die Schüler der oberen Klassen, Jungen und Mädchen, haben sich verteilt, sind im grünen Dickicht der Weinstöcke verschwunden. Und natürlich ist es reiner Zufall, das Tonja und Vitali die gleiche Reihe bearbeiten – das Mädchen tauchte im letzten Moment plötzlich in dieser Reihe auf. Nach dem gestrigen Tag sind sie jetzt böse aufeinander und arbeiten schweigend. Der Bursche hebt den Stock mit all den grünen Knöllchen, die sich dann mit Saft füllen und volle Trauben bilden werden, und Tonja bindet ihn oben mit Bindfaden fest. Sie hat volle, feste braune Arme. Und ihre Brust reckt sich ihm zwischen den Weinblättern entgegen. Ihrer beider Lippen sind spröde und trocken, es ist heiß. Plötzlich lächelt das Mädchen ihn ungewöhnlich, auf eine besondere Art an.

„Warum warst du gestern nicht im Kino?“

„Ich war... am Kino!“

„Wieso hab ich dich dann nicht gesehen?“

„Ich habe dich aber gesehen... Habe gesehen, wie du mit den Feldwebeln kokettiert hast.“

In seiner Stimme schwang etwas wie Eifersucht mit, und das freute Tonja.

„Übrigens bin ich gar nicht im Kino gewesen.“

„Warum nicht?“

„Ach, nur so. Hab's mir anders überlegt. In letzter Minute.“

Mit diesem Eingeständnis machte sie ihn glücklich. Am liebsten hätte er Tohja gepackt, in die Luft gehoben, geneckt, ihr gedankt. Doch er ließ sich nicht anmerken, sondern wählte aus den vielen gleichlangen Bindfadestücken eins aus und band die kräftige Rebe umständlich und sorgsam fest.

Längst war der Stock am Betonpfahl angebunden, doch Tonja rührte sich nicht von der Stelle; sie blickte Vitali durch die Blätter an, als bedauere sie, daß der Stock sie trennte.

„Sag mal, Vitali, hast du mir den Brief geschrieben?“

„Welchen Brief?“

„Den mit den Morsezeichen.“

„Ich werde dir noch in der Knotenschrift der alten Inkas schreiben.“

Sie lachte, und ihre Hand berührte scheinbar zufällig, ähnlich wie gestern, als sie ihm die Wasserkanne reichte, zwischen den Blättern des Weinstocks seine Finger. Ihre Hände vereinten sich zu leidenschaftlichem Händedruck und verschränkten sich immer fester ineinander. Ihm wurde heiß, schwindlig. Ihre Augen kamen immer näher, leuchteten schon dicht vor ihm, berauschend und feucht. Da stand das unscheinbare Bürschchen vor ihr, mager und mit wirrem Haarschopf, sein hageres fleckiges Gesicht, vom Wind gegerbt, sah aus wie Salzerde, und seine Lippen waren gleichfalls rau und trocken, doch sie zog ihn plötzlich an sich und küßte zitternd seine Lippen!

Dann stieß sie ihn wieder von sich und blickte sich verlegen um. „Hat uns auch niemand gesehen?“

Von brennender Röte übergossen, rannte sie zum nächsten Weinstock, packte ihn, wußte nichts damit anzufangen, drehte ihn unschlüssig in den Händen, bis Vitali endlich begriff, daß er ihn festbinden sollte, und so gingen sie schweigend, verlegen und glücklich wieder an die Arbeit, umarmten den Weinstock, banden ihn hoch, so daß er zärtlich mit seinen Blättern raschelte und die jungen Sprößlinge reckte.

*Aus dem Ukrainischen
von RUPRECHT WILLNOW*

ANDRIJ IWANOWYTSCH

Die Kleinen nannten ihre Schule „Pferdestall“. Auch die Lehrer nannten sie so. Vielleicht nannte man sie deshalb „Pferdestall“, weil sie nah am Rande der Wiese stand, wo die Pferde unter den Weiden grasten? Möglich ist aber auch, daß sie deshalb so genannt wurde, weil von Zeit zu Zeit eines der Pferde an die Schulfenster herantrabte und zu den Kindern hineinschaute oder sich an der Lehmwand die Flanken rieb, daß die Schule erzitterte.

„Au, die Schule stürzt ja bald über unseren Köpfen zusammen!“ rief irgendjemand von den Schülern mit scheinbarer Angst, worüber die ganze Klasse in Gelächter ausbrach.

„Seid doch still“, sagte der Lehrer Andrij Iwanowytsch, seinem gütigen Gesicht eine strenge Miene aufsetzend.

In die allerbeste Stimmung aber versetzte sie das Kavalleriepferd Orlyk, wenn es ans Schulfenster herantrabte, dort stehenblieb, den Kopf hob und anhaltend wieherte, so, als rüge es die mangelnden Erfolge der Schüler. Hatte es sich müde gewiehert, so machte es eine kleine Pause, guckte zum Fenster hinein, um dann aufs neue loszuwiehern.

Hier und da erhoben sich Hände, und der eine oder der andere der Schüler bat eindringlich:

„Andrij Iwanowytsch, erlauben Sie doch bitte, das Pferd zu verjagen!“

Aber der Lehrer tat, als sehe er gar nicht die erhobenen Hände, als höre er nicht die bittenden Stimmen.

„Das Gewieher stört uns! Es ist unmöglich, bei diesem Gewieher zuzuhören und zu lernen!“ riefen viele Kinderstimmen.

Endlich ließ sich Andrij Iwanowytsch erweichen.

„Kalaschnyk Gryzko, verjage das Pferd!“

Gryzko Kalaschnyk, der Klassenbeste, lief hinaus, das Pferd zu vertreiben. Die ganze Klasse drängte sich ans Fenster. Alle wollten diesem Schauspiel zusehen. Kalaschnyk packte das Pferd an der Mähne und kletterte wie ein kleiner Affe auf den Pferderücken. Mit den Fersen die Flanken schlagend, jagte er durch den Gemüsegarten auf die Wiese.

Neidisch bettelten die Kinder:

„Andrij Iwanowjtsch, erlauben Sie doch auch uns einmal, den Orlyk zu vertreiben!“

Andere riefen in geradezu vorwurfsvollem Tone:

„Immer und immer wieder bekommt man nur eines zu hören: ‚Kalaschnyk, Kalaschnyk, Kalaschnyk!‘“

Die weißen Brauen mürrisch runzelnd, erwiderte Andrij Iwanowjtsch:

„Werdet zuerst solche Schüler wie Kalaschnyk, dann könnt auch ihr die Pferde vom Schulfenster vertreiben.“

Die Kinder nannten das Roß „Orlyk“, weil es in der Tat so hieß. Die Lehrer gaben ihm den Namen „Inspektor“.

Wenn man von Kalaschnyk und noch einem anderen Jungen absieht, waren in Andrij Iwanowjtschs Klasse lauter Mädchen. Die Schüler der anderen Klassen nannten deshalb auch Kalaschnyk und seinen Mitschüler „Hähne im Korb“. Kann man denn Jungen, die in einer Mädchenklasse hockten, anders nennen? Dies störte aber Kalaschnyk nicht im geringsten, denn er war nicht nur der erste in seiner Klasse, sondern auch kräftig, stark, geschickt und flink. Er konnte nicht nur sich selbst verteidigen, sondern auch die ganze Klasse in Schutz nehmen. Darum liebten ihn auch alle, er war der einzige, der keinen Spitznamen hatte.

Die meisten von ihnen kamen bereits in die Schule mit einem Spitznamen. Die allermerkwürdigsten und wunderlichsten Spitznamen konnte man hier hören. Es gab Spitznamen, die sich von Vater auf den Sohn oder von der Mutter auf die Tochter vererbten. Es gab aber auch solche, die sich der Schüler oder die Schülerin

selber erwarb. Die Spottnamen galten bei den Kindern als eine der größten Beleidigungen. Oft waren diese Spitznamen der Grund für die wütesten Schlägereien.

Den augenscheinlich lächerlichsten Spitznamen hatte Wassylyna Kuschtsch. Man nannte sie sowohl in ihrer Anwesenheit als auch in ihrer Abwesenheit „Kunja“. Warum „Kunja“, wußte kein Mensch zu sagen. Was dieses „Kunja“ bedeutete, wußte ebenfalls niemand. Und doch war es ungemein lächerlich, „Kunja“ zu heißen. Wassylyna beleidigte es bis aufs Blut, wenn man sie so nannte. Sie war fähig, demjenigen die Augen auszukratzen, der sie so verspottete. Am meisten neckte sie Pawlo Dardyschtsche. Diesem mageren, sommersprössigen Geschöpf mit den langen, bis über das Knie herabhängenden Händen bereitete das Necken und Hänkeln einen unaussprechlichen Genuß.

Ausgerechnet dieser kleine Pawlo Dardyschtsche saß in der vordersten Bank, und hinter ihm saß Wassylynka. Während des Unterrichts drehte er sich plötzlich um und starrte Wassylynka mit seinen unruhigen grünlichen Augen an. Leicht möglich, daß er es deshalb tat, weil Wassylynka sehr schön war und jedermann sie mit Vergnügen ansah. Wassylynka konnte aber den Dardyschtsche nicht ausstehen, und sie befahl ihm sogleich:

„Was glotzt du mich an? Dreh dich sofort um!“

Allein Dardyschtsche fiel es nicht im Traume ein, sich umzudrehen. Da stieß sie ihn mit der Faust in den Rücken:

„Dreh dich um, hörst du?“

„Fällt mir nicht ein.“

„Dreh dich um, sag ich dir!“

Dardyschtsches Raubtieraugen sprühten vor Bosheit, und er sagte Wassylynka mit gedehnter Stimme direkt ins Gesicht:

„Ku-n-ja-a!“

Sie versetzte ihm eine Ohrfeige, und da belegte er sie mit einem noch viel schlimmeren Spitznamen:

„Geschecktes Huhn!“

Wassylynka hatte nämlich ein paar Sommersprossen im Gesicht, und das war die Ursache dieses Spitznamens. Vor Beleidigung zitterte ihre Stimme, und obwohl sie ihn auf den Nacken und auf die Schultern schlug, drehte er sich doch nicht um. Da erhob Wassylynka die Hand und schaute ihn herausfordernd an: ‚Würde er sich jetzt umwenden oder nicht?‘ Allein auch dies erschreckte den starrsinnigen Dardyschtsche nicht,—er sah sie nur spöttisch an.

„Was ist los?“ fragte Andrij Iwanowytsch.

„Der Dardyschtsche glotzt dauernd!“ beklagte sich Wassylynka.

Andrij Iwanowytsch wies ihn zurecht:

„Warum starrst du sie dauernd an?“

„So was! Auch das Anschauen verbietet man?“ brummte Dardyschtsche.

„Er gibt mir auch Spitznamen!“ beklagte sich ferner Wassylynka.

Andrij Iwanowytsch litt es nicht, wenn sich die Kinder Spottnamen gaben.

„Aufstehen, Dardyschtsche!“ befahl er. „Steh so lange, bis die Stunde zu Ende ist.“

Der kleine, magere Dardyschtsche stand auf und blieb bis zum Ende der Stunde gehorsam stehen. Ab und zu warf er einen drohenden Blick auf Wassylynka, und die streckte ihm ihre kleine, rosige Zunge heraus.

Das war also die Schule, wo Andrij Iwanowytsch Unterricht erteilte, das waren seine Schüler: vorzügliche, mittelmäßige, schlechte. Er selber aber sah keinen großen Unterschied zwischen ihnen.

Wer war er eigentlich, dieser Andrij Iwanowytsch? Klein von Wuchs, abgemagert, das Gesicht gelb, zerfurcht. Er trug ein kleines, kaum auffallendes Schnurrbärtchen, das er natürlich abrasieren könnte, es aber aus irgendeinem Grund sorgfältig pflegte. Er trug eine Uniformbluse mit Gürtel. Zuweilen kam er zum Unterricht im Reithosen, manchmal trug er eine blaue Hose mit einem grauen Streifen. Er besaß auch einen kurzen Mantel mit einem Kragen aus Webpelz. Keiner von den Schülern hat ihn

je anders gekleidet gesehen, weder in der Schule noch zu Hause. Gewöhnlich trug er Lederstiefel, deren Schaft er mit einem feuchten Fetzen säuberte, den unteren Teil jedoch fettete er mit Gänsefett ein. Hatte er keines, so gebrauchte er Schweinefett.

Will man nach dem ersten Eindruck urteilen, so ist dies fast alles, was man über Andrij Iwanowytsch sagen kann. Jedenfalls darf man mit Sicherheit behaupten: Würden die Kinder ihren Lehrer ohne die umgürtete Uniformbluse, ohne die Reithosen, ohne Stiefel, ohne das blasse Schnurrbärtchen unter der Nase erblicken, so würden sie ihn kaum erkennen.

In diesem Dorf war er allerdings ein Zugewanderter. Erst nach dem Kriege tauchte er hier auf. Er kam allein, seine Frau war irgendwo an der Front gefallen. Man übergab ihm eine in der Nähe der Schule gelegene Hütte, wo vor einiger Zeit ein alter Mann und eine alte Frau gewohnt hatten. Diese alten Leutchen starben fast gleichzeitig, und die Hütte stand eine Zeitlang leer. Alles, was dieses alte Paar hinterlassen hatte, erbte Andrij Iwanowytsch. Es wäre falsch anzunehmen, daß er dieses Erbe nicht nötig gehabt hätte. Außer der Hütte bekam er zwei Wandbänke, eine Truhe mit einigen alten Sachen, die er nicht wagte hinauszuerwerfen, eine Mangel, eine Teigrolle, eine Picke, ein Schüreisen, einen Holzeimer, eine Liege und zwei Hühner.

Diese zwei Hühner verschafften ihm die größten Schereereien, waren ja die Hühner nicht sein Eigentum. Vor allem wußte er nicht, ob er sie füttern sollte oder nicht. Aber er fütterte sie dennoch. Seine Hauptsorge aber war, daß die Hühner Eier legten, und er keine Ahnung hatte, was er mit diesen Eiern anfangen sollte. Er sammelte sie sorgfältig im Hühnerstall, denn er fürchtete, daß eine Henne sie ausbrüten könnte. Was würde er dann mit den Kücken beginnen? Er hatte bereits fünfzehn Eier. Eines Tages ging er zu den Nachbarn und fragte diese, was er mit den Eiern machen solle.

Die Nachbarn wunderten sich nicht wenig über diese Frage:

„Kochen Sie sie doch!“ rieten sie.

Der Lehrer machte eine ratlose Geste:

„Darf man denn über etwas verfügen, was einem nicht gehört?“

„Dann verkaufen Sie sie!“

Wieder machte Andrij Iwanowytch eine ratlose Geste: Er war noch nie auf dem Markt und dachte nicht daran, dahin zu gehen.

Die Eier lagen also nutzlos im Zimmer herum, bis er auf den Gedanken kam, sie einer von seinen Schülerinnen zu schenken, die offensichtlich unterernährt war, eine ungesunde Gesichtsfarbe und entzündete Augen hatte.

Am nächsten Tag kam zu ihm eine Frau mit einem Bündel in der Hand. Sie knüpfte mit ihm ein Gespräch über das Dorf an, über die Schule. Er antwortete zwar hin und wieder, allein er begriff nichts:

„Wer ist denn diese Frau? Wozu kam die zu mir?“ dachte er bei sich.

Endlich schickte sie sich an zu gehen und ließ das kleine Bündel auf der Bank zurück:

„Ich habe Ihnen da ein wenig Buchweizengraupen gebracht, kochen Sie sich einen Brei“ ...Da sie aber an seinem Blick erkannte, daß er sich ihr Verhalten nicht erklären konnte, fügte sie hinzu: „Sie haben ja doch meiner Nastja ein paar Eier gegeben, nun habe ich Ihnen dafür ein wenig Buchweizengraupen mitgebracht.“

Er wollte das Bündel keineswegs annehmen, aber die Frau ließ es dennoch zurück.

Seit diesem Tag besuchten ihn so manche von den Eltern seiner Schüler und Schülerinnen. Der eine brachte ein wenig Mehl, der andere ein wenig Quark oder etwas frisch gemolkene Milch. Andrij Iwanowytch lehnte dauernd ab. Da sie aber das Gebrachte stets zurückließen, mußte er es verbrauchen. Dieser Sachverhalt bereitete ihm Unannehmlichkeiten, denn er konnte es nicht über sich bringen, am nächsten Tag jenem Kind gerade ins Auge zu blicken, dessen Mutter oder Vater ihn gestern besucht hatte.

In die von den zwei Alten hinterlassene Hütte brachte

Andrij Iwanowytsch bloß eine alte Geige mit, die, in ein weißes, grobes Leinentuch gewickelt, neben dem Ofen hing. Er langte nie nach ihr, um ein wenig zu spielen. Holte er sie aber doch einmal herunter, so geschah es nur deswegen, um sie anzuschauen. Diese Geige zog die Aufmerksamkeit aller auf sich, und jeden wunderte es, warum Andrij Iwanowytsch nicht spielte. Aber niemand unterstand sich, ihn danach zu fragen.

Am meisten wunderten sich die Leute darüber, daß der Lehrer niemanden um Hilfe bat. Die Wäsche wusch er selbst. Natürlich hatte er nicht soviel, als das er nicht selber damit hätte fertig werden können, und doch... Er bereitete sich selber das Essen zu. Das erkannte man am Rauch, der allabendlich aus dem Schornstein stieg. Eines schönen Tages lud der Lehrer die Kinder zu sich ein und bewirtete sie mit Warenyky *, die er speziell für sie gekocht hatte.

Jedermann sprach mit besonderer Hochachtung von ihm: „Ein herrlicher, ein prächtiger Mensch!“

„Er hat viel leiden müssen, daher rührt seine Menschlichkeit.“

Die Achtung, die man ihm zollte, war aber mit Mitleid gemengt. Er war nicht groß von Wuchs, hatte ein wenig schiefe Schultern, aber gutmütige Augen. Der Blick dieser Augen drückte Vernunft aus, ja sogar tiefes voraussehendes Verständnis für alles, was um ihn geschah. Begegnete er jemandem auf der Straße, so trat er zur Seite, grüßte höflich, obwohl er die Person manchmal gar nicht kannte.

Im Dorf galt er als der Ihrige. Man hegte für ihn ein Gefühl der Freundschaft und Verehrung und bedauerte sehr, daß sich sein Leben so schwer gestaltet hatte. Jedermann war bereit, ihm zu helfen.

In der Klasse tauchte eines Tages ein Gerücht auf, daß die Frauen des Dorfes ihn verheiraten wollten, damit er sich nicht in seiner Einsamkeit so plage. Als erster sprach Pawlo Dardyschtsche davon. Er erzählte seinen

* Warenyky - ukrainisches Nationalgericht; Teigtäschchen mit Quark oder anderen Füllungen.

Mitschülern von einem Gespräch, das bei ihnen zu Hause geführt wurde und dessen Zeuge er war. Alle fielen über ihn her:

„Wozu sprichst du über solche Dinge? Über so etwas sollte man schweigen! Weiß doch Andrij Iwanowytsch selber gar nichts davon. Und du verbreitest solche dummen Gerüchte.“

„Ich verbreite keine Gerüchte“, brummte Dardyschtsche.

„Was mir zu Ohren kam, gebe ich nur weiter.“

„Mit wem will man ihn denn verheiraten?“ fragte jemand interessiert.

„Mir Motrja Sahajdak!“

Bei der Nennung dieses Namens entstand großer Lärm unter den Kindern, alle sprachen durcheinander, kannte doch jedes der Kinder diese Motrja Sahajdak. Sie war auch in der Tat ein gutmütiger Mensch und dürfte in demselben Alter gewesen sein wie Andrij Iwanowytsch. Allein man konnte ihn ja mit einer schöneren und jüngeren verheiraten, gab es doch im Dorf unverheiratete Mädchen mehr als genug. Jedes dieser Mädchen würde gewiß in eine Heirat mit dem Lehrer eingewilligt haben. Wozu brauchte er dann diese Motrja?

Will man sich die Motrja etwas näher betrachten, so erblickt man auf ihrem Hals ein großes, schwarzes Muttermal. Hinter dem Ohr hat sie ebenfalls eines. Deshalb auch hüllt sie ihren Hals mit einem schlehdornfarbigen Tuch sorgfältig ein.

„He-he-e! Er braucht keine Motrja!“ rief Gryzko Kalaschnyk. „Wenn schon, denn schon. Will er heiraten, dann etwas Gutes, nicht die Motrja!“

Wassylynka nickte beifällig mit dem Kopf: „Die Motrja paßt wirklich nicht zu ihm.“

Als ihre Mitschülerin Raja Iwaschko, eine nahe Verwandte der Motrja, dies Gespräch hörte, mischte sie sich gleich ein. Sie öffnete ihren großen Mund sperrangelweit und fragte:

„Warum meint ihr, daß die Motrja nicht paßt? Wer dann, wenn nicht sie?“

„Eine Jüngere braucht er. Verstanden?“

„Sie ist doch jung!“ bestand Raja auf ihrer Meinung.

„Nein, er soll eine Schönere...“

„Sie ist ja schön!“

„Was zum Kuckuck laßt ihr euch mit dieser Raja in ein Gespräch ein!“ platzte Pawlo Dardyschtsche los und zertrte sie an den Zöpfen hinaus. Draußen stritten sie erst recht miteinander. Indessen setzten die Kinder in der Klasse die Besprechung fort, die sie ungemein interessierte.

Da rief Wassylynka:

„Ich hab mir was ausgedacht!“

„Was denn?“ riefen alle.

„Er soll die Schlapatschycha heiraten!“

Die Schlapatschycha, die beste Gruppenleiterin in ihrer Kollektivwirtschaft, war eine sehr hübsche Frau. Man kannte sie nicht nur im Dorf, sondern im ganzen Bezirk. Aber sie war verheiratet und hatte zwei kleine Kinder.

„Sie hat doch einen Mann, den Schlapak!“ erwiderten alle im Chor.

„Soll sie ihn doch zum Teufel schicken! Er ist ja ein Trunkenbold!“ bestand Wassylynka auf ihrem Vorschlag.

Es wäre auch wirklich ausgezeichnet, wenn die Schlapatschycha ihren Schlapak zum Kuckuck schickte und den Lehrer heiratete. Auf diese Weise hätten es alle gut: der Lehrer, die Schlapatschycha und die Kleinen.

Verwirrt, so, als begriffe er nichts, meinte Gryzko Kalaschnyk:

„So-o-, es wäre ausgezeichnet...“ Alle warteten, sie wollten seine Meinung hören.

Da klingelte es. Die Kinder liefen auseinander: jedes auf seinen Platz. Andrij Iwanowytsch trat ein. Die Stunde begann. Aber die erregten Kinder konnten sich nicht beruhigen und setzten ihre Besprechung fort: Wen also könnte man mit ihrem Lehrer, den sie alle sehr liebten, verheiraten? Andrij Iwanowytsch rief zur Ordnung, und – sonderbar: Man gehorchte ihm nicht.

Erregter als alle war Raja Iwaschko, sie konnte keine Ruhe finden. Da rief er sie auf:

„Kannst du mir nicht erklären, was in euch alle gefahren ist?“

Raja hatte bereits den Mund geöffnet, um zu erklären, was los sei, da bemerkte sie aber Dardyschtsches drohenden Blick und seine erhobene Faust.

„Ja-a-, nei-n...“ Sie konnte kein weiteres Wort herausbringen. Als die sich aber daran erinnerte, wie der scheußliche Junge sie in der Pause an den Zöpfen gepackt hatte, da verflog ihre Angst. Und sie platzte heraus:

„Man will Sie verheiraten!“

„Wer will mich verheiraten?“ fragte er gedehnt, wobei seine gewöhnlich gelbliche Gesichtsfarbe rosig wurde.

„Kalaschnyk!“ antwortete sie und zeigte mir dem Finger auf Gryzko. „Die Wassylynka Kuschtsch und Dardyschtsche wollen auch, daß Sie heiraten.“ Sie drehte sich um zeigte mit beiden Händen auf Dardyschtsche. „Alle möchten Sie verheiraten. Sie meinen jedoch, daß unsere Motrja nicht gut genug für Sie sei, deshalb verfielen sie auf den Gedanken, Sie mit der Schlapatschycha zu verheiraten.“

Erblassend und kaum hörbar brachte der Lehrer hervor:

„Wer ist diese Motrja? Wer ist diese Schlapatschycha?“

„Wer soll sie denn sein, diese Motrja? Meine Verwandte ist sie.“ Ermutigt fügte die beleidigte Raja Iwaschko hinzu: „Sie ist auch gar nicht so alt und gar nicht so häßlich. Die Motrja ist bestimmt nicht unansehnlicher als Sie, Andrij Iwanowjtsch, so wahr ich lebe!“

„Schwöre nicht! Schwöre doch nicht!“ Das war das einzige, was er hervorbringen konnte.

„Ich schwöre ja gar nicht, das war bloß so... Die Schlapatschycha hingegen hat zwei Kinder und ist oben drein verheiratet. Wie darf sie dann Sie, Andrij Iwanowjtsch, heiraten? Was wird man von ihr denken: hat einen Mann und heiratet einen andern?“

Andrij Iwanowjtsch war ganz verblüfft. Sein Gesicht hatte sich völlig verdunkelt.

Raja dagegen plapperte wie eine Elster unbeirrt weiter:

„Wissen Sie, Andrij Iwanowjtsch, was sie noch vorhaben? Es muß für Sie ein schönes junges Mädchen ausfindig gemacht werden, denn Sie sind zu bescheiden, um das selbst zu wagen.“

„Um Gottes willen, was für ein Mädchen?“ fragte Andrij Iwanowysch und setzte sich, ganz benommen, auf seinen Stuhl.

„Was für eins? Ein junges!“ platzte Raja heraus.

Der Lehrer fragte kein Wort mehr. Die Schnattergans Raja Iwaschko verstummte. In der Klasse herrschte plötzlich eine drohende Stille. Andrij Iwanowysch langte nach der Feder. Als er aber bemerkte, wie sie in seiner Hand zitterte, legte er sie rasch auf den Tisch. Die Kinder beäugten ihn hartnäckig, sie warteten: Was wird geschehen?

Nichts geschah. Der Lehrer hatte sich beruhigt. Er befahl Raja, sich zu setzen und begann die Stunde. Mißgelaunt schlugen die Kinder ihre Hefte auf und griffen nach den Mathematikbüchern.

„Ein Radfahrer fuhr die Chaussee entlang mit einer Geschwindigkeit von 10 km pro Stunde“, diktierte der Lehrer mit gedehnter, ruhiger Stimme. „Auf der Landstraße jedoch fuhr er mit einer Geschwindigkeit von 9 km pro Stunde...“

Nach dem Unterricht rief der Lehrer Gryzko Kalaschnyk, sie spazierten lange auf der Wiese. Sie schienen etwas Wichtiges zu besprechen. Die Kinder standen neben der Schule und folgten ihnen mit den Augen.

„Der Lehrer wäscht ihm dort tüchtig den Kopf“, dachten sie.

Endlich kehrte Kalaschnyk zurück. Über das Gespräch mit Andrij Iwanowysch ließ er kein Wort fallen. Allein auch die anderen schwiegen, weder heute noch am nächsten Tag erwähnte man die Schlapatschyha oder die Motrja oder sonst jemanden. Wollte es jemand von ihnen doch tun, so kam Gryzko auf ihn zu und befahl, unverzüglich zu kuschen, denn es sei viel besser zu lernen als zu plappern.

Eines Tages kam Dardyschtsches Mutter in die Schule gelaufen und sagte, daß Pawlo die Nacht über nicht zu Hause gewesen sei. Gestern hätte er Schläge vom Vater bekommen, weil er auf den Traktor geklettert sei und die einzige Hose zerfetzt hätte.

„Hätte er sie bloß beschmutzt, mit irgendeiner Schmiere verdreckt, aber nein, er hat sie völlig zerfetzt!“ jammerte die Mutter.

Zum Unterricht war er auch nicht gekommen. Andrij Iwanowytsch dachte nach, wo man ihn suchen sollte: „Wo mochte er wohl stecken?“

Kalaschnyk wunderte sich:

„Wozu das Suchen! Er wird schon von selbst zurückkehren. Er geht bestimmt nicht verloren.“

Die ganze Klasse machte sich auf die Beine, den Dardyschtsche zu suchen. Man durchstöberte die Gärten, Mulden, man suchte in der Nähe des Baches, man ging bis zu den nächstgelegenen Schobern, die hinter dem Dorf zu sehen sind. Allein Dardyschtsche war nirgends zu finden, er war wie vom Erdboden verschluckt. Sogar Kalaschnyk begann schon zu zweifeln, ob man seinen Schulkameraden finden werde. Und wie verhielt sich Wassyllynka? Es lohnte sich, einen Blick auf sie zu werfen. Sie hatten sich ja ständig gezankt. Nun aber war sie so niedergeschlagen, daß sie kaum noch die Tränen zurückhalten konnte.

Spät abends kehrten alle gedrückt nach Hause zurück.

Als nun Andrij Iwanowytsch in seinem Zimmer über die Schulhefte gebeugt dasaß, klopfte jemand leise ans Fenster. Vielleicht aber schien es ihm nur so? Denn viel zu leise hatte es geklopft, so, als schleiche sich jemand heran. Er versuchte, mit den Augen das Dunkel hinter dem Fenster zu durchdringen. Aber nichts war zu sehen. Da ging er hinaus. Er schaute nach allen Seiten. Hatte es ihm wirklich nur so geschienen? Als er schon die Tür hinter sich schließen wollte, rief eine leise Stimme aus dem Fliederbusch neben dem Haustor:

„Andrij Iwanowytsch!“

Rasch trat der Lehrer an den Busch heran. Auf den Fußspitzen hockend, schaute Dardyschtsche zu ihm herauf. Das Herz des Lehrers begann rascher zu pochen, eine warme Blutwelle stieg in ihm hoch.

„Das bin ich“, flüsterte Dardyschtsche leise und erschrocken, ohne sich zu erheben.

„Was machst du denn hier?“ fragte Andrij Iwanowytsch mit einer Stimme, als könnte er sich's nicht erklären, wie der Junge hierher geraten sei.

„Ich kam zu Ihnen“, flüsterte Pawlo, noch immer erschrocken.

„Dann steh doch auf und komm herein!“

Gehorsam erhob sich Dardyschtsche und trabte müde hinter dem Lehrer her. An der Türschwelle aber blieb er gleichsam erstarrt stehen. Froh, daß der Junge nicht verlorengegangen war, schaute ihn Andrij Iwanowytsch gütig lächelnd an.

„Wo warst du denn? Wir haben uns müde gesucht nach dir.“

„Ich weiß, daß Sie mich gesucht haben“, brummte Dardyschtsche. „Ich saß im Heuschober.“

„Und gabst keine Antwort?“

„Ich wollte nicht antworten“, sagte der Junge und verstummte.

Der Lehrer sprach auch kein Wort mehr. Er verspürte einen Druck in der Herzgegend und fürchtete sich, weiter nachzuforschen, denn ein einziges unvorsichtiges Wort könnte die kindliche Seele verletzen. Er schnitt eine Brotscheibe und eine Scheibe Speck ab... Dardyschtsche, der noch immer an der Türschwelle stand, aß, ohne ins Zimmer zu treten.

Als er gegessen hatte, sagte ihm Andrij Iwanowytsch:

„Tritt doch näher. Setz dich an den Tisch, wir wollen über deine Lage sprechen.“

Dardyschtsche rührte sich nicht vom Fleck. Er schaute den Lehrer unverwandt und ernst an, als wollte er ihm etwas aus der tiefsten Tiefe seines Kinderherzens anvertrauen.

„Ich möchte Sie ersuchen, mich bei sich aufzunehmen.“

Andrij Iwanowytsch nahm sich zusammen, sein Gesichtsausdruck verhärtete sich. Dardyschtsches Miene veränderte sich ebenfalls. Er sagte:

„Ich möchte Ihnen...“ begann er, ohne weiterzureden.

„Hör mal, Dardyschtsche“, sagte der Lehrer, aber er blieb mitten im Satze stecken. Nach einer kleinen Pause fragte er:

„Möchtest doch noch etwas essen?“

Dardyschtsche antwortete, ohne zu zaudern:

„Ja, bitte.“

Wieder gab ihm der Lehrer Brot und Speck und machte sich daran, ein Lager auf der Liege zu bereiten.

„Legen wir uns schlafen. Die Liege ist breit genug, wir können hier beide bequem übernachten. Strampelst du nicht mit den Beinen?“

Dardyschtsche schüttelte verneinend mit dem Kopf.

„Sehr gut“, lachte der Lehrer. „Ich kann es nicht leiden, wenn man im Schlaf mit den Beinen strampelt.“

Der Lehrer lag ruhig, ohne die Augen zu schließen. Dardyschtsche lag ebenfalls still da und starrte mit offenen Augen das undurchdringliche Dunkel an. Er lag so still, daß man sein Atmen kaum vernehmen konnte. Die Müdigkeit aber überwältigte ihn, und er schlief als erster ein. Da stahl sich der Lehrer lautlos von der Liege hinunter, zog sich geräuschlos an, tastete sich leise bis zur Tür und ging hinaus. Er beeilte sich, Dardyschtsches Eltern die gute Nachricht zu bringen.

Die Mutter schluchzte vor freudiger Erregung. Der Vater aber machte sich sofort bereit, dem Jungen eine Tracht Prügel zu verabreichen, damit er niemandem mehr Ärger und Kummer antue. Dem Lehrer jedoch gelang es, den Vater davon zu überzeugen, daß es nicht gut wäre, den Jungen zu bestrafen, nach einigen Tagen würde er von selber nach Hause zurückkehren.

Jedoch der Vater schrie in einem fort:

„Bin ich sein Vater oder nicht?“

Und doch kam er nicht um Mitternacht, sondern frühmorgens. Pawlo hatte sich bereits gewaschen und saß am Tisch. Als der Vater eintrat, erhob er sich, ging ihm entgegen und sagte mürrisch:

„Rühr mich nicht an... Andrij Iwanowytsch hat mich adoptiert.“

Der Lehrer bestätigte es, um den Knaben zu schützen

„Ja, das stimmt.“

Dardyschtsche, der Ältere, wurde puterrot. Er wollte schon lostoben, aber der entschlossene Blick seines minderjährigen Sohnes hielt ihn offensichtlich davon ab.

„Ach so! Dann bleib hier und untersteh dich nicht, nach Hause zu kommen. Du sollst meine Schwelle nie mehr betreten! Ist dir dein Vater fremd, so soll...“

Der kleine Dardyschtsche blieb also beim Lehrer. Sie gingen zusammen in die Schule und kehrten zusammen nach Hause zurück. Pawlo lernte jetzt um vieles besser als früher. Die Angst verschwand aus seinen Augen. Keines der Kinder seiner Klasse nahm es ihm übel, daß er von zu Hause weggelaufen war, niemand lachte ihn deswegen aus. Es war auch nicht möglich, ihn auszulachen, denn Kalaschnyk und er waren die einzigen zwei Knaben in der Klasse, alle übrigen waren Mädchen, und diese fürchteten sich zu lachen.

Nach einiger Zeit kamen Pawlos Eltern zum Lehrer. Der Vater sei schon längst nicht mehr böse, sagte die Mutter und bat den Sohn, nach Hause zu kommen. Von heute an würde ihm kein Mensch mehr etwas zu leide tun.

„Er ist mir lieb wie ein Sohn“, sagte der Lehrer. „Wenn es Ihnen schwerfällt, auf ihn aufzupassen, so kann er gern bei mir bleiben.“

„Hat man je so was gehört?“ klagte die Mutter. „Seine Vater und Mutter sind am Leben, und er lungert herum!“

Vater Dardyschtsche schwieg mißgelaunt.

„Fragt den Jungen“, meinte der Lehrer. „Er soll selbst entscheiden!“

Vater und Mutter schauten ihren Sohn mit flehenden Augen an. Ihr Blick sagte ihm: ‚Folge uns, mach uns nicht zum Gespött der Leute.‘ Pawlo wollte herausplatzen und ihnen sagen, daß er nie wieder zurückkehren werde, denn der Vater bestrafe ihn dauernd für nichts und wieder nichts. Allein, er fühlte plötzlich Mitleid mit der Mutter, und dem Vater war er schon nicht mehr so böse wie früher. Sein Herz war ganz aufgetaut.

Bei Andrij Iwanowytsch fühlte er sich auch schon nicht mehr ganz so wohl, sein Gewissen plagte ihn: Es war ihm, als hätte er sich dem Lehrer aufgezwungen.

„Gehn wir“, sagte er mürrisch und verließ das Haus des Lehrers.

Das Mutterherz lachte vor Freude, und der Vater, der ihnen folgte, stolperte einigemal über die eigenen Füße, so benommen war er!

Erinnert ihr euch an die Nastja, der Andrij Iwanowytsch vor einem halben Jahr die Hühnereier gegeben hatte, weil er sich nicht wagte, sie selber zu essen? Seit damals ließ er jene Nastja nie mehr aus den Augen. Er wußte, daß Nastja viele Schwestern und Brüder hatte, daß es der Familie – deren Oberhaupt, der Vater, an der Front gefallen war – schlecht ergehe, und er half ihnen von Zeit zu Zeit, womit er nur konnte. Unter den Sachen, die die Alten zurückgelassen hatten, fand er Kinderkleidung und gab sie der Nastja für ihre Geschwister. Er kaufte sogar ein Paar Schuhe für ihren älteren Bruder, der – als Schüler einer der oberen Klassen – fast nur barfuß zur Schule gehen mußte.

Nachdem der Lehrer Nastjas Bruder dies Geschenk gemacht hatte, besuchte ihn ihre Mutter Hafija wieder einmal. Diesmal hatte sie nichts mitgebracht, sie hielt bloß die neuen Männerschuhe in der Hand.

„Will sie mir das Geschenk zurückgeben?“ dachte der Lehrer verwirrt. Hafija aber ließ die Schuhe nicht aus der Hand. Wie versteinert saß sie da. Kein Wort kam über ihre Lippen. Gebeugt, den Kopf gesenkt, saß sie stumm und drückte die Schuhe an die Brust. Dieses Schweigen wirkte zerschmetternd auf den Lehrer, er konnte keine Ruhe finden. Bald setzte er sich, bald erhob er sich, ging im Zimmer auf und ab, blieb plötzlich vor dieser schweigenden Frau stehen, wollte etwas sagen, sie beruhigen, konnte jedoch keine Silbe herausbringen.

Als er aber merkte, wie Tränen über ihr Gesicht flossen, krampfte sich sein Herz zusammen. Er konnte das Auge nicht von ihrem zerfurchten Angesicht wenden. Langsam

rannen die Tränen darüber, blieben eine Weile in den Falten stecken, tropften auf die Schuhe in ihren Händen und funkelten eine Weile darauf. Endlich erhob sich Hafija, ohne ein Wort zu sagen, und ging schweigend aus dem Zimmer.

Nach diesem Ereignis war es ihm unmöglich, nicht dauernd an sie und ihre Kinder zu denken. Viele von ihnen besuchten die Schule. Das Kleinste und der Älteste blieben zu Hause. Das Kleinste war noch zu jung, der Älteste arbeitete in der Kollektivwirtschaft. Wenn Andrij Iwanowjtsch einem von Hafijas Kindern auf der Straße oder in der Schule begegnete, so wollte ihm das Herz vor Kummer und Mitleid brechen.

Genauso tat ihm das Herz weh, wenn er an Hafijas Hütte vorbeiging. Eine Hälfte dieser Hütte war baufällig, und die Witwe hatte weder die Möglichkeit, eine neue zu bauen, noch die alte zu renovieren. Den Lehrer übermannte dann das Gefühl, als sei er schuld an Hafijas und ihrer Kinder Schicksal, als sei er daran schuld, daß sie in einer baufälligen Hütte wohnten, daß sie weder Schuhwerk noch Kleidung für die Kinder hatte, obwohl sie alles tat, damit die Kinder zur Schule gehen konnten.

Eines Tages faßte er sich ein Herz und ging, als es bereits dunkelte, zu Hafija. Der Schnee knirschte unter den Füßen. Schwarzer Nebel lastete schwer in den Gäßchen und zwischen den Bäumen. Eine sonderbare Erregtheit ergriff ihn. Als er Hafijas Hütte betrat, fühlte er, daß alles Blut aus seinem Gesichte wich und daß er wahrscheinlich ganz blaß geworden war. Er wollte laut grüßen, aber er grüßte sehr leise, wobei ihm die Stimme zu versagen schien.

Aller Augen richteten sich auf ihn. Schweigend wartete man darauf, was er wohl sagen würde.

Der Lehrer konnte aber kein Wort über die Lippen bringen, um zu erklären, weswegen er gekommen sei. Er brummte irgendetwas über den Winter, erzählte davon, daß das vorbereitete Heizmaterial offensichtlich nicht ausreichen würde, wenn der Frost anhielte. Hafija sprach ebenfalls ein paar Worte über den Frost und die Heizung.

Bald schien es den Kindern, daß der Besuch des Lehrers eine Selbstverständlichkeit sei, worüber man sich nicht zu wundern brauchte. Sie begannen leise irgendein neues Spiel.

Erst als die Hausfrau ihn begleitete und beide schon draußen waren, wagte er, über den Zweck seines Besuches zu sprechen:

„Ich wollte Ihnen sagen, daß Ihre Hütte zu nichts taugt, sie kann ja nicht einmal euch alle fassen.“

„Wir hocken tatsächlich einer auf dem anderen.“

Von diesen paar Worten angefeuert, erwiderte er:

„Dann tauschen wir doch unsere Hütten: Sie übersiedeln in die meine und ich in die Ihre.“

„Wie? Wie meinen Sie das?“ fragte Hafija verständnislos.

„Ganz einfach: Ich brauche nicht viel. Ist mir kalt, so ziehe ich eine wattierte Jacke an und erwärme mich sofort, ohne heizen zu müssen. Sie aber haben kleine Kinder ...“

„Sie haben doch die Hütte gekriegt und nicht ich! Als die beiden Alten starben, übergab der Dorfrat sie Ihnen.“

„Ich werde darum bitten, daß man sie Ihnen übergibt und man mir erlaubt, in die Ihre zu übersiedeln.“

„Wozu brauchen Sie diesen Schweinestall?“

„Und für Ihre Kinder ist er wohl gut genug?“

„Nein, nein! Das geht nicht!“ widersprach Hafija. „Es ist ja leicht möglich, daß der Dorfrat solch einen Tausch gar nicht zuläßt. Wie können Sie das im voraus wissen?“

„Warum meinen Sie, daß der Dorfrat dagegen sein wird? Wollen denn die Leute dort, daß es Ihnen schlecht ergeht? Niemand will das.“

Je mehr der Lehrer sprach, desto mehr überzeugte sich Hafija davon, daß sie in seinen Vorschlag nicht einwilligen dürfe. Und sie sagte fest entschlossen:

„Begreifen Sie doch: Diese Hütte ist für Sie genauso schlecht wie für uns. Wie dürfen Sie in eine Hütte übersiedeln, in der es zieht, die Regen und Schnee durchsickern läßt, die man heizen muß, wenn man sich er-

wärmen will? Übrigens ist es ja auch möglich, daß Sie nicht dauernd imstande sein werden, sich selbst zu helfen. Wer wird dann das Notwendigste für Sie tun? Sie sind doch völlig alleinstehend. Nein! Das geht nicht! Bleiben Sie bitte in der Hütte der alten Leute. Dort ist alles viel einfacher.“

„Auch in Ihrer Hütte geschieht mir nichts, Ihren Kindern aber ...“

In einem Tone, der keinen Widerspruch duldet, unterbrach ihn Hafija:

„Denken Sie doch auch an sich, Andrij Iwanowjtsch. Übrigens ist es ja gar nicht ausgeschlossen, daß Sie jemand nötig hat. Denken Sie bitte daran, daß auch Sie sich schonen müssen.“

„Wer soll mich denn brauchen?“

„Haben etwa unsere Kinder Sie nicht nötig? Unsere Kinder brauchen Sie, damit Sie ihnen den rechten Weg ins Leben zeigen. Vielen Dank für Ihre gutgemeinten Worte, aber wir bleiben dort, wo wir sind, und überwintern in unserem Nest. Im Frühling werden wir uns schon zu helfen wissen. In dieser Hütte bleiben wir auch keinesfalls für immer.“

Der Lehrer versuchte noch einmal, Hafija zu überzeugen, aber sie blieb bei ihrer Meinung. Er ging also, ohne etwas erreicht zu haben. Ihm schien es, daß er einen schweren Stein auf dem Herzen trage. Jedoch wärmten ihn Hafijas gute Worte, er solle auch an sich denken, die Kinder und die Eltern dieser Kinder brauchten ihn, er lebe nicht für sich allein.

Der Achte März rückte immer näher heran. In allen Klassen herrschte reges Leben, man flüsterte, man beriet, was für Geschenke man den Lehrerinnen machen solle. In allen anderen Klassen unterrichteten ausschließlich Frauen. Andrij Iwanowjtsch war der einzige Mann in der Schule. Die Schüler und Schülerinnen seiner Klasse fühlten sich irgendwie benachteiligt, nahmen sie ja doch keinen Anteil an der allgemeinen feierlichen Stimmung, sie hatten doch niemanden, dem sie ein Geschenk machen könnten.

Aber Wassylyna Kuschtsch hatte sich etwas ausgedacht. Sie ersann etwas, worüber man sich kranklachen konnte. Als Kalaschnyk Gryzko und Pawlo Dardyschtsche beim Ertönen der Glocke in den Korridor hinausliefen, schlug sie die Tür zu und hielt die Klinke fest in der Hand. Dann forderte sie alle Mädchen auf, sie anzuhören.

Die Mädchen verstummt sofort und horchten gespannt:

„Andrij Iwanowytsch muß auch zu Ehren des Achten März beschenkt werden. Ist er denn nicht ein solch guter Lehrer wie die anderen? Allen kauft man Geschenke, und er soll leer ausgehen? Wollen wir nicht auch ihn beschenken!“

Da versetzte irgendjemand:

„Wieso? Das ist doch eine Frauentagsfeier und kein Männerfest. Geschenke kauft man nur den Lehrerinnen.“

„Hört! Hört mich doch an!“ rief Wassylynka aufgebracht. „Hat Andrij Iwanowytsch kein Geschenk verdient? Ist er nicht der beste Lehrer der Schule?“

Die Mädchen verstummt wiederum. Er war ja wirklich der beste Lehrer für sie. Ja, selbst wenn er schimpfte und schlechte Zensuren gab, war er es immer noch. Ja er blieb es auch dann, wenn er die Eltern dieser oder jener Schülerin aufsuchte, um mit ihnen über das tadelhafte Benehmen ihres Kindes zu sprechen. Er war für sie immer der allerbeste Lehrer!

Keines der Mädchen widersprach. Es schwiegen sogar diejenigen, die anderer Meinung waren. Alle waren nämlich überzeugt, daß ihr Lehrer tatsächlich ein herrliches Geschenk verdient hätte. Schließlich ist es ja nicht von so großer Bedeutung, daß diese Feier nur zu Ehren der Frauen begangen wird. Ihre Liebe zu ihm erklärte und rechtfertigte alles.

Aber was für ein Geschenk sollte es sein? Und sie beschlossen, etwas zu schenken, was von Nutzen sein könnte.

Am Achten März saßen alle still und feierlich da, ein geheimnisvolles Leuchten in den Augen. Nur Dardyschtsches und Kalaschnyks Augen funkelten nicht. Wußten

sie ja nichts von der ganzen Sache. Sie schienen auch nichts erraten zu haben, ansonsten hätten sie doch nachgeforscht. Aber sie versuchten es nicht einmal.

Als es klingelte und Andrij Iwanowytsch die Klasse verlassen wollte, erhob sich Wassylynka, ging zur Tafel, versperrte dem Lehrer den Weg zur Tür und sagte:

„Lieber Andrij Iwanowytsch, ich gratuliere Ihnen im Namen der ganzen Klasse zum Achten März.“ Eine Sekunde lang schwieg sie, dann aber sprach sie weiter, klar und fest: „Wir wünschen Ihnen viel Gesundheit, viel, viel Glück und ein langes Leben zu unserer Freude.“

Mit diesen Worten überreichte sie dem Lehrer ein Fläschchen Parfüm und ein gesticktes Tuch. Das Parfüm hatte sie im Dorfladen für das Geld gekauft, das sie im Laufe eines Jahres erspart hatte, das Taschentuch hatte sie selber gestickt.

Andrij Iwanowytsch stand unentschlossen da, er wußte nicht: Sollte er annehmen oder nicht? Ganz verduzt war er und lächelte verlegen. Da kamen aber schon andere Schülerinnen auf ihn zu und streckten ihm allerhand Geschenke entgegen: die eine eine Schachtel Puder, die andere ein Paar Socken, andere wieder mit Gold- und Silberfäden bestickte Servietten. Er mußte alles entgegennehmen, damit nichts zu Boden fiel.

„Aber ... aber Kinder!“ versuchte Andrij Iwanowytsch einzuwenden. Jedoch die frohen Kinder schrien fröhlich, lachten, und seine Stimme versank im allgemeinen Lärm. Dardyschtsche und Kalaschnyk waren die einzigen, die zuerst nicht begriffen, was hier vorging, die sich dann aber rasch ermannten und zu der Menge Mädchen stürzten, die den Lehrer von allen Seiten umgaben. Nun beteiligten auch sie sich an der frohen Erregung und dem fröhlichen Geschrei.

Dardyschtsche schrie:

„Hurra-a-a! Es lebe der Achte März! Nicht nur den Frauen gehört die Freude dieses Festes, allen, allen gehört sie!“

Endlich gelang es Andrij Iwanowytsch, ein Wort in diesen Lärm hineinzurufen:

„Schaut doch nur den Dardyschtsche an! Möchtest du nicht ein Kleid anlegen? Du führst ja einen wahren Freudentanz auf.“

Alle lachten herzlich darüber und, von diesem Lachen begleitet, verließ Andrij Iwanowytsch die Klasse, die Geschenke der Kinder an die Brust drückend. Kaum hatte er die Schwelle des Lehrerzimmers betreten und die Tür hinter sich geschlossen, prusteten alle Lehrerinnen los. Sie lachten von ganzem Herzen, als sie ihren Kollegen geschenkeladen erblickten.

An diesem Abend nahm der Lehrer zum erstenmal seit langer Zeit die Geige vom Haken, streifte die Hülle ab, in der sie eingewickelt war, und strich leise, leise mit dem Bogen über die Saiten. Der Ton, den er hervorbrachte, war sehr zart, er entstand und verschwand fast gleichzeitig. Dem Lehrer aber gefiel er ungemein, über seinem Gesicht lag ein Lächeln, das ihn jung und glücklich machte.

*Aus dem Ukrainischen
von JONA GRUBER*

HALOTSCHKA

Die kleine Halja liebt es nicht, wenn die Mutter jemandem diese komische Geschichte erzählt. Deshalb bitten wir euch, wenn ihr ihr zufällig begegnet, so zu tun, als wüßtet ihr von nichts.

Ereignet hat sich das, als Halotschka zum erstenmal in die Schule ging.

Sie brannte vor Eifer und Ungeduld, möglichst rasch in der Schule zu sein. Ist sie auch noch lange nicht erwachsen und groß, so ist sie doch schon groß genug, zur Schule zu gehen, und das will etwas heißen. Ein kleines Kind zu sein, ist, so meinte Halja, nicht sehr interessant. Nur die Erwachsenen und Großen sind der Meinung, daß die Kleinen es gut haben. Keinen Schritt darf man allein machen, anziehen darf man nur das, was Mama anzulegen erlaubt; früh muß man zu Bett gehen, so früh, daß es Papa und Mama gar nicht einfällt, ans Schlafengehen zu denken; frühstücken und das Mittagmahl einnehmen ist eine Pflicht, die erfüllt werden muß.

Halotschka hat schon jetzt den festen Entschluß gefaßt, weder Suppe noch Brot zu essen, wenn sie einmal erwachsen sein wird, es sei denn – Brot mit Konfitüre bestrichen. Sie war auch entschlossen, nie zu schlafen, dafür aber täglich ins Kino zu gehen.

Ihr Cousin Wowka, der bloß um ein wenig älter ist als sie, ist mit ihr völlig einverstanden, er meint nur noch, daß er niemandem gehorchen und stets nur das machen werde, was ihm Freude bereitet.

Halja bekam eine Schultasche, Bücher, einen Pionierfederhalter und, was das Wichtigste ist, ein Schreibzeugtui. Das erst macht sie zur echten Schülerin.

„In die Schule geh ich ohne Begleitung“, erklärte Halja kurz und bündig. „Nur am ersten Schultag, Mutti, kommst du mit und zeigst mir, wo die Schule ist. Der Wowka geht doch auch allein in die Schule.“

„Wollen sehen“, sagte die Mutter. Das sagt sie immer, wenn sie nicht widersprechen und streiten will.

Zuerst schien alles wie am Schnürchen zu gehen. Am Abend vorher waren sämtliche Vorbereitungen getroffen worden. Die Schultasche war vollgestopft, die braune Schüleruniform, das schwarze Schürzchen lagen zum Anziehen bereit, alles war getan, wie es sich gehört. An diesem Tag erwachte Halja, wie es jedem Siebenjährigen geziemt, Punkt sechs Uhr früh und rüttelte alle aus dem Schlaf.

Die Mutter schien sich absichtlich langsam anzuziehen und – so dünkte es Halja – sehr langsam zu gehen. Bei solch einem Tempo kann man sich doch verspäten! Halja aber beeilte sich. Stolz schritt sie daher, so, als wäre sie schon erwachsen. Ihr Gesichtsausdruck fiel allen Passanten auf, und jedermann sah, daß sie zum erstenmal zur Schule ging.

Da ist ja schon die Schule! Große, blitzblanke Fenster sahen neugierig dem Kommen der Kinder zu. Ein großer, geräumiger Hof nahm die Kleinen auf. Im Hofe tummelten sich viele, viele Kinder, es war ja auch eine zehnklassige Schule. Zehn Klassen, volle zehn Klassen mußten absolviert werden. Schaut nur her, wieviele Kinder da sind! Meint ihr, daß es der Halotschka beim Anblick von so vielen Kindern bang wurde? Keine Spur.

Als die Glocke ertönte und die junge, brünette Lehrerin rief: „Erste Klasse, hierher!“, kam Halotschka seelenruhig dahergelaufen und flüsterte sogar der Mutter zu:

„Mutti, hab keine Angst! Ich werde eine gute Schülerin werden, aber nach Haus komme ich allein!“

„Kinder“, sagte die Lehrerin, „mein Name ist Olena Pylypiwna. Nun stellt euch rasch in Reih und Glied auf. Wir wollen hören, was der Direktor uns zu sagen hat, dann gehen wir in unsere Klasse.“

Neben Halotschka stellte sich ein blondes Mädchen mit

großen, grauen Augen. Es lächelte Halotschka freundlich zu, und seine erste Frage war:

„Wie heißt du?“

„Halja Tatarska.“

„Ich heiße auch Halja, aber Halotschka Chyshnjakowa“, rief das blonde Mädchen erfreut. „Siehst du den Jungen dort? Er heißt Tima. Und das Mädchen, das so aussieht wie eine Chinesin, heißt Nelja. Ich habe schon alle nach ihrem Namen gefragt. Du gleichst auch ein wenig einer Chinesin, aber keiner Tatarin.“

Sie wollte noch etwas in aller Eile erzählen, aber in diesem Moment erschien auf dem Gang der grauhaarige Direktor, einen großen Blumenstrauß in der Hand, und lächelte den Kindern zu. Alle verstummten augenblicklich, sogar die Schüler der zehnten Klasse. Halotschka gefiel er sofort, und ihre Augen hingen gebannt an seinen Lippen, um ja kein Wort zu überhören.

„Wir beginnen heute das neue Schuljahr“, sagte er, wobei er merkte, wie Haljas Blicke an seinen Lippen hingen, und er strich ihr über das Haar.

„Als erste gehen die Kleinsten, die Neulinge in die Klasse. Mögen sie unsere Schule lieb gewinnen und gute Erfolge erzielen, damit sie begabte Ingenieure, Flieger...“

„Ich möchte Künstlerin werden“, platzte Halja los.

„Und Künstler werden“, pflichtete ihr der Direktor in ernstem Ton bei. Aller Augen wandten sich Halja zu. „Jeder nach seinem Herzenswunsch“, fügte er hinzu. Halja wurde ganz rot.

In der Klasse setzte man sie neben die blonde Halja, und die beiden befreundeten sich rasch. Sie hatte einander vieles zu erzählen, es war jedoch interessanter, der Lehrerin Olena Pylypiwna zuzuhören. Olena Pylypiwna fragte die Kleinen, wo sie den Sommer verbracht hatten, wer von ihnen lesen könne usw. Jedes von den Kindern wollte antworten, so daß alle zusammen sprachen. Die blonde Halja hüpfte vor Ungeduld, weil sie immerzu antworten wollte.

„Ich liebe am meisten Märchen. Ach, wie ich die Märchen liebe!“

Olena Pylypiwna sagte den Kindern, wenn jemand von ihnen sprechen wolle, so erhebe er die Hand, denn wenn alle zusammen antworteten, verstehe man rein gar nichts. Halja gefiel das ausnehmend, und sie hielt dauernd die Hand erhoben. Da sie aber dennoch nicht zum Antworten aufgerufen wurde, erhob sie beide Hände. Sie hatte viel gelesen, nun wollte sie all das Gelesene erzählen. Die Stunde war so interessant, daß alle das Ertönen der Glocke mit Mißbehagen wahrnahmen. Die Kinder stürzten in den Korridor und liefen in den großen Saal.

„Spielen wir Blindekuh!“ rief Nelja.

Die blonde Halja wollte sich vor Halja Chyshnjakowa verstecken, und Nelja versteckte sich links im Korridor.

„Wie gut es doch in der Schule ist“, dachte Halotschka, „wie fröhlich es hier zugeht! Und wieviel Kinder hier sind! Und schrecklich ist es überhaupt nicht.“

Plötzlich klingelte es. Augenblicklich verschwanden die Kinder in den Klassen.

„Und wo ist meine Klasse?“ erschrak Halotschka.

Wie lang doch der Korridor ist! Und alle Türen gleichen einander aufs Haar.

„Was treibst du dich hier herum?“ fragte eine große, bebrillte Lehrerin, die den Korridor entlang ging und sehr streng zu sein schien, denn sie schaute Halja nicht mal an. Halja verschwand in der erstbesten Tür, die sie erwischte.

Rund um den Tisch standen Kinder, und die Lehrerin (leider nicht Olena Pylypiwna) zeigte ihnen wahrscheinlich etwas sehr Interessantes, denn die Schüler und Schülerinnen reckten die Häse wie junge Gänselein, um besser sehen zu können.

Halja stellte sich auf die Fußspitzen, reckte ebenfalls den Hals, um über die Köpfe der Herumstehenden zu sehen, was die Lehrerin zeigte. Auf dem Tisch standen seltsame, runde, dünne Fläschchen und ein Spirituskocher. Die Lehrerin machte gerade einen Versuch.

„Seht her, Kinder“, rief die Lehrerin, „Wärme dehnt die Dinge, sie werden größer. Kälte zieht sie zusammen, sie werden kleiner.“

„Das ist aber interessant“, dachte Halotschka. „Das muß ich mit dem Bären Mischka ausprobieren, ich setze ihn auf den Heizkörper, dort bleibt er solange, bis er größer wird“.

Die Lehrerin nahm dann ein ganz leeres Fläschchen, solch ein komisches, bauchiges, schloß es mit einem Pfropfen und stellte es auf den Kocher.

Da rief Halotschka außer sich: „Es wird doch platzen!“ Jetzt erst bemerkten sie die Kinder und schauten sie verwundert an

„Sie gehört nicht in unsere Klasse!“ sagte ein rothaariger Junge.

„Genau!“, bestätigte eine Schülerin mit kurzen Zöpfchen.

„Aus welcher Klasse bist du?“

„Aus der ersten“, antwortete Halja befangen.

„Und bist in die dritte geraten.“

„Nun geh in deine Klasse“, sagte die Lehrerin. „Deine Mitschüler lernen, und du versäumst alles.“

Halja wollte erwidern, daß sie hier bleiben möchte, um zu sehen, ob das sonderbare Fläschchen springen werde, allein sie wagte nicht zu widersprechen und verließ eilends die Klasse. Um sich aber nicht ein zweitesmal zu verirren, beschloß sie, in keine Klasse zu gehen, sondern im Saal die Pause abzuwarten.

Im Saal ging es fröhlich zu. Am Klavier standen viele Kinder, viel mehr als eine Klasse fassen kann. Die Kinder sangen:

„Im Gemüsegarten
Sucht die Melone
Nach verwandten Arten.“

Halja kannte dieses Liedchen und stellte sich rasch neben die Kinder. Da waren in der Tat drei Klassen vereint: 2a, 2b, 2c. Deshalb auch fiel Halja nicht auf. Die Kinder der 2a glaubten, sie sei aus der 2b, und die Schüler der 2b dachten, sie wäre aus der 2a oder aus der 2c.

Am Klavier saß ein junger, lustiger Onkel. Er sang mit verschiedenen Stimmen und begleitete sich selbst auf dem Flügel. Bald sang er Baß, wenn er z. B. die

Melone darstellte, bald Sopran wie ein kleines Mädchen, wenn er die Gurken darstellen wollte, bald murmelte er wie ein altes Großväterchen.

„Kinder, die Mäuler sperrangelweit auf!“, kommandierte er.

„Manja, was ist denn das für ein Geflüster?“ Und er ahmte Manjas Geflüster nach.

„Und jetzt wollen wir tanzen. Bildet einen Kreis, Kinder, aber rasch. Zuerst tanzen wir den Bohnertanz. Wißt ihr, wie man die Diele bohnt?“ Und er stimmte das ‚Bohnerlied‘ an.

„Hacke, Spitze – aufgestampft!“

„Hacke, Spitze – aufgestampft!“

Halja tanzte gern.

Sie begriff sogleich, worum es sich handelte, ihre Beine bewegten sich nach dem Takt und sie sang:

„Hacke, Spitze – aufgestampft!“

„Hacke, Spitze – aufgestampft!“

Und der Musiklehrer Walentyn Iwanowytsch kargte nicht mit Lob: „Oh, das machst du aber gut. Komm mal in die Mitte, zeigen wir zu zweit, wie man das tanzen muß.“

Allein die Glocke kam wiederum dazwischen.

Wäre doch den ganzen Tag Schule!

Nach der Stunde umringten die Mädchen ihren Lehrer Walentyn Iwanowytsch. Halja war selbstredend auch dabei. Er konnte sich von ihnen kaum losmachen.

„Gebt mir doch den Weg frei, sonst nehme ich euch alle mit, die Kleine, mit der ich eben getanzt habe, die steck ich in die Tasche.“ Und er packte Halotschka, als wollte er sie wirklich in die Tasche stecken.

Da erinnerte sich Halotschka, daß sie ja gar nicht in die Tasche, sondern in die Klasse gehörte, wo Olena Pylypiwna, wo die blonde Halotschka waren, und wo außerdem noch das Frühstück in der Bank auf sie wartete.

Alles wäre auch gut abgelaufen, wenn Halotschka nicht so neugierig gewesen wäre. Sie riß sich los und lief, um ihre Klasse zu suchen, unterwegs jedoch erblickte sie durch eine große Glastür ganz ungewöhnliche Blumen.



Ohne sich lange zu bedenken, öffnete sie die Tür, und ein Ausruf des Erstaunens entfuhr ihr. Dies war ja keine Klasse, sondern etwas Außerordentliches. Auf den Tischen standen übergroße Blumen, eine sehr große Kornblume, so groß wie Halotschkas Kopf, und eine noch größere Kamille. Halotschka berührte sie leise mit dem Finger und spürte, daß es keine lebenden Blumen waren; doch woraus sie gemacht waren, war ihr unerklärlich.

„Ach, was für Schmetterlinge, was für wunderbare Käfer!“ flüsterte Halja kaum hörbar. Die Hände vor Entzücken gefaltet, staunenden Auges, ging sie die Wände entlang und betrachtete die vielen hinter Glasscheiben hängenden Schmetterlinge. Große Schränke standen quer im Zimmer, und Halja glitt lautlos zwischen ihnen hindurch, denn je weiter sie kam, desto verlockender war alles.

Plötzlich erschrak sie. Ein Auge schaute sie furchtbar ernst an, ein großes Auge, so groß wie das Auge eines Riesen.

„Sieht das Auge auch, wenn es allein ist, ohne den Menschen, zu dem es gehört?“ dachte Halja und blieb

mit einem Male wie angewurzelt stehen. Den Rücken zu ihr gewandt, stand dort in einer Ecke ein lebendiger, großer, grauer Hund, und Halja fürchtete sich schrecklich vor fremden Hunden, denn als sie einmal auf dem Lande war, hatten Hunde ihr Kleid zerrissen.

„Der scheint hier alles zu bewachen“, ging es Halja durch den Sinn, „man darf nicht mal atmen, sonst zerreißt er einen“. Sie ließ sich lautlos auf die Diele nieder. Der Hund rührte sich nicht.

„Was soll ich nun machen?“ fragte sich Halja.

Der Hund rührte sich nicht.

Es verstrichen ein paar Minuten.

„Wie schrecklich es hier ist!“ dachte Halja und brach in Tränen aus, doch fürchtete sie sich, laut aufzuschluchzen.

Der Hund rührte sich nicht.

Da klingelte es.

„Wiederum bin ich nicht in meine Klasse geraten“, und Halotschka weinte etwas lauter.

Der Hund rührte sich nicht.

Die Tür ging mit einemmal auf, und in dies Zimmer voller Wunder kamen zwei Mädchen und ein Junge gelaufen.

„Wir nehmen rasch die Vögel!“ rief der Junge.

„Ich sagte doch gleich, daß alles in der Pause gemacht werden muß, sonst läutet es schon wieder, und wir kommen nicht zurecht. Nehmt den Papagei und den Kolibri, und ich nehme den Atlas!“

Als das Mädchen mit den dicken Zöpfen die kleine Halja erblickte, die sich vor dem Hund in der Ecke neben dem Schrank versteckt hielt, rief sie überrascht:

„Was ist denn das für ein Vogel!“

„Warum weinst du?“

„Dort steht ein Hund“, schluchzte Halja auf. „Ich fürchte mich vor Hunden.“

„Das ist ja ein komischer Vogel!“ lachten die Kinder. „Aus welcher Klasse bist du?“

„Au ... u ... s de ... e ... r e ... e ... rste ... e ... n“

„Warum bist du denn nicht in deiner Klasse?“

„Ich ... habe mich ... ver ... laufen.“

„Hör mal“, sagte der Junge dem Mädchen mit den dicken Zöpfen, „bring sie in ihre Klasse!“

Das Mädchen wischte die Tränen von Haljas Gesicht ab, nahm sie bei der Hand und führte sie in die Klasse.

„Halotschka!“ rief Halja Chyshnjakowa hocheufreut.

„Wo triebst du dich herum, Tatarska? Ich war schon ganz außer mir und wußte nicht, was ich machen sollte“, sagte die Lehrerin ganz aufgeregt. „Wir haben schon bei dir zu Hause angerufen!“

„Ich habe eure Halja im Naturalienkabinett gefunden“, sagte das Mädchen mit den dicken Zöpfen.

In der dritten Stunde hatten sie Zeichnen, und Halotschka, schon ganz beruhigt, zeichnete Blumen, große, ungewöhnliche, genauso wie jene, die sie im Naturalienkabinett gesehen hatte. Da öffnete sich die Tür, und Halotschka erblickte unzufrieden das aufgeregte Gesicht der Mutter. Olena Pylypiwna bemühte sich, die Mutter zu beruhigen.

Die Mutter plauderte natürlich zu Hause alles aus, sie erzählte bis in die kleinsten Einzelheiten Haljas Abenteuer in der Schule.

Außer dem guten Opa lachten alle sie aus, der Opa aber sagte zu Halotschka:

„Nun weißt du, wieviel Schönes und Interessantes es in der Schule gibt.“

Am Abend setzte sie den Bären Mischka auf die Heizung und dachte, daß auch Naturforschung ein interessantes Fach sei. Am schönsten aber ist es, sowohl Naturforscherin als auch Künstlerin und Ballettänzerin zu sein.

*Aus dem Ukrainischen
von JONA GRUBER*

DAS ZAUBERSTÖCKCHEN

Es war einmal ein Faulpelz, ein ganz gewöhnlicher Faulpelz. Vielleicht bist du auch schon mal so einem begegnet. Und wenn er in deine Klasse gehen sollte, so gib ihm unbedingt dieses Märchen zu lesen.

Mit einem Wort, der Faulpelz hieß Mykola.

Und es geschah zu jener Jahreszeit, als aus den kleinen braungelben Knospen an den Bäumen und Sträuchern sich grüne Zünglein, die ersten Blättchen, herausstreckten. Die Jungen spielten im Hof Ball. Mykola aber langweilte sich schrecklich: Seine Mutter hatte ihn in der Wohnung eingeschlossen, damit er seine Schularbeiten ordentlich mache.

„Ach, wie schön wäre es, wenn ich ein Zauberstößchen hätte“, träumte Mykola. „Ein Zauberstößchen, das für mich alle Schularbeiten und alles andere machen würde. Mit solch einem Stößchen wäre es nicht schlimm, bis ans Ende der Welt zu gehen.“

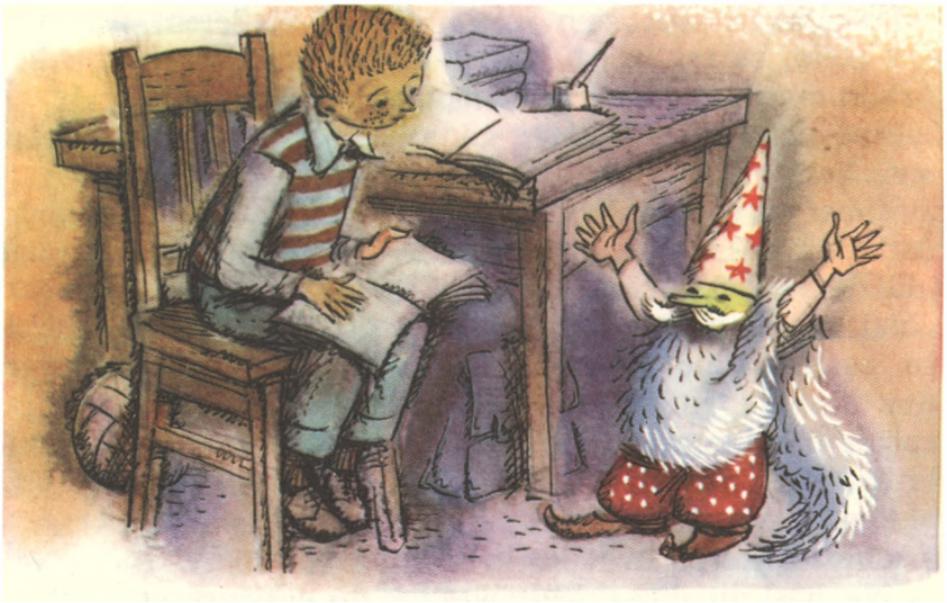
Und da geschah plötzlich ein Wunder.

„Wozu gleich ans Ende der Welt?“ hörte Mykola eine gütige und leise Stimme. Der Junge schaute sich um. In der Mitte des Zimmers stand ein altes Männlein – halb so groß wie Mykola. Es hatte eine rote Pluderhose mit weißen Punkten an, und auf dem Kopf trug es eine weiße Kappe mit roten Sternchen, die aussah wie eine Zuckertüte. Sein langer weißer Bart endete irgendwo auf seinem Rücken.

„Wozu ans Ende der Welt?“ wiederholte das Männlein. „Du kannst das, was du dir wünschst, auch hier haben.“

„Verzeihen Sie“, murmelte Mykola verwirrt, „aber wer sind Sie denn?“

„Ich bin der Oberste Behüter des Zauberstößchens“, erwiderte das Männlein. Mykola schwieg wie verzaubert.



Also ist alles in den Märchen wahr, und es gibt tatsächlich Zauberer?

„Sie geben mir wirklich das Zauberstäbchen?“ fragte er ungläubig.

„Wenn du es dir verdienst – natürlich!“ erwiderte das Männlein würdevoll. „Denn du mußt vorerst drei Aufgaben erfüllen. Bist du einverstanden?“

Mykola nickte erst einmal zustimmend. ‚Vielleicht sind es leichte Aufgaben?‘ dachte er bei sich ...

„Vernimm nun die erste Aufgabe!“ Die Stimme des Männleins klang noch gewichtiger. „Eine ganze Woche mußt du dein Bett selbst machen und deiner Mutter helfen!“

„Oh! Ich will nicht!“ versuchte sich der Junge zu drücken. Aber da flüsterte ihm eine innere Stimme zu: ‚Warte erst mal ab, jammere nicht, du bekommst doch zur Belohnung das Zauberstäbchen!‘

„Ich bin einverstanden“, sagte Mykola leise.

„Das ist fein!“ Das Männlein nickte froh, rückte seine Kappe zurecht und ... löste sich in der Luft auf, als ob es nie im Zimmer gestanden hätte.

Mykola zwickte sich in den Arm – vielleicht träumte er? Nein, es tat weh! „Also muß ich mich wohl an die Arbeit machen. Aber ich habe gar keine Lust...“

Eine ganze Woche lang räumte Mykola die Wohnung auf, half der Mutter beim Abwaschen und ging sogar zweimal einkaufen. Seine Mutter freute sich sehr darüber und kam aus dem Staunen nicht heraus – woher kam das plötzlich alles bei Mykola? Ein Glück, daß sie nicht den wahren Grund wußte, denn sonst wäre sie nicht so guter Laune gewesen. Denn ihr Sohn Mykola war nur deshalb so fleißig, weil er sich dachte, daß er ja später überhaupt nichts mehr zu machen brauchte, denn er hätte ja dann sein wundersames Zauberstöckchen.

Als die Woche um war, trat der Oberste Behüter des Zauberstöckchens wieder vor Mykola.

„Na, hast du alles erfüllt, was ich dir aufgetragen habe?“

Mykola berichtete über alles.

„Ja, für den Anfang ist es nicht schlecht“, und dabei strich das Männlein bedächtig seinen langen weißen Bart. „Die erste Stufe, um das Zauberstöckchen zu bekommen, hast du geschafft. Nun aber kommt die zweite Aufgabe: Du darfst zehn Tage lang die kleinen Kinder nicht ärgern und necken, – ich weiß doch, daß du so etwas gerne tust. Aber das ist noch nicht alles: Wenn die älteren Jungen die kleineren schlagen, mußt du sie in Schutz nehmen... Klar?“

Das Männlein rückte seine Kappe zurecht und verschwand.

„Da bin ich aber in eine heikle Sache hineingeraten!“ Mykola pfiff durch die Zähne. „Saschko Dubyna schlägt mir bestimmt die Nase blutig!“

Aber einen anderen Ausweg gab es nicht. Er mußte tapfer und gerecht werden.

Und als in der großen Pause Saschko Dubyna einen Abc-Schützen anrempelte, so daß dieser hinfiel und sich die Nase aufschlug, sprang Mykola hinzu und forderte drohend von Saschko:

„Heb ihn sofort auf und bitte um Entschuldigung, sonst ergeht es dir schlecht. Hast du verstanden?“

Saschko war so verblüfft, daß er verwirrt stammelte:
„Warte doch, gleich!“

Die ganzen zehn Tage lang war Mykola der tapferste und gerechteste Schüler in der ganzen Schule. Die Jungen schrieben sogar über ihn einen großen Wandzeitungsartikel.

„Du bist auf dem richtigen Weg“, sagte der Oberste Behüter des Zauberstöckchens, als auch die zweite Frist um war. „Aber das ist noch nicht alles. Die letzte Aufgabe ist die allerwichtigste!“

Mykola lauschte mit verhaltenem Atem.

„Ich weiß“, fuhr das Männlein fort, „daß du nur ungern lernst. In deinem Schülertagebuch trifft man oft Vieren und Fünfen und in deinem Zeugnis Dreien. Jetzt ist Frühling. Wenn das Schuljahr zu Ende ist, zeigst du mir dein Zeugnis. Hast du mich verstanden?“

Mykolas Herz stand vor Schreck fast still.

„Ja. Im Zeugnis sollen selbstverständlich nur gute Noten stehen.“

„Da habe ich mir aber etwas eingebrockt“, dachte Mykola. Jedoch ein Zurück gab es nicht mehr.

„Söhnchen, was sitzt du den ganzen Tag über deinen Büchern?“ wunderte sich Mykolas Mutter. „Geh doch ein Stündchen Fußball spielen.“

„Ich kann nicht“, erwiderte Mykola, obgleich er furchtbar gerne mit seinen Freunden auf der Straße Fußball gespielt hätte. „Bald sind doch die Prüfungen. Ich muß alles wiederholen.“

Jedoch der Junge bemerkte allmählich, daß er nicht nur wegen des wundersamen Zauberstöckchens lernte.

Und es kam der Tag, da ertönte das letzte Klingelzeichen. Mykola bekam sein Zeugnis und rannte schnell nach Hause. Er konnte es kaum erwarten, den Eltern sein Zeugnis zu zeigen. Aber mit noch größerer Ungeduld wartete er darauf, was wohl der Oberste Behüter des Zauberstöckchens sagen würde.

Das Männlein in seiner roten, mit Sternen besetzten Kappe war wie immer pünktlich. Die Eltern des Jungen hatten kaum das Haus verlassen, da stand es schon auf

der Schwelle. Es schaute sich das Zeugnis an und sagte erfreut:

„Bist wirklich ein tüchtiger Junge! Ich überreiche dir deinen Schatz!“

Und der Oberste Behüter gab Mykola das Zauberstößchen.

So sieht es aus! Kein Mensch würde glauben, daß es ein Zauberstößchen ist. Ein ganz gewöhnliches gelbes Stößchen, ein bißchen größer als ein Schülerfederhalter. Niemand würde vermuten, daß es ein richtiger Schatz aus dem Märchen ist.

„Damit das Zauberstößchen deine Wünsche erfüllt“, fuhr das Männlein fort, „mußt du folgendes Sprüchlein aufsagen:

„Zauberstößchen,
Treuer Kamerad,
Gewähre Gutes,
Worum ich bitt' und bat!“

Und dann sagst du ihm, was du dir wünschst. Was möchtest du denn jetzt gern?“

„Nun ... ein Eis!“

Im Nu stand vor Mykola eine wunderschöne Kristallschale mit Erdbeereis!

Verwundert fragte er:

„Was kann man denn dem Zauberstößchen noch befehlen?“

„Alles, was du vor deinem Gewissen verantworten kannst.“

„Und woher kommt das, was man sich wünscht – aus dem Nichts?“

Das Männlein blickte nun voller Güte und Liebe auf den Jungen.

„Natürlich nicht, Mykola. Aus nichts kommt nichts, selbst im Märchen. Du bekommst nur das umsonst, was die anderen Menschen sich durch ihrer Hände Arbeit erworben haben.“

Mykola drehte nachdenklich das Zauberstößchen hin und her ... „So steht es also mit dir... Dem einen nimmst

du es weg, und dem anderen gibst du es ... Aber ich werde so handeln, wie es mir mein Gewissen befiehlt!

Und mit heller Stimme sagte Mykola das Sprüchlein auf:

„Zauberstöckchen,
Treuer Kamerad,
Gewähre Gutes,
Worum ich bitt' und bat!“

Ich wünsche mir, daß allen Faulpelzen die Hände nach Arbeit jucken!“

Daraufhin reichte Mykola dem Obersten Hüter das Zauberstöckchen und sagte:

„Es macht viel mehr Spaß, wenn man selbst alles tut. Nehmen Sie Ihr Zauberstöckchen zurück, ich brauche es nicht mehr!“

„Leb wohl, Mykola!“ verabschiedete sich frohen Mutes das Männlein von ihm. „Du hast recht getan.“

Es berührte seine mit roten Sternen besetzte Kappe und war im Nu verschwunden, als ob es nie das Zimmer betreten hätte.

Sollte es wirklich nie hier gewesen sein? Auf dem Tisch lag Mykolas Zeugnis mit guten Noten. Seine Mutter schimpfte nicht mehr mit ihm. Niemand schalt Mykola mehr einen Faulpelz.

Unten im Hof spielten die Jungen lärmend Fußball. Mykola sprang freudig auf und eilte nun zu seinen Freunden.

*Aus dem Ukrainischen
von EVELYN RISWANOWA*

VATER UND ICH LERNEN

Vergangenen Herbst wurden Vater und ich in die Schule aufgenommen. Ich kam in die erste Klasse, mein Vati in die letzte. Ich ging in eine Kinderschule, Vater in eine Erwachsenenenschule. Ich fragte meinen Vater, warum er noch zur Schule gehen müsse, er sei doch schon groß und erwachsen. Vater erklärte mir, daß in seinem Betrieb jetzt viele neue und sehr komplizierte Maschinen seien, darum müsse jeder weiterlernen, um diese neuen Maschinen bedienen zu können. Deshalb habe er sich auch entschlossen, später am Institut für Maschinenbau zu studieren, doch vorerst brauchte er den Zehnklassenabschluß.

So gingen wir gemeinsam in die Schule. Bloß ich um acht Uhr morgens, Vati aber abends nach Arbeitsschluß. Ich mußte täglich zur Schule, Vati nur viermal in der Woche.

Früher sind wir jeden Abend zusammen spazierengegangen, jetzt aber hatte der Vater keine Zeit, und ich mußte allein gehen. An einem Sonntag jedoch gingen wir wieder zu zweit spazieren. Wir sammelten für die Mutter bunte Ahornblätter und Kastanien, die auf die Fußwege und ins Gras fielen, aufplatzen und sich herauschälten. Die eine Hälfte der grünen stacheligen Schale flog zur Seite, während in der anderen eine glänzende braune Kastanie wie in einer kleinen Wiege liegenblieb.

Später setzten wir uns auf eine Bank, und ich fragte den Vater:

„Vati, mit wem sitzt du auf einer Bank, mit einem Jungen oder einem Mädchen?“

„Mit einem Mädchen“, erwiderte der Vater. „Allerdings ist dieses ‚Mädchen‘ schon vierzig und hat sogar schon eine kleine Enkeltochter.“

„Und gibt's bei euch Petzer?“

„Wa-a-s? Was meinst du damit?“

„Nun, die Schüler, die alles dem Lehrer melden.“

„Nein, Petzer gibt's bei uns nicht“, antwortete der Vater. „Wir sind ein gutes Klassenkollektiv und verstehen uns gut. Bei uns stehen alle für einen und einer für alle ein.“

„Wir aber haben einen Petzer in der Klasse – Edik Knopkin. In jeder Stunde verpetzt er einen bei der Lehrerin:

„Maryna Wolodymyriwna, Iwanow kaut am Radiergummi – Maryna Wolodymyriwna, Tymtschenko macht eine Papiertaube!“

„Und was sagt eure Lehrerin dazu?“ fragt der Vater.

„Maryna Wolodymyriwna sagt zu ihm: ‚Mach bitte deine Aufgaben, Knopkin, deine Hilfe brauche ich nicht. Ich sehe selbst, was jeder tut.‘ Und in der nächsten Unterrichtsstunde – wieder dieselbe Geschichte. Wir wollen ihn verhauen.“

„Lohnt sich nicht“, sagt daraufhin der Vater. „Prügel hat bisher noch keinen gebessert oder belehrt. Hätten wir so einen Petzer in der Klasse, wir hätten einfach mit ihm nicht gesprochen und ihn links liegengelassen.“

„Vielleicht machen wir es so“, stimmte ich dem Vater zu.

„Vati, im Schreiben habe ich lauter Zweien, aber einmal habe ich mir ganz große Mühe gegeben und eine Eins gekriegt!“

„Bist tüchtig“, seufzte der Vater. „Ich habe zwar in Mathematik eine glatte Zwei, aber im Schreiben, das heißt im Aufsatz, nur eine Drei bekommen. Ich mache noch zu viele Fehler.“

„Man muß mehr üben, sagt uns immer Maryna Wolodymyriwna“, empfehle ich dem Vater.

Der Vater muß wohl meinen Rat befolgt haben. Einige Tage später brachte er eine riesige Wassermelone mit und sagte:

„Heute wird gefeiert! Ich habe im Aufsatz eine Zwei geschrieben. Nur zwei Kommafehler.“

Mutti und ich aßen Melone und freuten uns für Vati. Manchmal aber eilte der Vater gleich von der Arbeit in die Abendschule, er hatte nicht einmal Zeit, zu Hause etwas zu essen. An solchen Tagen haben wir uns überhaupt nicht gesehen, – morgens verließ Vati viel früher das Haus als ich. Einmal vermißte ich ihn so sehr, daß ich beschloß, um jeden Preis wach zu werden, wenn er abends nach Hause käme.

Und ich wachte wirklich auf. Im Wohnzimmer brannte noch Licht. Die Eltern aßen Abendbrot und unterhielten sich leise. Aber ich konnte alles hören.

„Warum bist du denn heute so niedergeschlagen? Hast du etwa wieder eine schlechte Note bekommen?“ fragte die Mutter.

„Nein, keine Fünf“, entgegnete der Vater, „aber ich habe einen Verweis für mein Benehmen bekommen.“

„Ei, ei!“ wunderte sich die Mutter. „Was hast du denn angestellt? Hast wohl Papiertauben während des Unterrichts steigen lassen?“

„Du hast gut lachen, mir ist aber wahrhaftig nicht danach. Was meinst du, wie furchtbar peinlich mir diese Geschichte war. Die Mathematiklehrerin rief meinen Freund, Petro Iwanowytsch Sysow, an die Tafel. Er sollte eine Aufgabe lösen, machte einen Fehler, und ich habe ihm vorgesagt, die richtige Lösung genannt. Unsere Lehrerin schüttelte nur den Kopf und wies mich zurecht: ‚Schämen Sie sich, Genosse! Sie stören Ihren Klassenkameraden beim Denken!‘“

Bei diesen Worten vergaß ich, daß ich eigentlich schon längst schlafen sollte und rief beipflichtend:

„Maryna Wolodymyriwna behauptet dasselbe:

„Wer vorsagt, der hilft nicht, sondern verwirrt nur den anderen!“

„Aber ich hab’s doch ganz ohne böse Absicht getan“, versuchte sich der Vater zu rechtfertigen und trat an mein Bett, um mich zu begrüßen.

„Nun ist aber Schluß!... Es ist gleich elf, und das Kind schläft noch nicht!“ schimpfte die Mutter.

Kurz vor den Winterferien waren wir mit der Fibel

fertig und begannen schon ein anderes Buch zu lesen. Der Vater aber hatte in dieser Zeit wohl schon an die hundert neue Bücher gelesen. Er las sogar nachts. Jedesmal, wenn ich nachts erwachte, sah ich Licht brennen. Die Nachttischlampe hatte er mit Muttis Tuch verhangen, damit wir ungestört schlafen konnten. Vati aber war in seine Lektüre vertieft.

Im Frühling wurde ich in die zweite Klasse versetzt, während Vati noch einige Prüfungen ablegen mußte. Er hatte keine Angst vor den Prüfungen, denn er wußte alles, was verlangt wurde. Nur vor der schriftlichen Prüfung in Russisch – vor dem Aufsatz – war ihm ein bißchen bange:

„Und wenn ich wieder Fehler mache und Ungenügend bekomme? ...“

Zur Prüfung zog Vati sein weißes Hemd und seinen neuen grauen Anzug an. Mutti wünschte ihm „Hals- und Beinbruch!“ und steckte ihm, damit es ihm Glück bringe, ein Fünfkopekenstück in die Tasche.

An jenem Tag hatte Mutti dienstfrei. Wir räumten die Wohnung auf, machten das Mittagessen fertig und gingen vor die Tür, um nach Vati Ausschau zu halten. Wir mußten lange warten! Endlich sahen wir ihn kommen, freudestrahlend! Eine Zwei!

„Nun ist ja alles in Ordnung. Ich freue mich für dich!“ sagte Mutti.

Ich freute mich auch, denn eine Zwei ist ja eine gute Note.

Nach dieser Prüfung kamen noch viele andere Prüfungen. Vati hat alle durchweg gut bestanden und das Reifezeugnis erhalten.

Und wieder ist es Herbst. Wieder gleiten bunte Blätter zu Boden. Kastanien fallen mit knallendem Geräusch herunter und zerplatzen. Ich gehe nun schon in die zweite Klasse. Vater aber ist kein Schüler mehr, sondern schon Student. Er wurde in diesem Jahr am Institut für Maschinenbau immatrikuliert.

*Aus dem Ukrainischen
von EVELYN RISWANOWA*

Viktor Kawa

EIN "UNGENÜGEND" FÜR DEN FRÜHLING

Ist denn das noch eine richtige Unterrichtsstunde, die letzte im Schulvierteljahr? Zumal, wenn die Lehrerin schon die Zeugnisse ausgeteilt hat, und jeder, nachdem er sein Zeugnis fieberhaft überflogen hat, schnell einen Blick in das Zeugnis seines Nachbarn wirft: Ob der ihn nicht zufällig überholt hat, und ob dessen Zeugnis nicht etwa vor Einsen und Zweien wimmelt? Die Sonne, die sich mühsam hinter den grauem, verfaultem Stroh ähnelnden Wolken hervorarbeitet, schaut nun ebenfalls ins Klassenfenster hinein, als wolle sie die Schüler nach draußen locken: Nun laßt schon all eure Weltweisheiten, und raus aus der Klasse, kommt unter meine warmen Strahlen...

Die Lehrerin, Maria Hnatiwna, wendet auch den Kopf zu den blanken Fenstern hin, die im Sonnenschein zu flimmern scheinen, und lächelt uns mit halb zugekniffenen Augen unter der Brille hervor an. Und plötzlich sagt sie doch – anstatt der ersehnten Worte: „Schnell, nach Hause!“ – :

„Und nun eine Aufgabe für die Ferien. Damit ihr nicht vergeßt, wie man den Federhalter hält, schreibt ihr einen Aufsatz über den Frühling, wie der Frühling Einzug hält. Denkt auch, wenn ihr den Frühling beschreibt, an schmückende Beiworte und bildliche Vergleiche. Auch schöne Verse der besten Dichter über den Frühling dürft ihr in euren Aufsätzen zitieren ...“

„Einen Aufsatz über den Frühling! I bewahre! Nennt sich das etwa Frühling?“ Stepan Okolot, ein leidenschaftlicher Fußballspieler und der erste Faulpelz in der Klasse, zog ein saures Gesicht. „Überall nichts weiter als Schlamm, Dreck und Pfützen. Man kann nicht einmal zwei gegen zwei Fußball spielen. Was denn – sollen wir etwa den Schlamm und die Pfützen beschreiben?“

Maria Hnatiwnas Augen wurden hinter den Brillengläsern zu zwei engen spöttischen Schlitzen.

„So kritisiere dann den bösen Frühling, der dich nicht, was nur das Zeug hält, hinter dem Ball herjagen läßt ...“

Durch den Scherz der Lehrerin in eine ausgelassene Stimmung versetzt, stürmten wir laut lachend aus der Klasse.

Wir galoppierten über die Straße geradewegs durch das Gemisch von Schnee und Matsch, außer Rand und Band vor guter Laune und einen Heidenlärm machend. Mein Freund Andrij und ich hatten beschlossen, den bewußten Aufsatz noch heute zu schreiben, um die ganze Woche in Ruhe spielen zu können.

Zu Hause wurde ich bereits wie ein von weither kommender teurer Gast von Vater und Mutter erwartet – das Festessen stand schon auf dem Tisch. Ich holte mein Zeugnis vor – dort stand nur eine einzige Drei – und legte es etwas lässig auf den Tisch, zog mich rasch um und huschte an den Tisch. Ich hatte den Löffel schon ergriffen, aber da bemerkte ich, daß Mutti ein finsternes Gesicht machte – ihre Augen erfaßten immer sofort die schlechten, oder wie sie sagte, die „unwürdigen“ Noten – so mußte ich schnell eine Erklärung herausprudeln:

„Bitte, ärgere dich nicht, Mutti. Ist doch kein großes Unglück – eine Drei im Singen. Ich kann doch nichts dafür, daß mir der Bär mit einer Pfote aufs Ohr und mit der anderen auf die Zunge getreten hat?!“

„Ich werde dir gleich auch mal auf die Zunge treten, damit du nicht so viel schwatzt“, sagte die Mutter, schon versöhnlicher gestimmt. „Und daß du nicht die Nase so hoch trägst“, drohte sie mir mit dem Finger.

Der Vater, der für ein Stündchen von der Arbeit heimgekommen war, um Mittag zu essen, löffelte schon seinen Borstsch und lächelte verstohlen in seinen Schnurrbart hinein, unserem Gespräch lauschend. Aus den Blicken, die er mir heimlich zuwarf, verstand ich, daß er von mir so ein anständiges Zeugnis nicht erwartet hatte. Vater roch so schön nach Eisen, Schmieröl, Petroleum, Benzin,

mit einem Wort – nach Traktor. Er baute gerade an seinem „Kirowez“ in der Reparaturwerkstatt. Es wäre einfach Klasse, wenn ich nach dem Essen mit dem Vater mitgehen könnte. Vielleicht würde Vater heute seine erste Probefahrt machen?... Aber da erinnerte ich mich an den Aufsatz und seufzte unwillkürlich tief auf.

„Was hast du denn, bedrückt dich etwas?“ fragte die Mutter besorgt. „Du hast doch nicht etwa dein Zeugnis gefälscht? Wenn es an dem ist, laufe ich gleich zu Maria Hnatiwna und sage es ihr, und um den neuen Besen soll es mir nicht leid tun ...“

„Wie in aller Welt kann man da weiterleben, wenn einem die eigene Mutter nicht traut“, sagte ich beleidigt. „Ich muß heute noch den Aufsatz über den Frühling schreiben, unsere Hausaufgabe in den Ferien, viel lieber aber würde ich mit Vati in die Werkstatt gehen!“

Der Vater hatte wohl nicht richtig zugehört und fragte erstaunt:

„Nanu, Aufsätze schon in der vierten Klasse? Als deine Mutter und ich noch zur Schule gingen, da haben wir Aufsätze, glaube ich, erst in der sechsten Klasse geschrieben ...“

„Und wann bist du in die vierte Klasse gegangen?“ Ich kniff gespannt die Augen zusammen.

„Ja, wann mag das gewesen sein?...“ Vater kratzte sich, die Stirn runzelnd, im Nacken. „Ich glaube, 1950. Ja, genau! 1950 ...“

„Das heißt, sieben Jahre vor Beginn des neuen kosmischen Zeitalters!“ rief ich triumphierend aus.

„Tatsächlich“, erwiderte der Vater verblüfft. „Ich bin also noch in der alten Ära zur Schule gegangen... Und weißt du“, Vaters Augen blitzten mich an, „wie tief uns alle die Nachricht über Gagarins Weltraumflug erschüttert hatte. Eine unbeschreibliche Freude hatte uns gepackt. Es war kaum zu glauben – ein Mensch im Kosmos! Aber gleichzeitig hatten wir unwillkürlich Angst um ihn – ein Mensch hatte sich von der Erde gelöst, war bis in den Weltraum vorgestoßen...“

Ich rückte schnell näher an den Vater heran, denn

solche Gespräche mit ihm, die rein zufällig entstehen, hatte ich furchtbar gern. Sie konnten uns derartig hinreißen und begeistern, daß wir, nach Muttis Meinung „uns wie die kleinen Kinder benehmen und sogar etwas ungezogen sind“. So geschah es auch jetzt. Plötzlich waren wir inmitten eines äußerst interessanten „kosmischen Gesprächs“.

Aber leider war Mutti noch da. Sie ließ kein Auge von der riesigen Wanduhr, die fast von der Decke bis zum Fußboden reichte. Mit dieser Uhr war Vater im vorigen Sommer ausgezeichnet worden. Er hatte den ersten Platz beim Ernten belegt. Kaum waren wir in unser kosmisches Gespräch vertieft, da packte uns Mutter schon an den Schultern und trennte uns gewaltsam, wie Boxer im Ring. „Genug! Schluß, meine Männer! Und keine Widerrede! Für dich ist es Zeit, Vater! Du mußt in die Werkstatt, und ich ins Büro.“

„Gleich! Noch fünf Minuten!“ murrten wir.

„Keine einzige Minute mehr! Schluß! Aus!“ Mutter gab nicht nach. „Eure fünf Minuten kenne ich. Abends könnt ihr alles nachholen, was ihr jetzt nicht schafft. Außerdem hat Wladyk eine ganze Woche Ferien und braucht nicht über seinen Büchern zu sitzen... Nun aber haltet mich nicht auf – ich muß noch den Viehzüchtern den Lohn auszahlen...“

Nachdem Vater und Mutter gegangen waren, aß ich ohne Eile meinen Milchbrei auf, trank mich bis zum Platzen an Kompott satt, räumte den Tisch ab, breitete eine Zeitung auf dem Tisch aus und holte Heft und Federhalter aus der Mappe. Dann schrieb ich schön sauber den ersten Satz: „Der Frühling ist da.“

Ich schaute zum Fenster hinaus.

Und... Da war vom Frühling nichts mehr zu sehen. Draußen schneite es in dichten Flocken. Der Schnee bedeckte schon mit seiner weißen Decke die Erde, nur hier und dort waren noch kleine, nasse Inselchen übriggeblieben. Meine Enttäuschung war jedoch nur kurz. Mich durchfuhr ein freudiger Gedanke: „Da kann man doch jeden Tag Schi laufen!“

Nun hielt mich nichts mehr zu Hause. Rasch steckte ich Heft und Federhalter in die Schulmappe und beobachtete noch, wie der leicht beschwipste Onkel Sokur an unserem Haus vorübertappte. Um sich vor den großen Schneeflocken zu schützen, hatte er seinen Kopf so tief in den Kragen seines Schafpelzes vergraben, daß er mit der Stirn gegen unser Hoftor stieß. Erschreckt richtete er sich auf, hob nun so komisch die Beine hoch, daß ich lachen mußte, und stelzte davon. Noch über die ulkige Szene lächelnd, kletterte ich die Leiter hinauf, um meine Schier vom Dachboden zu holen, die ich dort übereilt verstaut hatte ...

Durchs Schneegestöber, daß mich bald in Väterchen Frost verwandelt hatte, stakste ich mühsam auf Schiern zu Andrij. Aber da kam er mir schon auf halbem Wege entgegen. Andrij ist doch nicht blind, na klar, der hat auch gleich geschaltet. Jeder sieht doch, was sich jetzt in der Natur tut!

„Herrliches Wetter, was!“ rief Andrij und schaute zum Himmel hinauf. „Der Winter will wohl unbedingt seinen Quartalsplan erfüllen!“ „Laß ihn nur!“ winkte ich lustig ab. „Meinetwegen kann er ihn sogar übererfüllen! Auf zum Belebenj!“

Belebenj – so heißt bei uns ein Berg, dessen steiler Abhang kurz vor dem Fluß abbricht. Im Sommer ist auf ihm nicht viel los. Er schaut dann immer trübe und neidisch aus seinen gelben Steinaugen vom Gipfel herunter zu den Badelustigen im reißenden Fließchen, deren helle Stimmen weithin hallen. Im Winter aber – da kommt Belebenjs große Zeit. Das Stimmengewirr steigt dann ungestüm bis zum Gipfel hinauf und verstummt erst spät in der Nacht. In den sternklaren Mondnächten glitzert und glänzt der von vielen Schiern polierte Belebenj wie ein riesiges Stück Würfelzucker.

Jetzt aber ähnelte der Belebenj eher einem Hasen, der sein Winterkleid verliert. An manchen Stellen war er schon richtig kahl, und sein Abhang war mit großen Schneeflicken besetzt. Muntere Bächlein bahnten sich durch die porösen Schneeflicken bizarre Pfade.

Wir nahmen die Schier unter die Arme und kletterten hurtig bis zum Gipfel hinauf. Dort schnallten wir die Schier an, und los ging es – wie der Wind im Zickzacklauf von einem Schneeflecken zum anderen, immer bergab.

Dazu grölten wir noch aus voller Kehle: „Der Frühling ist da! Der Frühling ist da!“

Nach Hause kam ich beinahe auf allen Vieren gekrochen – naß bis auf die Haut, schmutzig und hundemüde. Glücklicherweise waren meine Eltern noch nicht von der Arbeit gekommen, sie waren wohl aufgehalten worden. Mit Mühe zog ich das nasse Zeug aus, hängte die Jacke zum Trocknen auf, und die Stiefel steckte ich in die noch warme Ofenröhre. Dann kletterte ich auf den Ofen und streckte mich glücklich und zufrieden aus. Undeutlich, aber wohltuend spürte ich noch Mutters Hände auf meiner Stirn, Brust und an den Füßen.

Mitten in der Nacht jedoch wachte ich plötzlich von einem schrecklichen Krachen, Gepfeife und Getöse auf, das hin und wieder von einem Geknatter und Geklirr unterbrochen wurde. Ein furchtbarer Gedanke schoß mir durch den Kopf: „Krieg! Atomkrieg!“... Von Angst und einer unbeschreiblichen Verzweiflung überwältigt, sprang ich vom Ofen, fand tastend mit zitternden Fingern die Taschenlampe und zerschnitt mit dem grellen Lichtstrahl jäh die Dunkelheit draußen. Und – meine Angst und Unruhe waren wie weggewischt, mir wurde wieder froh und leicht ums Herz. Es war der Wind, der da so wütete. Er jagte ungewöhnlich helle Wolken vor sich her, die den beißenden Schnee vertrieben und verschluckten. Wie ein Düsenflugzeug mit laut aufheulenden Motoren jagte er sie, schaukelte die Wipfel der Bäume, so daß sie ächzend und stöhnend den Himmel zu fegen schienen, rüttelte immer wieder mit seinen starken Armen am Dach unseres Hauses, und das Dach knatterte und klirrte auf.

All das erfüllte mich mit solch einer Freude, daß es in der Brust kitzelte. Da würden wir mit Andrij bis zum Umfallen Schi laufen können.

Es schneite die ganze Nacht und auch noch am Tage. Nachdem aber der Winter seinen Schneeplan erfüllt hatte, kam der Frost an die Reihe. Er färbte den Schnee gleich bläulich und bedeckte ihn mit einer dünnen glatten Eiskruste, über die unsere Schier wie Schlittschuhe sausten.

Vier Tage hintereinander steckten wir von früh bis spät auf dem Belebenj.

Der Schneesturm hatte sich wahrhaftig große Mühe gegeben – er hatte steile und flache Abhänge geschaffen, Sprungschanzen entstehen lassen, riesige wunderliche Schneeberge zusammengekehrt, zwischen denen du dich wie eine Schmerle hindurch winden mußt, und wehe, wenn du nicht aufpaßt, aneckst oder gar dagegen rammst, dann schrammst du dir aber schön Hände und Gesicht auf...

Kann man bei einem solchen Wetter an einen Aufsatz über den Frühling denken? Dann müßte man wohl ein richtiger Lügner sein, um das zu beschreiben, was es in Wirklichkeit nicht gibt. Wenn Maria Hnatiwna gewußt hätte, das der Winter so überraschend noch einmal ans Fenster klopfen würde, so hätte sie ganz bestimmt mit keinem Wörtchen den Aufsatz erwähnt. Und wenn wir am ersten April wieder in die Schule kämen, draußen aber noch immer riesige Schneeberge und klirrender Frost wären, so könnte sie doch nicht so herzlos sein und nach dem Aufsatz fragen.

Wie heißt es doch in dem Gedicht, das wir noch in der ersten Klasse auswendig gelernt hatten, – „der März ist schelmisch“. Und das stimmt. Am letzten Ferientag blies wieder ein heftiger Wind. Wie ein Partisan griff er diesmal vom Süden her an, war aber nicht mehr so schneidend und eisig, sondern feucht und warm. Und der Winter kapitulierte sofort. Der Schnee verlor zusehends sein blendendes Weiß, wurde dunkler und dunkler, fiel zuletzt ächzend zusammen, ganze Pfützen von trüben Tränen vergießend. Schnelle Wasserströme wallten zum Fluß hinunter. Hunderte Spatzen flatterten unter den Dächern hervor und ließen sich auf der hohen Ulme in unserem Hof nieder; sie machten solch ein Geschrei, daß mir der

Kopf brummte. Ärgerlich über diesen Lärm, wollte ich sie verscheuchen, und beugte mich dabei tief über mein Heft. Dort aber stand schwarz auf weiß nur ein einziger Satz, den ich noch am ersten Ferientag geschrieben hatte: „Der Frühling ist da.“ So sehr ich mich auch mühte, etwas über den Frühling zu schreiben, es kam nichts dabei heraus. Vielleicht war mein Kopf in den Ferien arbeitsscheu geworden, oder er war noch nicht recht von dem gestrigen tollen Schilaulen zu sich gekommen? Ich schloß sogar die Augen, um den Frühling wachzurufen, vergebens, vor meinen Augen tauchte gleich wieder der schneeweiße Belebenj auf, weiße unendliche Felder, nur hier und dort durch finstere Sträucher schraffiert. Ich sah auch das frohe, lachende Gesicht meines Freundes Andrij, wie er im Schnee herumtollte.

Verärgert machte ich das Heft zu, zog meinen Mantel an und ging zu Andrij. Zu zweit würden wir den verdammten Aufsatz schon schaffen!... Zweifellos, in jener vorkosmischen Ära war das Lernen leichter – Aufsätze wurden erst ab der sechsten Klasse geschrieben, na, und von Mathe schon ganz zu schweigen: Ein Schüler, der heute in die vierte Klasse geht, löst solche Aufgaben, die ein Schüler, der früher in die fünfte Klasse ging, nicht einmal im Traum gesehen hatte. (Das sind nicht meine Worte, sondern Vaters. Als er einmal erfolglos an meiner Rechenaufgabe geknobelt hatte, sind sie ihm rausgerutscht.)

Noch auf der Schwelle, ohne Andrij zu begrüßen, fragte ich ihn sofort:

„Hast du den Aufsatz über...“

Weiter kam ich nicht, denn Andrij hielt mir den Mund zu und zischte mir ins Ohr:

„Hast wohl 'nen Stich, schreist so herum hier?“

„Wieso denn?“ flüsterte ich verblüfft zurück. „Und was werden wir morgen der Lehrerin zeigen? Leere Hefte wohl, oder?“

„Ach, bis morgen werden wir schon noch was fertig bringen“, winkte Andri unwirsch ab. „Die Frühlingstage sind lang wie ein Jahr... Komm, ich zeige dir lieber mein

Amphibienfahrzeug, mein Vater baut es gerade zusammen. Na, ein Fahrzeug, das zu Lande fährt und zu Wasser schwimmen kann. Es ist so groß, daß sogar unser Kater drin Platz haben würde ... Und du machst so einen Krach wegen eines Aufsatzes...“

Andrijs Vater arbeitete als Mechaniker im Kolchos. Auf die Technik war er richtig versessen, wie der Ha-bicht auf ein Kücken, nach den Worten von Andrijs Mutter. Von überall, wohin er fuhr, brachte er irgendein spitzfindiges Spielzeugauto für seinen Sohn mit. Einmal hatte ihm Andrijs Mutter in meiner Anwesenheit Vorwürfe gemacht: „Anstelle dieser Eisenstücke hättest du lieber deinem Sohn etwas zum Anziehen mitbringen sollen.“ Worauf Martyn Petrowytsch mit verlegenem Lächeln zurückgab: „Davon verstehe ich nichts, und bringe ich dir dann irgendwelche Sachen mit, jagst du mich noch damit aus dem Haus. Aber von diesen, wie du sagst, Eisenstücken glaube ich etwas zu verstehen...“ An jedem gekauften Spielzeug, selbstverständlich technischem Spielzeug, machte er sich solange zu schaffen und gab es nicht eher Andrij, bis er es nicht selber gründlich studiert und sich an ihm sattgesehen hatte. Er nannte das: „Regulieren und einlaufen, damit das Fahrzeug wie ein geölter Blitz läuft.“

„Nun, Jungs“, sagte freudig und erregt Martyn Petro-wytsch, aus dem Nebenzimmer kommend, „das Ding ist einfach Klasse! Jetzt fehlt nur noch der operative Raum dazu...“

Ohne viel Worte hoben wir das Amphibienfahrzeug mit vier Händen hoch und hasteten hinaus.

Ich glaube, ich kann mir die Worte sparen und brauche nicht zu schildern, was für einen Spaß es macht, an einem wasserreichen Frühlingstag so ein Amphibienfahrzeug schwimmen zu lassen. Indessen bildeten sich immer mehr Wasserlachen und Pfützen, denn die Sonne hatte bereits die Wolken zerschnitten und schaute nun neugierig mit brennenden Augen auf den Schnee hinunter. Leider klappte es nicht mit unserem Fahrgast, mit der Ladung, der blöde Kater wollte einfach nicht kapieren, welch eine schöne

Reise ihn erwartete, und lief davon, durch das ganze Dorf schreiend. Bei unserem Versuch, ihn zu verladen, hatte er mir nicht nur die ganzen Hände zerkratzt, sondern auch mein Heft zerrissen – mein Aufsatzheft mit dem ersten Satz... Denn mit dem Heft hatte ich mich gegen die scharfen Katerkrallen wehren wollen.

An diesem Tag „umarmte sich Freud' mit Leid“, wie sich einmal ein Dichter ausgedrückt hatte. (Jener Dichter muß noch als Junge genauso wie ich jetzt in eine Zwickmühle geraten sein, denn sonst hätte er es nicht so kurz und wahrheitsgetreu geschildert.) Meine Freude dauerte bis spät in den Abend hinein. Die Sonne wurde von dem vollen glänzenden Mond abgelöst. Sein blauer Schein überflutete so ausgiebig die Wasserlachen, daß man dort bis zum Morgen das Amphibienauto hätte schwimmen lassen mögen...

Und dann begann schon das „Leid“. Es begann in dem Augenblick, als von einem Straßenende meine Mutter mit einer Weidenrute auftauchte und von dem anderen – Andrijs Mutter...

Aber das war sozusagen nur ein Fünftel echten Leids. Ein wahres Leid und Verzweiflung packten mich, als ich zu Hause auf die Uhr schaute. Ihre „Deichselzeiger“ verharrten auf... halb elf. Ich wollte schon nach der Schultasche und dem Federhalter greifen, aber ich hatte keine Kraft mehr. Zwar sah ich immer noch die Pfützen und den körnigen Schnee und wie die Amphibie alle Hindernisse überwand. Aber ich war jetzt einfach nicht mehr in der Lage, das zu beschreiben, wo der Kopf wie mit Watte vollgestopft war, die Hände steif geworden waren und die Augenlider so, als ob sie jemand arglistigerweise mit einem Universalklebstoff bestrichen hätte.

All das war noch zu ertragen, jedoch das Schlimmste wäre, wenn meine Mutter entdecken würde, daß ich mich erst jetzt, mitten in der stockfinsternen Nacht, an den Aufsatz machte. Wo sie doch davon überzeugt war, daß ich ihn noch am ersten Ferientag hingekritzelt hätte.

Als ich schweren Herzens auf den Ofen kroch, hatte ich nur ein ganz kleines, fadendünnes Fünkchen Hoff-

nung – morgen in aller Früh aufzustehen und den Aufsatz in aller Ruhe zu schreiben. Am besten hier oben auf dem Ofen, auf dem Teigfaß, beim Schein der Taschenlampe...

Ehe ich in tiefen Schlaf versank, fuhr mir noch ein Gedanke durch den Kopf, ein neidischer Gedanke: „Wie gut und leicht hatten es doch die Schüler der vorkosmischen Ära! Man bedenke bloß – Aufsätze erst in der sechsten Klasse...“

Wie gesagt, ich hatte nur eine Hoffnung, meine letzte Hoffnung – ganz früh aufzustehen, aber auch diese wurde vom Schlaf geraubt. Heimtückisch und listig. Gegen Mitternacht schob er mir ein Traumbild vor – ich stünde am Fuße des Belebenj, und hoch auf dem Gipfel säße auf einer Bank Tante Hanna, die Verkäuferin aus unserem Dorfladen, und rief mit grober Stimme: „He-he! Wer ist so geschickt und fängt es auf?“ Und in dem Augenblick würfe sie etwas hinunter, ich aber stürzte zu diesem „Etwas“, ergriffe es und tanzte vor Freude: In meinen Händen hielte ich einen raketenförmigen Kugelschreiber mit zwölf Minen, so einen, wie der Kolchosvorsitzende hat, den er aus Italien mitgebracht hatte. Danach, so träumte ich weiter, finge ich eine riesige Tafel Schokolade auf. Dann – ein sehr großes Amphibienauto, wo ich sogar reinginge.

Und schließlich träumte ich – fing mich... die Mutter. Da rüttelte sie mich wirklich am Bein, und ich schreckte aus meinem wunderbaren Traum auf; wie vom Donner gerührt, hörte ich Mutters Worte:

„Wie lange willst du denn noch schlafen, Junge? Es ist schon sieben. Hast du vergessen, daß die Ferien zu Ende sind?“

Ihr könnt euch bestimmt vorstellen, in welcher Stimmung ich zur Schule ging. Mit hängendem Kopf, mißmutig einen Fuß vor den anderen setzend. Meine letzte Hoffnung war ins Wasser gefallen.

Ich klammerte mich an einen winzigen Strohalm, der mir geblieben war – vielleicht hatte die Lehrerin vergessen, was sie aufgegeben hatte, es waren ja Ferien.

Die Lehrerin betrat die Klasse, begrüßte uns im neuen Schulvierteljahr, schlug das Klassenbuch auf und – das letzte Fünkchen Hoffnung erlosch.

„Nun, wie habt ihr den Frühling erlebt und beschrieben?“ fragte die Lehrerin gespannt und rieb sich dabei die Hände, sich auf interessante Arbeiten freuend.

Sofort flogen ein paar Hände hoch. „Prachtkerle!“ dachte ich bei mir und war gerührt. „Sie retten mich und Andrij!“ Aber die Lehrerin schien sie nicht zu beachten, ebenso wie meine Mutter die guten Noten im Zeugnis immer übersah. So heftete also Maria Hnatiwna ihren Blick auf uns, und wir wurden gegen unseren Willen unter ihrem Blick immer kleiner und kleiner, trotzdem wir es vor der Stunde geübt hatten, der Lehrerin furchtlos in die Augen zu blicken.

„Bitte, Wladyslaw und Andrij, zu zweit...“

Unser „Duett“ jedoch vermochte nichts weiter als zu stammeln:

„Wir ... haben ... nichts ... geschrieben ... Keine Zeit gehabt...“

Vor Verwunderung nahm Maria Hnatiwna sogar die Brille ab. Ihr Gesicht wirkte auf einmal gekränkt und hilflos.

„Was heißt das – keine Zeit gehabt? Seid ihr vielleicht krank gewesen?“

„Ja, die waren beide furchtbar krank“, rief Petro Iotka spöttisch. „Sie hatten während der Ferien eine doppelseitige Faulheitsentzündung!...“

Die ganze Klasse brach in lautes Lachen aus. Wir aber standen da und wären am liebsten vor Scham in die Erde versunken... Verflixter Petro! Hat selber das erste Mal die Hausaufgabe gemacht, und schon reißt er den Mund auf! Wir würden dir furchtbar gern mal den Buckel vollhauen, aber leider werden wir mit dir noch nicht fertig..

Maria Hnatiwna seufzte nur tief und gab uns je ein „Ungenügend“. So etwas hätte sie von uns, sonst so fleißigen Jungen, nicht erwartet, fügte sie erbittert hinzu.

Bis zum Ende der Stunde saßen wir krebsrot auf unseren Plätzen, die Nasen steckten fast in den Heften. In der Pause spielte Andrij Basketball, seine Mannschaft gewann. Sofort faßte er wieder Mut und beruhigte sich. Ich aber konnte keine Ruhe finden, denn es war meine erste ungenügende Note in diesem Schuljahr! Dazu noch gleich am ersten Schultag nach den Ferien – für einen Aufsatz!... Ich traute mich nicht einmal, in den Korridor hinauszugehen – die Schüler der oberen Klassen würden mich bestimmt durch den Kakao ziehen: Seht euch mal diese Niete an, konnte nicht einmal den Frühling beschreiben! Was wirst du denn in der siebenten Klasse machen, wo viel größere Aufsätze nach den Werken der Schriftsteller, ganze zehn Seiten, verlangt werden? Mit einer richtigen Gliederung und ziemlich langen Zitaten...

Nach dem Unterricht rannte ich Hals über Kopf nach Hause, ohne auf Andrij zu warten. Ich machte einen Umweg, schlich wie ein Dieb hinter den Gärten umher, mich vergeblich hinter den kahlen Sträuchern vor dem menschlichen Auge verbergend. Als ich an Pucherjans Pferdestall vorbei schlich, schoß ein großer Hund hervor und jagte auf mich zu. Ich aber nahm nicht Reißaus, im Gegenteil – ich blieb stehen und schaute den Vierbeiner traurig an. Als ob ich ihn anflehte, mich, den Unglücklichen, zu beißen. Der Hund bremste scharf vor mir, starrte mich an und – machte kehrt.

Seht mal, er ekelte sich sogar, mich anzubellen. Er hatte wohl mein „Ungenügend“ erschnüffelt.

Je näher ich zu unserem Haus kam, desto schwerer wurden meine Schritte. Was würde ich bloß meinen Eltern sagen? Mutter hatte mir heute früh versprochen, meine geliebten Buchweizenfladen zu backen. Anlässlich des neuen Schulvierteljahres... Sie würde mir Fladen mit saurer Sahne auftischen, und ich ihr ein „Ungenügend“.

Ins Haus wagte ich mich nicht. Vor dem Schuppen machte ich halt und kroch ins Heu, das dort lag. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich da mit meinem Kummer blieb, schließlich schlief ich ein.

Im Schlaf spürte ich etwas Warmes an meiner Wange,

ich fuhr hoch und wurde wach. Zuerst begriff ich nicht gleich: Es war Shuk, unser Hund, der mich gefunden und meine Wange geleckert hatte. Gleich hinter Shuk tauchte ... der Vater auf.

„Nanu, was gibt's denn, warum liegst du hier im Heu?“ fragte er verduzt und wurde auf einmal unruhig.

„Na, weißt du es denn noch nicht?“ fragte ich, ehrlich erstaunt darüber, daß der Vater anscheinend nichts wußte. Es hätte sich doch im ganzen Dorf herumsprechen können, daß ich ein „Ungenügend“ bekommen hatte.

„Vielleicht bist du auf dem Fluß Schlittschuh gelaufen und eingebrochen, und nun hast du Angst, nach Hause zu gehen?“ Der Vater war schon richtig besorgt. „So geh schon ins Haus, ich werde für dich bei Mutter ein Wort einlegen, sonst erkältest du dich noch ...“

„Ach, wenn ich auf dem Fluß eingebrochen wäre, das wäre halb so schlimm“, winkte ich niedergeschlagen ab. „Ein ‚Ungenügend‘ habe ich gekriegt... Den Aufsatz hab' ich nicht geschrieben ...“

Und plötzlich brach ich in bittere Tränen aus, genauso wie im vorigen Jahr, als ich mir an einem Trinkglas die Ferse aufgeschnitten hatte.

Vater nahm mich wie ein kleines Kind in die Arme, drückte mich fest an seine Brust und tröstete mich:

„Nimm's dir nicht so zu Herzen, Söhnchen, dein Fehler läßt sich wiedergutmachen. Du beruhigst dich, setzt dich an den Tisch – und der Aufsatz kommt von selbst aufs Papier, wie ein ebener Weg unter die Raupenkette ...“

„Aber w-wie ka-kann er von s-selbst ko-kommen“, schluchzte ich, „wenn fast noch kein Frühling ist. Und wer weiß, ob er in diesem Jahr überhaupt kommen wird ...“

„Was du nicht sagst“, dröhnte der Vater mit seiner tiefen Baßstimme, so daß sogar Shuk die Ohren spitzte, „ich sehe, du steckst schon bis an die Knie im Pessimismus, laß das! Den Frühling darfst du nicht anschwärzen... Übrigens, weißt du was?“ Seine Augen blitzten geheimnisvoll. „Ich glaube, wir werden keine Sünde begehen, wenn wir der Mutter von deiner Note vorerst nichts sagen. Und gegen Abend – ich hoffe, heute

etwas früher fertig zu werden – ziehen wir beide los, uns den Frühling anzugucken. Vielleicht erspähen wir etwas Sehenswertes. Und erst dann machst du dich an deinen Aufsatz... Einverstanden?“ Er reichte mir seine große, brettartige Hand.

„Einverstanden!“ Meine Hand verschwand in der Hand des Vaters.

„Na, dann ist ja alles in Ordnung in den Traktorenbrigaden!“ freute sich der Vater. Mit einem Griff stellte er mich auf die Füße, klopfte mich ab und wischte mir mit seinem Taschentuch, das nach Benzin roch, die Tränen ab.

So gingen wir ins Haus, als ob nichts Betrüblinges geschehen wäre. Shuk lief neben uns her und zwinkerte uns verständnisvoll zu, als wollte er sagen, ich habe alles gehört und werde das Geheimnis nicht einmal mit einer Schwanzbewegung verraten.

...Nach dem Abendbrot sagten wir der Mutter, daß wir noch ein wenig frische Luft schnappen wollten. Mutter guckte uns erstaunt an: „Da habt ihr euch aber eine schöne Zeit ausgesucht! Draußen ist das reinste Grippe-wetter!“ Mutter zuckte nur mit der Achsel. Wir aber schlenderten zu dritt hinunter zum Fluß – Shuk, der unser Geheimnis kannte, durfte doch nicht zu Hause bleiben und lief auch mit. Suchend schauten wir umher, in der Hoffnung, irgendwelche Frühlingsanzeichen zu entdecken.

Als erster entdeckte – oder genauer: erschnupperte sie Shuk. Bellend stürzte er zu einem schon vom Schnee befreiten Erdstreifen auf dem Hügel. Dort grünte wahrhaftig Gras, schon etwa fingerlang!

„Wann ist es denn so gewachsen?“ fragte ich mißtrauisch. „Heute ist erst der zweite warme Tag...“

„Ha, Söhnchen“, der Vater hockte sich nieder und strich behutsam über das Gras, „das ist kein junges Gras, das alte ist wieder zum Leben erwacht. Nun sag mal, ist es kein Wunder, wenn das schwache Gräschen trotz Schneesturm und schneidender Kälte Leben in sich birgt?...“

Ich kauerte mich auch hin und strich über das Gräschen. Auch der Hund freute sich auf seine Weise über das

Gras, er beschnupperte es schnaubend. Nach dem langen Winter sehnte er sich wohl auch nach dem Duft des frischen Grüns.

„Geh weg!“ ich schob Shuk fort. „Zerwühlst mit deiner Schnauze das ganze Gras. Wenn es wärmer wird, kannst du dich noch satt schnuppern ...“

„Aber er beschnüffelt doch nicht das Gras“, lächelte der Vater, „sondern er schnuppert nach einer Maus. Die sitzt irgendwo in ihrem Loch, grau, mit einem langen Schwänzchen, und hört, ob die Bäche nicht bald austrocknen, ob die Vögel noch nicht zwitschern ...“

Shuk, der eingeschnappt war, weil ich ihn einfach weggeschupst hatte, purzelte zum Fluß hinunter und verschwand im Weidengebüsch.

„Komm, wir gehen auch hinunter“, Vater zupfte mich am Ärmel. „Meinst du etwa, die Weiden bleiben taub im Frühlingswind? ...“

„Hm, ich bin doch nicht blind!“ ich fühlte mich ein wenig gekränkt. „Guck mal, die vielen Weidenkätzchen! Man könnte sie für ... die Kundschafter der Weiden halten, nicht wahr?“

„Genau das dachte ich auch!“ freute sich der Vater. „Haargenau hast du das bemerkt!“

Obwohl unter unseren Füßen der Schlamm gluckste und eiskaltes Wasser durchsickerte, wateten wir zum Weidengebüsch hin.

„Siehst du“, der Vater nahm einen Zweig in die Hand, „diese Knospen da sind vorsichtig – sie haben nur ihre Näschen aus den braunen Pelzchen herausgesteckt. Sie warten nur darauf, daß die Kätzchen – die Kundschafter – ihnen die Nachricht bringen, daß es draußen wirklich warm ist, erst dann lassen sie ihre grünen Blättchen hervorschießen.“

Die Blätter wollten jetzt noch nicht schießen, aber im nächsten Augenblick schoß Shuk pfeilgeschwind aus dem Gebüsch, zerrte mich am Hosenbein ins Gebüsch. Ich folgte ihm gehorsam und war gespannt, was er da wohl entdeckt hatte. Obwohl unser Shuk kein echter Schäferhund war, konnte er sehr gut Spuren lesen. Shuk führte uns also

zu einem Wassergraben, der schon bis auf den Grund aufgetaut war. Und auf dem Grund lag... ein Frosch, seine Glotzaugen weit geöffnet! Seine Augen schienen zu leben, jedoch der Frosch selbst rührte sich nicht. Mir war direkt ein bißchen unheimlich zumute ...

„Oho!“ rief der Vater verwundert aus. „Auch der Frosch ist schon startbereit! Das bedeutet, es wird bald warm ...“

„Und sieh mal dort drüben“, ich zeigte auf eine Weide am anderen Ufer des Flusses, in deren Gipfel sich ein großer Vogel eingenistet hatte und mit aufgeplusterten Federn heiser krächzte. „Die Krähe verkündet wohl auch allen, daß es warm wird? Wie sie sich abmüht, die Arme, hat sich schon fast die Kehle ausgeschrien ...“

Der Wind, der bisher sacht und sanft wehte, blies auf einmal heftiger und stärker. Eine ganze Wolke voller Düfte, die vom Fluß und dem gegenüberliegenden, stellenweise schon schneefreien Acker herübertrieb, hüllte uns ein. Ihr Duft war so stark und würzig, daß ich mich beinahe verschluckt hätte. Auch das tauende Eis strömte einen kalten, herben Geruch aus. Von der Wiese kam frischer Grasgeruch herüber. Und der Acker roch so stark und angenehm nach Frühlingserde, daß man es kaum wiedergeben kann ...

„Wie herrlich das alles duftet!“ ich atmete tief ein und aus. „So richtig nach Frühling! Wie blind und taub war ich doch, als ich launisch herumrörgelte: ‚Der Frühling kommt wohl in diesem Jahr nicht?‘... Sag mal, Vater, warum riecht der Acker so... irgendwie beunruhigend?“

„Beunruhigend, meinst du?“ erwiderte der Vater nachdenklich. „Hm, das hat schon seinen Grund. Siehst du, ihr und euresgleichen strebt ja fast alle, sowie ihr das Reifezeugnis in der Tasche habt, in die Stadt, als ob euch dort goldene Berge erwarten. Deshalb ist die Erde so unruhig, in großer Sorge, denn wer wird ihre Felder pflügen, aussäen, mähen ...“

„Aber doch nicht alle laufen in die Stadt ...“ warf ich etwas unsicher ein. Das Gespräch war mir auf einmal peinlich, denn ich wollte ja selber nach dem Schulabschluß in die Stadt, um weiter zu studieren. Zwar wußte

ich noch nicht, was ich studieren wollte und an welchem Institut... „Zum Beispiel Mykola Zurpalok ist doch im Dorf geblieben, der die Schule mit Ach und Krach beendet hat...“, versuchte ich den Vater zu überzeugen.

„Ja, eben, nur seinesgleichen bleibt da... Nun aber genug davon! Genug!“ fiel mir der Vater ins Wort. „Lassen wir den Pessimismus... Weißt du, wann die Erde am schönsten duftet? ... In der Nacht, wenn sie gepflügt wird. Du glaubst dann, auf einem wohlriechenden kohlrabenschwarzen, bodenlosen Meer zu schwimmen... Das Feld ist gepflügt, dir aber ist ein wenig bange, das Fahrerhaus zu verlassen – die bodenlose Tiefe könnte dich doch plötzlich verschlingen... Dann stehst du auf der von dir frisch gepflügten, seidenweichen, fettigen Erde, ringsum aber ist tiefe Stille, nur der Motor scheint noch immer in den Ohren zu tuckern...“

Ich guckte mit großen Augen meinen Vater an. „Papa, du sprichst ja wie ein richtiger Schriftsteller... Du könntest sogar ein Buch oder für die Rayonzeitung schreiben...“

„Ach was... Was bin ich denn für ein Schriftsteller.“ Vater wurde richtig verlegen. „Weißt du, mein Sohn, wenn man inmitten solch einer Naturschönheit lebt, dann bricht es manchmal aus einem heraus, dann benutzt man unbewußt, wie es in euren Lehrbüchern heißt, ‚schmückende Beiworte‘ und ‚bildliche Vergleiche‘ ... Nun aber ab nach Hause“, trieb er mich zur Eile an, „sonst sucht uns noch die Mutter, holt sich nasse Füße und erkältet sich. Sie hat doch Rheumatismus...“

Als wir uns schon dem Hause näherten, lief ich vor den Vater und bettelte:

„Nimm mich bitte mit, wenn du nachts pflügst! Bitte!“

Der Vater zog mich an der Ohrenklappe meiner Pelzmütze und fragte:

„Warum stellst du, wie es in deiner Grammatik heißt, rhetorische Fragen?“

... Der Aufsatz wurde mühelos bewältigt. Ebenso mühelos und leicht fährt gewöhnlich ein Traktor auf glatter ebener Straße. Mir wurde richtig heiß, als ich den Aufsatz

schrieb. Vor Eifer glühten mir sogar die Ohren. Ich merkte nicht einmal, wie ich den Schlußpunkt setzte.

Vater guckte erst vorsichtig in die Küche, wo die Mutter wirtschaftete und las dann den Aufsatz. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seinen Mund.

„Nun ist wirklich alles wieder in Ordnung in der Traktorenbrigade. Eins hast du verfrüht geschrieben, nämlich, daß wir schon auf dem Traktor sitzen und pflügen ...“

„Wieso verfrüht?“ entgegnete ich. „Na, komm mal mit raus! Hörst du etwa nicht den Traktorenlärm, und wie die Lerche trillert?“

Vaters Lippen öffneten sich zu einem belustigenden Lächeln.

„Gehen wir raus und hören es uns an! Aber Mutti muß auch mit. Was sie nur wieder so lange in der Küche herumwirtschaftet? Sie verpaßt wirklich noch den Einzug des Frühlings ...“

Eng aneinandergeschmiegt, standen wir wie verzaubert unter dem dicht übersäten Sternenhimmel. Sogar der Mond, der unter einer federleichten Wolke hervorlugte, schaute uns unverwandt an, als wenn er ergründen wollte, was das für unzertrennliche Freunde sind, die da beobachten, wie der Frühling einzieht, und die seinen Frühlingsstimmen lauschen.

*Aus dem Ukrainischen
von IWAN SOIKO*

DIE KUTSCHER

Sobald sie Serhij erblickten, schwenkten sie vom Wege ab. Zudringlich ist der, wie eine Fliege, ein dreckiger Flausenmacher. Zieht einem die Mütze über die Ohren.

Allein Serhij bog ebenfalls vom Wege ab und rief: „Dummköpfe, warum nehmt ihr Reißaus? Nur keine Angst! Es gibt was zu tun!“

„Wir laufen gar nicht davon. Wir gehen einfach unserer Wege“, erwiderte Mykola mürrisch.

„Und wohin des Wegs?“ fragte Serhij, ihnen immer näher kommend.

Er hatte einen abgetragenen Arbeitsanzug an, ein schmutziges, mit Hopfen-Mustern besticktes Hemd, und er trug ein kleines, graues, einer Buchweizenplinse ähnliches Käppi, das kaum seinen schwarzen Schopf bedeckte.

Serhij war heute zum Staunen friedlich gestimmt. Er sah gar nicht danach aus, als wolle er einen verhöhnen oder gar beleidigen. Daß er jedermann nicht böswillig mit Dummkopf betitelte, ist einfach seine Art, mit Menschen zu verkehren, und sie fühlten sich auch dadurch nicht im geringsten beleidigt.

Aber Jakiw nahm auf jeden Fall die Mütze ab und sagte:

„Wir gehen zum Teich, wir wollen baden.“

„Sieh mal einer diese Narren an. Suchen in der Pfütze, die sie Teich nennen, ein Badevergnügen. Das Wasser reicht ja dort bloß biß zu den Knöcheln!“

Mykola widersprach:

„Das ist überhaupt nicht wahr. Es gibt dort Stellen, wo das Wasser bis zum Nabel reicht.“

„Dann geht, ihr Narren, in Gottes Namen baden, ich gönne euch das Vergnügen. Mir schien es bloß, daß ihr

zur Bahnstation mitkommen wollt. Wenn nicht, dann eben nicht.“

„Zur Bahnstation? Wozu denn?“

„Birnen wollen wir hinbringen. Gleich spanne ich den Falben vor und hole die Kisten aus dem Garten. Das Geschirr ist völlig neu, erst gestern bekommen, der Wagen so federleicht wie eine Schneeflocke. Na, wird das eine Fahrt!“

„Und wie lange wird die Geschichte dauern?“ interessierte sich Mykola.

„Weißt du es nicht von selbst? Wir liefern die Birnen ab, und heida nach Haus.“

„Fahren wir mit, Jaschki?“

„Muß erst mal die Mutter fragen.“

„Wozu das Fragen! Sie erlaubt dir doch, baden zu gehen.“

„Na ja, aber nicht zur Bahnstation zu fahren.“

„Bleibt sich gleich, erlaubt ist erlaubt.“

„Na schön, fahren wir“, willigte Jakiw ein.

„Dann stapft bis zu den Anpflanzungen und wartet dort. Ich komme gleich“, sagte Serhij und schritt wiegenden Ganges dem Brigadehof zu.

Über Gemüsegärten trappelnd, ließen Mykola und Jakiw das Dorf hinter sich und trotteten bis zum nicht sehr breiten, aber dichten Waldstreifen, der sich längs des Kolchosgartens und des Weges zur Bahnstation hinzog.

Serhij ließ auch wirklich nicht lange auf sich warten. Bald rollte er mit einem Einspanner heran, der mit Kisten voller Birnen beladen war.

Als er die Stelle erreichte, wo die Burschen warteten, hielt er den Falben an:

„Br-r-r! Aufgesessen!“ befahl er den Jungen.

Mykola und Jakiw setzten sich auf die Kisten neben Serhij.

Er reichte jedem von ihnen eine reife, gelbe, saftige große Birne:

„Nehmt! Sie sind honigsüß.“ Dann holte er mit der Peitsche aus und trieb das Pferd an: „Hü-ü-!“

Als sie das letzte Stückchen Birne verschluckt hatten, übergab er Jakiw die Zügel:

„Hier, nimm, lenk du ein wenig, und wir rauchen indessen ein Zigarettchen.“

Er holte aus der Tasche eine Schachtel Zigaretten, steckte eine in die Zigarettenspitze, die andere reichte er Mykola.

Mykola schüttelte ablehnend den Kopf:

„Nein, ich rauche nicht,“

„Ah, Pardon! Hab ganz vergessen. Du bist ja ein Schüler! Macht nichts, nimm! Aber jetzt sind doch Ferien, da darf man.“

Mykola sagte mit einer Grimasse des Widerwillens:

„Nein, ich rauche nicht!“

„Nur Narren rauchen nicht.“

Serhij steckte sich eine Zigarette an, paffte an ihr ein paarmal, stieß den Rauch durch die Nasenlöcher aus und sagte verträumt:

„Unbegreiflich! Warum hat jeder Vorsitzende, jedes x-beliebige Direktorchen, jeder Vorgesetzte einen Stellvertreter, dagegen bekommt ein ehrlicher Kutscher einen Dreck und keinen Vertreter, der ihm doch die Arbeit erleichtern könnte, warum? Ach, wenn sie mir wenigstens einen Gehilfen geben würden, und sei es auch nur einen solchen wie du einer bist, Mykola, oder der Jakiw, da könnte man das Leben Leben nennen. Hast dich, lieber Serhij abgemüht, so leg dich hin und ruhe schön aus, indessen vertritt dich dein Gehilfe, damit die Arbeit nicht unterbrochen wird.“

Da lachte Mykola:

„Das wäre aber...! Deiner Meinung nach müßten dann auch die Schüler Stellvertreter haben. Willst nicht zur Schule gehen, so schick deinen Vertreter hin. Hahaha!“

„Na, ein Dummkopf bist du, sag ich dir! Das Lernen ist doch keine Arbeit in dem Sinne. Ist doch der Schüler auch kein Werkträger.“

„Wieso kein Werkträger? Und wer macht die Hausaufgaben? Und wer arbeitet auf den Versuchsfeldern?“

Serhij erwiderte nichts. Gerade jetzt kam nämlich ein Riesenschober in Sicht, ein Schober aus frischem Weizenstroh. Serhij gähnte laut, wobei er den Mund bis zu den

Ohren aufriß, so, als erblicke er ein frisch vorbereitetes Bett. Mykola erriet sogleich Serhij's Gedanken:

„Nun schlägt er uns bald vor, daß wir allein zur Bahnstation fahren sollen.“

Das traf auch wirklich zu.

Sich den Nacken mit einer Energie kratzend, daß das Käppi ihm über die Augen rutschte, sagte Serhij:

„Hört mal, Jungs, könnt ihr nicht selbst die Birnen abliefern? Ich werde indessen dies da ... ein wenig schlummern, mein' ich. Hab' gestern die Zeit bis spät in die Nacht verbracht, und nun möcht ich ein wenig schlafen. Ich bin zum Umfallen müde.“

Mykola lächelte:

„Warum denn nicht?“ Er willigte sofort ein: „Gut, wir machen's auch ohne dich.“

„Hol ihn der Kuckuck, diesen Tagedieb!“ dachte er bei sich. „Wird wohl im Schober alle Viere von sich strecken und schnarchen wie ein Murmeltier. Für uns ist es viel besser ohne ihn. Ist er da, so quasselt er einem die Hücke voll und erteilt noch obendrein Befehle.“

Jakiw hielt das Pferd an, und Serhij stieg aus dem Wagen.

„Vergeßt nur nicht, eine Quittung zu verlangen“, instruierte er sie gewichtig. „Achtzehn Kisten habt ihr hier, zu je fünfzehn Kilo pro Kiste. Insgesamt also ... Nun, Mathematiker, wieviel insgesamt?“

„Zweihundertsiebzig insgesamt“, berechnete Jakiw.

„Stimmt. Zweihundertsiebzig insgesamt. Werdet ihr das auch nicht vergessen?“

„Keinesfalls!“ versicherte Mykola.

„Geht's bergab, so fahrt im Schritt, ihr Dummköpfe, sonst kippt ihr um!“

„Wir sind nie umgekippt und werden's auch diesmal nicht.“

„Auf dem Rückweg hier angelangt, pfeift ihr!“

„Abgemacht!“

Serhij gähnte noch einmal laut und schlafhungrig und trottete, ohne sich umzuschauen, dem Schober zu.

Es traf sich oft genug, daß Mykola und Jakiw die

Erfassungsstelle für Obst und Gemüse aufsuchten, die sich unweit der Bahnstation befand und vierzehn Kilometer entfernt vom Dorfe lag. Immer, wenn Serhij aus dem Kolchosgarten eine Ladung Kirschen, Weichselkirschen, Aprikosen oder Äpfel hinbrachte, nahm er sie gern mit. Fast ständig stieg er unterwegs ab, so wie er es heute getan hatte, ging in einen Schober schlafen oder trieb sich anderswo herum, und die beiden Jungen fuhren allein weiter. Auf dem Rückweg hielten sie an der vereinbarten Stelle, er stieg wieder in den Wagen und übernahm die Zügel.

Nur Onkel Wassyl, der Brigadier, fürchtet sich, den Burschen die Pferde anzuvertrauen. Wie oft schon hatten sie ihn gebeten, sie als Kutscher anzustellen.

„Wartet, Kinderchen“, pflegte er sie zu vertrösten, „bis ihr einen solchen Schopf habt wie der Serhij, dann werden die Pferde auch euch gehorchen. Bis dahin aber nehmt ein paar Flaschen und geht aufs Rübenfeld Rüsselkäfer sammeln.“

Er spricht zu ihnen, als wären sie ganz kleine Kinder, Abc-Schützen.

Wahrscheinlich glaubt der Brigadier genauso wie Serhij, daß Mykola und Jakiw nichts anderes im Sinne haben als Spazierfahrten. Diese Meinung trifft jedoch ganz und gar nicht zu. Was ist denn das für ein Vergnügen, mit einem gewöhnlichen Wagen zu fahren! Gibt es denn etwa wenig Autos im Kolchos? Steig ein und fahr nach Herzenslust! Doch nein, nicht darum bitten sie. Die Hin- und Rückfahrten zur und von der Bahnstation haben es ihnen angetan. Diese zwei Fahrten gefallen ihnen deshalb so sehr, weil einem auf der Fahrt so ist, als fahre man Geschenke. Man lädt einen ganzen Wagen voll ordentlich gepackter Kisten, die einen herrlichen Duft von Äpfeln, Birnen und Pflaumen verbreiten, so daß unterwegs Scharen von Bienen und Wespen dem Wagen folgen. Von der Erfassungsstelle für Obst und Gemüse aus werden diese Früchte dann mit dem Zug oder mit einem Flugzeug weitergeleitet, dorthin vielleicht, wo der Boden nicht einmal eine Beere schenken kann, dorthin, wo es auch

im Sommer Schneegestöber und rauhe, strenge Fröste gibt.

Die Leute dort drüben in jenen fernen Gegenden laben sich an den saftigen Früchten und denken voll Lob und Dankbarkeit sowohl an die Züchter als auch an die, welche die Früchte gebracht haben.

Als sie sich dem steilen Abhang näherten, sprangen sie aus dem Wagen, befestigten am hinteren Rad einen dicken Haken, nahmen den Falben zu beiden Seiten am Zaum und fuhren gemächlich hinab.

Und nun gab es nur noch eine gefährliche Stelle – die Eisenbahnüberfahrt. An dieser Stelle lenkte Mykola selbst den Wagen, denn er hielt sich für einen erfahreneren Kutscher als Jakiw. Rasch überquerten sie den Bretterbelag der Gleisanlage und bogen in den großen Hof der Annahmestelle ein.

„Was für wohlriechende Birnen ihr doch habt“, schmatzte der Waagemeister, „honiggleich sind sie. Es duftet so, als hättet ihr einen ganzen Bienenstock hergebracht. Nun stellt die Kisten dorthin!“ und er zeigte ihnen eine übergroße Waage.

Mykola und Jakiw erfüllten rasch den Auftrag.

Dann kehrten sie nach Hause zurück.

Die brennende Augustsonne hatte bereits ihren Höhepunkt erreicht. Es war ungemein schwül. Die beiden Jungen waren völlig erschöpft. Sie streckten sich im Wagen der Länge nach auf dem Rücken aus, zu träge, den Falben auch nur mit einer Silbe anzutreiben. Das Rößchen trabte faul und lässig dahin.

Am Fuß des Abhanges bogen sie zum Brunnen ab, sprangen vom Wagen hinunter und zogen den großen, schweren Holzeimer hoch. Sie tranken sich am eiskalten Wasser satt, bewirteten auch den Falben damit, der es aus einem Futtertrog trank.

Sie atmeten erleichtert auf. Auch das Rößlein wurde munterer. In einem Atemzug zog es den Wagen den Abhang hinauf.

Hier begann bereits ihr Boden, der Grundbesitz des Lepechiwsker Kolchos.

Ringsum, so weit das Auge reicht, Felder, Fluren, unendliche Ebene, kein einziges Hügelchen, nicht die winzigste Erhebung, nicht die mindeste Vertiefung. Es ist, als wäre dieser Boden eigens mit riesenhaften Bulldozern und Schürfwagen eingeebnet worden.

Die Felder liegen leer da, nur vereinzelte Heuschaber blinken golden in der Sonne; weit und breit nichts als Stoppelfelder. Allein dort in der Ferne geht jemand mit einem Metermaß über den Acker. Auch die Landstraße ruht, weder ein Auto noch eine Fuhre sind zu sehen.

Mykola und Jakiw streckten sich wieder im Wagen aus, die Mützen als Schutz gegen die Sonne ins Gesicht geschoben. Ein Gefühl der Ruhe und Annehmlichkeit überkam sie. Ein reines, duftendes Lüftchen wehte leicht über die endlosen Weiten. Im Grase längs des Weges zirpten die Grillen, und in den Himmelshöhen trillerte die Lerche.

Auch die beiden Burschen verspürten plötzlich das Bedürfnis zu singen. Als erster begann Jakiw leise zu summen:

„Seht: dort oben Schnitter mähen,
Seht: dort oben Schnitter mähen –

Er wiederholte es zweimal.

„Mit der Winde weitem Wehen,
Über Berg, durch Täler gehen,
Tausende Kosaken gehen –“

Mykola fiel ein:

„Mit der Winde weitem Wehen,
Durch die Täler, über Höhen
Tausende Kosaken gehen ...“

Dies Lied zu Ende gesungen, stimmten sie ein neues an, ein Lied über die Weltraumfahrer. Nachher sangen sie einen Pioniermarsch.

Plötzlich ertönte eine Stimme über ihren Köpfen:

„Sieh mal, hab gar nicht gewußt, daß ihr solche Sänger seid!“

Blitzschnell erhoben sich die beiden Jungen. Neben dem Wagen schritt gemächlich der Brigadier. Wie tauchte er mit einemmal hier auf? Aha, er war es, der mit dem Metermaß über den Acker gegangen war.

„Ganz unverhofft bemerkte ich: Ein Wagen rollt über die Straße daher, und auf dem Wagen ist keine Seele. Dies interessierte mich natürlich, und ich kam nachsehen, was da los sei. Nehmt ihr mich mit?“

Sie rückten zusammen und machten einen Platz frei.

Vor allem legte der Brigadier das Metermaß in den Wagen, dann stieg er selbst auf. Nun aber fragte er interessiert:

„Wo habt ihr den Serhij gelassen?“

Mykola und Jakiw blickten sich einander ratlos an: Da sitzen wir schön drin. Tölpel, Schlafmützen sind wir. Haben nicht einmal eine Ausrede erfunden, wenn so was passieren sollte.

Jakiw fand einen listigen Ausweg aus dieser Klemme: er packte die Peitsche und trieb das Rößlein an:

„He-he-e-! Schneller!“

Dadurch entledigte er sich nämlich der Pflicht, Onkel Wassyls Fragen zu beantworten. Das mache der, welcher die Hände im Schoße liegen hat.

Mykola zauderte, zögerte, murmelte, brummte, ohne etwas zu sagen.

Als der Brigadier merkte, daß die Burschen nicht zu sprechen wagten, fragte er scherzend:

„Habt ihr ihn nicht zufällig zusammen mit den Birnen abgeliefert? Und nun wollt ihr's nicht bekennen.“

„Aber nein!“ versetzte Mykola. „Er ist ... wie sagt man das ... na ja, erkrankt ist er.“

Verwundert zog Onkel Wassyl die Brauen hoch:

„Erkrankt ist er?“

Mykola schüttelte bejahend den Kopf:

„Nun ja, erkrankt. Plötzliche Magenkrämpfe.“

„Aber wo ist er?“

„Er ist neben dem Heuschober liegengeblieben.“

„Aber, warum ist er nicht zum Arzt gegangen?“

„Er konnte nicht.“

„Solche heftigen Schmerzen hatte er?“

„Sehr heftige. Er wälzte sich am Boden vor Schmerz und atmete schwer. Schaum trat ihm vor den Mund. Vielleicht ist er an der Cholera erkrankt?“



Der Brigadier kniff die Augen zusammen:

„Das scheint ja sehr ernst zu sein. Ihr seid also auch zur Bahnstation allein gefahren?“

„Natürlich.“

„Wißt ihr auch, wo die Früchte abgeliefert werden?“
Da mischte sich auch Jakiw ins Gespräch ein:

„Freilich“, sagte er. „Das ist für uns nichts Neues. Wir sind doch schon oft dahin gefahren... mit dem Serhij.“

„Dann beeilt euch, Kinder, wir müssen doch dem Kranken helfen, ihn kurieren.“

Jakiw ließ den Falben die Peitsche fühlen, und der Wagen rollte lärmend dahin.

Onkel Wassyl stellte keine Fragen mehr. Die beiden Burschen schwiegen ebenfalls, sie saßen mürrisch da.

Endlich kam der Heuschober in Sicht. Allein Serhij war nicht da. Er schien noch zu schlafen.

„Wir sitzen schön in der Patsche“, flüsterte Mykola dem Freund zu, der vielsagend den Kopf schüttelte.

Als der Wagen gegenüber dem Schober hielt, befahl der Brigadier:

„Ruft ihn herbei!“

Jakiw steckte zwei Finger in den Mund, atmete tief die Luft ein und ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Sie spitzten die Ohren und horchten. Allein Serhij gab keine Antwort. Jakiw pfiff wiederum, diesmal noch schriller. Aber nichts rührte sich.

„Es ist ja leicht möglich“, sagte Mykola, „daß er so lange nicht warten konnte und mit einem anderen Wagen zum Arzt gefahren ist.“

Er hoffte nämlich, daß Onkel Wassyl das Suchen aufgeben und zur Brigade fahren würde. Auf diese Weise ließe sich alles wieder einrenken, und die Lüge käme nicht ans Tageslicht. Jakiw begriff sofort und sagte zustimmend:

„Aha, er ist gewiß mit jemandem zum Arzt gefahren.“

Doch Onkel Wassyl ließ sich nicht nasführen, er war nicht weniger listig als sie. Vom Wagen hinunterspringend, sagte er:

„Kommt, wollen wir nachsehen. Möglich, daß er bereits

das Zeitliche gesegnet hat. Ihr sagt ja, daß er sich vor Schmerzen am Boden gewälzt, schwer geatmet habe und daß ihm Schaum vor den Mund getreten sei. Das ist ein schreckliches Leiden. Er kann auch tatsächlich irgendwo die Cholera erwischt haben.“

Sie gingen also alle drei zum Schober. Mykola und Jakiw schritten gesenkten Blickes und mürrisch dahin.

„Ser - hi - i - j!“ rief der Brigadier aus vollem Halse,
„Ser - hi - i - j!“

Im Stroh raschelte plötzlich etwas. Onkel Wassyl trat augenblicklich hinter den Schober. Da streckte sich ein Strubbelkopf hervor:

„Was ist los? Was grölst du, du Schreihals?“

„Kriech hervor. Wir sind schon zurück!“ rief Mykola ihm mürrisch zu.

Als Serhij die Jungen erblickte, sagte er beruhigt:

„Ah, das seid ihr ja! Abgeliefert? Habt ihr die Quittung?“

„Alles haben wir“, brummte Jakiw, sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn trocknend.

„Glänzend, Jungs!“ lobte Serhij uneingeschränkt. „Morgen geht's wieder los. Gut?“

Die Burschen erwiderten nichts.

Langsam kroch Serhij aus dem Schober, reckte und streckte sich behaglich.

„Na, da hab ich aber geschnarcht, daß es in allen Nähten krachte!“

„Und wie ist's mit dem Magen?“ fragte Mykola. „Haben die Schmerzen schon nachgelassen?“

„Was für ein Magen?“ verwunderte sich Serhij.

Jakiw winkte ihm beschwörend zu:

„Deine, deine Magenschmerzen?“

„Was soll das dumme Winken, du Narr? Wer hat hier Magenschmerzen? Was für einen Unsinn fabelst du?“

Es schien den Jungen, daß sie vor Scham und Schande in die Erde versinken müßten.

„Was für Meisterlügner ihr doch seid!“ sagte Onkel Wassyl, hinter dem Schober hervorkommend. „Echte Komödianten!“ Vor Überraschung schienen Serhij's Augen fast aus den Höhlen zu treten. „Ihr hättet früher die

Komödie proben sollen, da wär es euch gelungen. Wie meinst du, Serhij? ... geschnarcht, daß es in allen Nähten krachte.' Freilich, warum denn nicht. Die Arbeit wird getan, und man kann indessen ein vergnügtes Schläfchen machen. Nun geht mir ein Licht auf, also darum lagst du allen dauernd in den Ohren, daß man auch dir einen Stellvertreter oder einen Gehilfen zuerkennen solle. Nun gut, wir werden dir einen Vertreter geben, einen gesetzlichen.“

Serhij hat, wie es scheint, nicht nur Mykola und Jakiw gegenüber von einem stellvertretenden Kutscher gesprochen.

„Na also“, setzte der Brigadier fort, „fahr indessen in den Garten, bis zum Feierabend ist es lang genug, du kannst ruhig noch einmal eine Fuhre Birnen nach der Erfassungsstelle bringen. Doch morgen komm in aller Frühe den Verladungsauftrag holen, da beschließen wir auch gleichzeitig, was weiter zu machen ist. Jungs, auch ihr erscheint morgen früh, unbedingt!“

Onkel Wassyl nahm sein Metermaß, das im Wagen lag, und ging geradeaus über die Rübenfelder zu den Traktoren, die nicht sehr weit vom Schober standen.

Nun aber setzte es Beschimpfungen, die nur so auf Mykola und Jakiw niederhagelten. Serhij betitelte sie mit verschiedenen Schandnamen: Dummköpfe, Strohköpfe, Quatschköpfe, Tölpel, Esel. Er gebrauchte alle Arten von Beschimpfungen, nur um sein Mütchen an ihnen zu kühlen. So gehen gewöhnlich diejenigen vor, die ihre eigene Schuld auf fremde Schultern abwälzen wollen.

Am nächsten Tag erschienen die beiden Burschen in aller Herrgottsfrühe im Brigadehof. Was geschieht, wenn Onkel Wassyl allen Ernstes einen Kutschergehilfen ernennen will? Geschieht es wirklich, so wollten sie ihn bitten, er möge sie beide als Gehilfen anstellen.

Aber es geschah etwas ganz Unerwartetes.

Nach dem gestrigen Ereignis beschloß der Brigadier, Serhij einer anderen Arbeitsgruppe zuzuteilen.

„Geh, mein Lieber, das Grummet mähen“, sagte der Brigadier. „Eine gute Sense wird dein bester Gehilfe

sein. Und: Bei gemeinsamer Arbeit ist immer jemand da, der den Schlaf verjagt. Nun, zufrieden?“

Serhij krümmte sich so, als habe er erst jetzt die richtigen Bauchschmerzen gekriegt. Die neue Arbeitsstelle schien ihm nicht zu behagen. Aber nichts zu machen, Befehl ist Befehl.

Onkel Wassyl jedoch zerbrach sich den Kopf: „Wo könnte ich einen Ersatz für dich finden?“ Er schaute sich die Mitglieder des Kollektivs an, die alle um einen Arbeitsauftrag gekommen waren, und fand keinen, denn alle waren an der Stelle unentbehrlich, wo man sie gerade beschäftigte.

Mykola und Jakiw bemühten sich aus allen Kräften, dem Onkel Wassyl nicht unter die Augen zu treten. Weiß der Kuckuck, was noch alles draus werden konnte! Sie hielten sich hinter dem Rücken der Erwachsenen versteckt und wagten nicht einmal hervorzulugen. Sie waren nämlich davon überzeugt, daß er sie tüchtig herunterputzen werde, wenn er sie erblickte. Hatten sie ihn doch schamlos angelogen!

„Ich hatte nur die Burschen im Auge“, setzte Onkel Wassyl fort. „Früher lagen sie mir ständig in den Ohren und baten mich direkt, sie als Kutscher anzustellen. Nun aber, da ich ihnen gestern sagte, sie sollten zur Brigade kommen, sind sie überhaupt nicht erschienen. Sie haben sich wahrscheinlich die Sache überlegt.“

Mykola und Jakiw wechselten erstaunte Blicke miteinander, schauten den mürrisch dastehenden Serhij an und begannen, sich langsam vorzudrängen.

„Wer sind denn diese Burschen?“ fragten die Mitglieder interessiert. „Sind es nicht zufällig Mykola und Jaschka?“

„Eben die meine ich“, erwiderte der Brigadier. „Sie sind ja schon oft zur Bahnstation gefahren. Bessere Fuhrleute finde ich sowieso nicht.“

Da holte man sie aus der Menge hervor:

„Hier sind sie ja!“

„Sieh mal an! Und ich zerbreche mir den Kopf“, sagte der Brigadier, sich ganz verwundert stellend. Mykola und Jakiw begriffen sogleich, daß er den Überraschten nur

spielte, denn er hatte sie schon längst bemerkt. „Wie groß sie geworden sind in diesem Sommer! Nicht zu erkennen!“ rief Onkel Wassyl, so, als sehe er sie erst jetzt. „Und was für große Schöpfe sie sich haben wachsen lassen! He - he - e - e! Nun werden euch die Rösser bestimmt gehorchen. Spannt nur rasch den Falben vor. Was steht ihr da noch herum? Rennt, so schnell ihr könnt, sonst überleg ich's mir vielleicht noch!“

Rasch war der Sommer vorbei. In der Schule begann der Unterricht.

Nicht lange danach hielt die Pionierorganisation ihre erste Versammlung ab. Die Schüler erzählten, wie sie die Sommerferien verbracht hatten.

Zu dieser Versammlung wurde auch Onkel Wassyl eingeladen. Er saß würdevoll am Tisch und lauschte gewichtig jedem Schüler.

Nachdem schon viele Schüler aufgetreten waren, flüsterte der Brigadier dem Pionierleiter etwas zu. Dieser schüttelte zustimmend den Kopf und ließ seine Blicke suchend durch den Saal schweifen. Als er Mykola und Jakiw erblickte, wendete er sich an sie:

„Würdet nicht auch ihr etwas über eure Ferien erzählen?“

Sie schüttelten verneinend den Kopf.

„Habt ihr wirklich nichts von Bedeutung zu erzählen? Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Erzählt mal, wie ihr in der Kollektivwirtschaft als Kutscher gearbeitet habt. Wer von euch beiden der Kühnere ist, der komme her!“ rief der Pionierleiter lachend.

Jedoch die beiden blieben hartnäckig: nein und abermals nein.

Es war ihnen natürlich auf dem Weg zur Bahnstation nicht wenig Interessantes begegnet. Wenn sie aber über ihre Tätigkeit als Kutscher sprechen würden, so müßten sie auch davon erzählen, wie sie dazu kamen, Fuhrleute zu werden. Sie waren jedoch nicht im geringsten gewillt, jetzt, in Onkel Wassyls Gegenwart, diese heikle Geschichte zu berühren.

Daraufhin erteilte der Pionierleiter dem Brigadier das Wort.

Onkel Wassyl erhob sich und erzählte, wer von den Schülern im Sommer den Eltern geholfen und wie er es getan hatte. Er drückte all diesen Schülern im Namen des Vorstandes der Kollektivwirtschaft den herzlichsten Dank aus. Mykola und Jakiw erwähnte er überhaupt nicht.

Die Jungen dachten erstaunt: „Hat er uns vergessen?“ „Nun möchte ich euch einen Brief verlesen.“ Bei diesen Worten holte er aus der Rocktasche einen grünen Briefumschlag hervor, entnahm dem Umschlag einen vollgeschriebenen Briefbogen und sagte: „Hört zu!“

„Liebe Freunde Mykola und Jakiw!“

Die Schüler spitzten die Ohren, Mykola und Jakiw warfen sich fragende Blicke zu: „Was ist denn das nun wieder für eine Sache? Wendet sich wirklich jemand brieflich an uns?“

Onkel Wassyl setzte fort:

„Den Zettel, den ihr in die Kiste mit Birnen gelegt habt, fanden wir.“ (Aha! Hier liegt der Hund begraben!) „Euch interessiert, wer die Birnen erhalten hat, die ihr zur Erfassungsstelle gebracht habt, und ob sie unbeschädigt anlangen. Nun denn: Eure Birnen erhielten wir, Fischer im hohen, kalten Norden, sie kamen unbeschädigt an. Ihr habt wahrscheinlich auf eure Ladung gut aufgepaßt, und deshalb bekamen wir sie völlig einwandfrei. Wir danken euch aus ganzem Herzen. Wir danken auch euren Eltern herzlichst dafür, daß sie solche saftigen, schmackhaften Früchte gezüchtet haben. Eure freundschaftliche Wärme und Freigebigkeit verpflichtet uns, noch gewissenhafter für das Wohl unserer Heimat zu arbeiten. Leider habt ihr auf eurem Zettel weder eure Adresse noch eure Familiennamen angegeben, deshalb schicken wir diesen Brief an die Adresse des Vorstandes der Kollektivwirtschaft. Wir sind aber dessen sicher, daß ihr diesen Brief bestimmt erhaltet. Wir wünschen euch Gesundheit und gute Erfolge in der Schule. Richtet bitte allen Schülern unsere herzlichsten Grüße aus.“

*Aus dem Ukrainischen
von JONA GRUBER*

DIE HÜTTE DES DÄUMLINGS

I

Ein schweres Leben hatte der kleine Denys. Wißt ihr warum? Weil er sehr kleingewachsen war, so klein, daß die Mutter ihn Däumling nannte.

Wenn er ganz allein war, weinte er bittere Tränen, der kleine Denys. Gott, wie gerne wollte er groß und erwachsen sein! Oft sagte sogar die Mutter bedauernd:

„Wüchsest du doch etwas rascher, so könntest du mir eine Stütze sein.“

Die Schulkameraden erfuhren auf irgendeine Weise, daß die Mutter ihn „Däumling“ nannte, und sie neckten ihn mit diesem Namen, ganz besonders neckten ihn die Mädchen. Gereizt erwiderte er:

„Seit wann bin ich dein Däumling? Sieh her: Das ist mein Daumen! Ich aber werde binnen kurzem so rasch wachsen, daß ich mit dem Kopf die Decke berühren und um vieles größer als Onkel Kyrylo sein werde, und er ist doch der größte.“

Kyrylo war Brigadier und ein Tausendkünstler. Die Mutter pflegte oft zu sagen:

„Er hat goldene Hände! Einer, der alles kann, der leidet keine Not und hat immer Brot. Kurz: goldene Hände.“

Ernst und aufmerksam beschaute Denys Onkel Kyrylos Hände. Er fand jedoch nichts Besonderes an ihnen. Eines aber war wirklich wahr: Groß waren diese Hände, sehr groß, allein das war auch alles.

Denys dachte voller Neid:

„Hätte ich solche Hände, so wären auch sie golden. Was kann man aber mit solch kleinen, wie die meinen sind, tun? Man müßte ein Haus, eine Hütte bauen, taugen denn die meinen dazu?“

Denys betrachtete oft seine Hände, maß sie, ballte sie zu Fäusten, allein sie wurden dadurch nicht im mindesten größer.

Onkel Kyrylo war sehr hochgewachsen. Denys mußte den Kopf in den Nacken legen, um Kyrylos freundliches Gesicht zu betrachten. Einen besonders starken Eindruck machte auf Denys Kyrylos Schnurrbart. Die beiden Enden dieses Schnurrbartes sahen wie zwei aufgefanzte Bajonette aus, die zum Erstechen bereit sind.

Eines Tages besuchte sie Onkel Kyrylo. Er spaßte mit Denys und dessen kleinem Schwesterchen Nastusja. Da sagte Denys:

„Mit solch einem Schnurrbart hat man's gut, Onkel Kyrylo. Hätt' ich solch einen Schnurrbart, so würde ich mich vor nichts fürchten.“

„Vor wem fürchtest du dich denn?“ fragte Onkel Kyrylo, und sein Schnurrbart schien sich selbständig zu bewegen.

„Früher“, erwiderte Denys, „fürchtete ich mich vor den Hitlerfaschisten. Jetzt hab ich Angst vor Spinnen und Schlangen.“

Kyrylo packte den kleinen Denys, warf ihn in die Höhe und fing ihn geschickt wieder auf. Denys schloß die Augen und verstummte vor Schreck. Es schien ihm, daß er sehr lange geflogen, daß er fast im Himmel gewesen und glücklich in Kyrylos goldene Hände zurückgekehrt sei.

Obwohl die Mutter krank war, lachte sie von ganzem Herzen und sagte hustend zu Kyrylo:

„In dieser dreimal verfluchten Erdhütte verfaulen wir doch beim lebendigen Leibe.“

„Nur keine Sorgen, Odarko“, sagte Kyrylo, „eine Hütte baust du dir, wenn nicht heute, dann morgen.“

„Wie stellst du dir das eigentlich vor?“ sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer. „Ein Hof, wo ein Mann ist, hat es leicht, eine Hütte zu bauen.“

„Klage nicht“, rief Kyrylo. „Und wozu sind wir Kolchosleute da?“

„Allen kann man doch keine Hütte bauen. Die Faschisten haben ja das ganze Dorf niedergebrannt.“

„Laß das, schau lieber, was für einen stattlichen Mann du in der Wirtschaft hast“, sagte Kyrylo, auf Denys zeigend. „Hab' ich recht, Student?“

Aus irgendeinem Grunde wurde Denys von Kyrylo Student genannt, wobei Kyrylo listig lächelte.

„Natürlich“, antwortete Denys, „ich werde vielleicht schon in der allernächsten Zeit eine Hütte bauen, eine kleine, aber doch immerhin eine.“

„Ach, du meine Stütze, mein Trost, mein Däumling“, sagte die Mutter, Denys ans Herz drückend.

II

Schon seit dem frühen Morgen ist Denys heute in herrlicher Stimmung. Jung und mit ganzer Kraft leuchtet ihm die Sonne direkt ins Gesicht. Denys wärmt sich in diesem Sonnenlicht, und ihm ist froh zumute. So früh erwacht, und ein ganzer sonniger Tag steht noch bevor. Womit soll er den Tag beginnen, mit was für einer Arbeit? Und Denys entscheidet sich:

„Ich werde meine Hütte aufrichten.“

Denys trug sich schon längst mit der Absicht herum, unter dem Weichselbaum ein kleines Hüttchen zu bauen und den Hirschkäfer darin hausen zu lassen. Dieser Käfer diente ihm als Kuh. Er schlang einen dünnen Faden um die Hörner des Käfers und ließ ihn unter dem alten Apfelbaum grasen. Der Käfer „weidete“ dort schon seit einigen Tagen. Denys' Schwesterchen Nastusja fürchtete sich vor dem Käfer.

Wie sich also Denys an die Arbeit machte, um die Hütte zu bauen, rief ihn die Mutter. Rasch lief er zur Erdhütte.

„Was treibst du denn dort, Söhnchen?“ fragte die Mutter.

„Ich bin gerade dabei, eine Hütte aufzurichten.“

„Was für eine Hütte?“

„Eine ganz einfache, eine kleine Hütte“ erwiderte Denys geschäftig, „damit mein Hirschkäfer dort wohnen kann. Er ist meine Kuh.“

„Was du nicht alles aussinnst. Ich fühle mich unwohl, Söhnchen“, sagte die Mutter mit schwacher Stimme. „Geh lieber ein wenig Wasser holen, dann bringst du Nastusja in die Krippe. Übrigens ist schon höchste Zeit, die Zweibel im Gemüsegarten zu jäten.“

„Gut, Mutti. Die Hütte kann ich ja nachher bauen. Es ist sowieso unmöglich, sie an einem Tage aufzurichten. Heißt es doch“, fügte er altklug hinzu, „daß Onkel Trochym den ganzen Sommer mit dem Aufbau seiner Hütte zu tun haben wird. Und es ist noch bei weitem nicht sicher, ob er damit in diesem Sommer wirklich zurechtkommt.“

Gedrückt sagte die Mutter: „Und wie bringen wir es mit unsren schwachen Kräften zustande, eine Hütte zu bauen?“

Denys nahm den Eimer und ging Wasser holen. Da geht er also, der kleine Denys, und hängt folgendem Gedanken nach: „Wie kommt es, daß es mir nichts ausmacht, wenn die Mutter mich Däumling nennt, im Gegenteil, es ist mir sogar angenehm. Nennt mich aber einer von den Jungen oder gar eines von den Mädchen so, möchte ich es am liebsten verhauen. Warum ist das so?“

Allein Denys kam nicht dazu, auf diese wichtige Frage eine Antwort zu finden, denn er bemerkte plötzlich einen Kolchoswagen, den Onkel Kyrylo lenkte; die Pferde kamen in gestrecktem Galopp dahergejagt. Neben Kyrylo saß ein fremder Mann. Als Kyrylo Denys erblickte, hielt er die Pferde an und rief:

„Guten Tag, Denys Danylowytsch!“

„Einen schönen guten Tag“, erwiderte Denys wie ein Mann dem andern.

„Richte bitte der Mutter aus, daß sie bald Besuch bekommt.“

„Gut, aber sie fühlt sich unwohl.“

„Macht nichts, wir werden schon selber zurechtkommen“, sagte Kyrylo und trieb die Pferde an.

Denys brachte einen Eimer Wasser und erzählte von der Begegnung mit Kyrylo.

Die Mutter machte eine wegwerfende Bewegung:

„Immer hat er irgendwelche Einfälle bei der Händ, dieser Kyrylo. Möglich, daß er irgendeine Neuigkeit im Bezirksamt erfahren hat. Bring doch, mein Söhnchen, die Nastusja in die Krippe.“

„Gut“, sagte Denys. „Du aber, Mutti, wärme dich bitte ein wenig in der Sonne.“

Denys führte sein kleines Schwesterchen Nastusja an der Hand. Der Weg war schmal, bequem und nicht von der Sonne erwärmt, denn sie hatte noch nicht die Nachtkühle aufgesogen. Da fragte Nastusja:

„Spielen wir noch heute mit der Hirschkäferkuh?“

„Ich werde sie weiden, und du wirst sie melken.“

„Nein, nein!“ rief Nastusja, „ich fürchte mich vor ihm. Er wird mich mit den Hörnern kneifen.“

„Was heißt hier: ‚Er‘? Das ist doch eine Kuh“, erwiderte Denys empört, „und kein Käfer!“

„Ich hab's vergessen. Also eine gehörnte Käfer-Kuh“, sagte Nastusja und kniff vor Schreck die Augen zusammen.

„Und du bist eine Mücke“, sagte Denys und drückte das Näschen der kleinen Schwester. „Ach, du lieber Himmel, wieviel Sommersprossen du doch auf der Nase hast!“ rief Denys mit gedehnter Stimme, während er Nastusjas Gesichtchen aufmerksam betrachtete.

„Nun gut, hab ich eben! Mögen sie nur weiterblühen und gedeihen“, erwiderte Nastusja. „Die Halia hat viel mehr als ich, und ich will auch noch mehr haben. Wenn man noch mehr Sommersprossen haben will, muß man die Nase mit Sand einreiben. Halja und ich, beide reiben wir unsere Nasen mit Sand ein, damit sie sich vermehren.“

„Wer hat dir denn das erzählt?“

„Verrat ich nicht, verrat ich nicht!“ sagte Nastusja mit singendem Tonfall.

„Dann eben nicht“, lachte Denys und führte das Schwesterchen in den Hof, wo schon viele Kinder im Sandkasten spielten.

Auf dem Rückweg setzte Denys seine Gedanken über das Leben fort. Was man auch sagen mag, er hatte es wirklich nicht leicht auf der Welt. Er mußte doch eine Hütte bauen, nun kam ihm das Zwiebeljäten dazwischen.

Um vieles schlimmer aber war, daß die Mutter erkrankte. Als die Nachricht eintraf, der Vater sei an der Front gefallen, erfaßte sie tiefe Trauer, und nun machte sie sich große Sorgen darüber, wie sich das Leben weitergestalten würde. Ließen doch die verbrecherischen Faschisten das ganze Dorf in Flammen aufgehen!

Ein Trost sind ihr Onkel Kyrylo, Denys und Nastusja. Manchmal besucht sie der Vorsitzende der Kollektivwirtschaft.

Langsam, in Gedanken versunken, geht also Denys seines Wegs. Plötzlich bleibt er stehen: Was ist denn das? Ein Menschenauflauf vor ihrem Hof, nicht weniger als zwanzig Leute sind es. Allen voran Onkel Kyrylo und jener Fremde, der vom Bezirksamt zu ihnen gekommen war.

Was kann dort eigentlich los sein! Denys erschrak und lief schnell nach Hause.

„Möglich, daß etwas Schreckliches passiert ist!“ ging es Denys blitzartig durch den Kopf. „Nein, ausgeschlossen! Man hört ja die Mädchen Lieder singen. Onkel Kyrylo macht mit den Leuten Spaß. Einige von ihnen halten Schaufeln, andere Lasttragen.“

Denys konnte trotz seiner Eile nicht rechtzeitig anlangen, und er hörte nicht, worüber Kyrylo mit der Mutter gesprochen hatte, er sah bloß, wie Kyrylo auf der einstigen Brandstätte, wo die Hütte gestanden, die Leute in Gruppen aufteilte.

Der Mann aus dem Bezirksamt maß mit einer langen Schnur die Brandstätte und rammte ab und zu Pflöcke in den Boden.

„Nun macht euch an die Arbeit, Freunde“, sagte Onkel Kyrylo, und er rief: „Frohes Schaffen!“ wobei sein kriegerischer Schnurrbart sich selbständig zu bewegen schien, so, als hätte er diesen Wunsch geäußert.

Denys lief auf Kyrylo zu und fragte mit erschrockener Stimme:

„Was macht ihr denn da?“

„Ach ja, der Hausherr! Den hab ich ganz vergessen. Melde gehorsamst dem Genossen Studenten: Wir sind hierher gekommen, um einen Schatz auszugraben. Viel Glück Ihrer Familie! Kapiert?“ fragte Kyrylo.

„Nein. Kein Wort hab ich verstanden“, bekannte Denys.

Eilends und geschäftig kam die Mutter gelaufen. Ihre Krankheit schien sie völlig vergessen zu haben.

„Hör mal, Kyrylo, vorerst muß man doch Pfähle eintreiben, Lehm kneten. Wie denn sonst? Heu haben wir auch keines ...“

„Liebe Odarka, wir machen das ganz anders. Wir möchten nämlich, daß du noch heute in das neue Haus übersiedelst“, sagte Kyrylo lachend.

„Was du dir nicht alles ausdenkst! Ist das denn überhaupt möglich, an einem Tag ...“

„Bei uns ist es möglich, Odarka. Sieh mal: Wir schwingen die Schaufeln, einmal hin, einmal her, und die neue Hütte steht da, wie aus dem Boden gewachsen.“ Wiederum lachte Kyrylo von ganzem Herzen, und die Kollektivbauern, die rasch tiefe Furchen an der von dem Mann aus dem Bezirksamt abgesteckten Stelle gezogen, stimmten fröhlich in sein Lachen ein.

Sobald sie mit dem Graben fertig waren, vernahm man das Rattern von Motoren, und zwei große Lastautos rollten in den Hof herein. Kyrylo rief den Chauffeuren zu:

„Näher, noch näher heran!“

Als die Autos nahe genug herangerattert waren, beeilten sich die Leute aus dem Kolchos, irgendwelche weißen, schneeweißen Pfosten, kleine und große, irgendwelche kleinen und großen eisernen Stangen, Holzrahmen und Gott weiß was noch für nützliche Dinge abzuladen, die wie Spielzeug eines Riesenbuben aussahen.

Denys schaute ganz verloren drein. Wie neu und völlig unerwartet all das war! Benommen stand er da, ohne etwas zu begreifen.

Der Mann vom Bezirksamt wies an, alles nach den



Nummern zu ordnen. Nun erst bemerkte Denys, daß alle Pfosten und die Holzrahmen mit Ziffern versehen waren.

Die Chauffeure fuhren zurück.

Sobald sie fort waren, erschienen zwei andere Autos. Aus diesen Wagen sprangen einige Leute und, Gruß und Antwort gebend, machten sich daran, alles auseinanderzunehmen und neben den Furchen der Ordnung nach hinzulegen. Dann stellten sich die Kolchosleute auf, um ihnen das Baumaterial zu reichen.

„Nun, siehst du, Denys Danylowytsch“, sagte Kyrylo, wobei er ihm auf die Schulter klopfte, „so baut man ein Haus: aus fertigen Teilen. Solche Häuser stellt man bei uns im Sowjetwerk her. Im Werk werden die einzelnen Teile im voraus gemacht, so daß man all diese Teile nur zusammenzustellen und dann noch hier und da etwas zu verkitten braucht, und das Haus steht fertig da. Alles, was nötig ist, haben wir hier: den Ofen, die Türen und Fenster.“

Sieh mal einer an: Das Haus wächst im wahrsten Sinne des Wortes vor Denys' Augen.

„Reich mir die Nummer hundertsechsvierzig!“ ruft ein Arbeiter.

„Gib mir die Nummer neunundsechzig!“ befiehlt Kyrylo. „Tummele dich, tummele dich!“

Alle arbeiteten mit großem Eifer. Denys' Mutter war bald hier, bald dort. Sie hatte ihr Unwohlsein völlig vergessen.

Das Haus wuchs immer höher und höher. Denys aber kam all das noch immer unglaublich vor. Ihm schien es, daß das Ganze nur ein Märchen sei. Was vor seinen Augen geschah, glich auch in der Tat einem Märchen. Weiße Wände mit Öffnungen für Tür und Fenster erhoben sich so, als wüchsen sie von selbst. Der Ofen steht fertig, so, als wäre er von alleine hergekommen.

Als Denys zu begreifen begann, was hier geschah, rannte er auf Kyrylo zu. Er brachte kleine Pfeiler, schleppte Bretter her. Allein er ermüdete bald, machte sich aber dennoch überall daran, diesem oder jenem zu helfen. Er lief hin und her, ohne seine Müdigkeit zu spüren.

Die Sonne begann erst langsam unterzugehen, und das Haus stand schon fast fertig da, ein weißes, sauberes, heiteres Haus. Man fing bereits an, das leichte, himmelblaue Ziegeldach zu decken. Auf dem Dach dort oben krochen Onkel Kyrylo und zwei Männer vom Kolchos.

„Reicht doch etwas rühriger die Ziegel herauf!“ rief Kyrylo. „He, Denys Danylowitsch, nun, wie gefällt es dir?“

Vor Verwunderung konnte Denys nur paar Worte aus sich herausbringen.

„Wie geschickt, wie flink das ging!“

„Sieh dir alles gut und gründlich an, Hausherr. Du übernimmst ja das Haus. In Kürze wird unser ganzes Dorf solche Häuser haben.“

Während Onkel Kyrylo diese Worte sprach, versteckte sich Denys hinter der Mutter, die sein Köpfchen zärtlich streichelte und leise flüsterte:

„Mein Däumling, mein lieber kleiner Hausherr!“

Die Nachbarin brachte Nastusja auf den Armen nach Hause. Als das Kind die neue, weiße Hütte erblickte, schrie es laut auf:

„Laß mich! Wohin hast du mich gebracht? Das ist nicht unser Hof. Fröhorgens war diese Hütte gar nicht da! Ma-a-ma-a!“

Alle lachten herzlich über diese Worte; die Mutter nahm das Kind auf den Arm und drückte es ans Herz.

*Aus dem Ukrainischen
von JONA GRUBER*

FREIE FAHRT FÜR DICH, MAXYM!

Gleich vom ersten Tage an ging mein Enkel selbständig, ohne Begleitung, in die Schule: sei es im Frühling, im Herbst und sogar in den Wintertagen, wenn es früh noch dunkel war.

Eigentlich hatte der kleine, stämmige, lebhaftige Bursche mit dunklen, aufmerksam blickenden Augen und Stupsnase schon im Vorschulalter seinen Charakter gezeigt. Noch als ganz kleiner Junge weinte er selten und beklagte sich nicht gern. Er bemühte sich immer seinen Mann selbst zu stehen. Deshalb kam er leider öfters, als es uns lieb war, mit zerkratztem Gesicht, zerrissenem Ärmel, tintenbeschmiertem Hemd und sogar mit geschwollener Nase aus der Schule.

Maxyms schulische Leistungen waren nicht gleichmäßig. Die Lehrerin jedoch beklagte sich nicht über ihn. In Mathematik und im Lesen hatte er meistens Einsen und Zweien. Im Schreiben und besonders im Betragen stand es nicht so gut.

Maxym war für meine Begriffe ein glückliches Kind. Schon deshalb, weil er nicht nur beide Eltern hatte, sondern auch noch zwei Großväter und zwei Großmütter, je zwei Tanten und Onkel und sogar noch zwei Urgroßmütter – die eine, Stepa, wohnt in der Stadt, die andere, Natalka, – im Dorf.

Und diese ganze große Verwandtschaft liebt Maxym, alle laden ihn immer zu sich ein.

Mein Enkel wohnt in der Rustawelistraße. Sein Schulweg führt durch die Tscherwonoarmijska-Straße. An der Kreuzung, dort wo die Verkehrsampel hängt, überquert er den sehr belebten Tolstoiplatz, nachdem er geduldig das grüne Licht abgewartet hat. Später kommt er an Großvaters Haus auf dem Schewtschenko-Boulevard

vorbei, biegt dann in die Leninstraße ein – und da ist schon seine Schule.

Den gleichen Weg geht er von der Schule nach Hause. Manchmal besucht er auf dem Heimweg seinen Großvater. Er tut das meistens, wenn er in der Schule oder auf dem Nachhauseweg etwas ausgefressen hat, wovon die Eltern nicht unbedingt sofort zu erfahren brauchen. Er steht dann etwas unschlüssig vor der Tür, klingelt zaghaft, tritt leise in den Korridor, steht noch im Mantel vor der Wohnzimmertür, schweigend, die Augen niedergeschlagen.

„Komm rein, Maxym. Zieh deinen Mantel aus...“

Er aber rührt sich nicht von der Stelle, schweigt und seufzt nur tief.

„Na, nun schieß schon los! Wieder mit jemandem geprügelt?“ frage ich mit verhaltenem Lächeln.

Als Antwort schaut er mich nur kurz mit gekrauster Stirn an – mit traurigen, glitzernden Augen, jedoch keine einzige Träne kullert unter den Wimpern hervor. Schweigen. Aber auf der vollen, geröteten Kinderwange ist eine tiefe Schramme zu sehen.

„Nun sag schon, wer war es denn?“

„Ach ... der Bily...“

„Und warum haut ihr euch immer?“

„Ach ... nur so ...“

„Rück schon raus mit der Sprache!“

„Ach ... Meinst du etwa, mir macht es Spaß, mich mit Bily zu prügeln? Im Gegenteil!“

„Ja, aber warum schlagt ihr euch dann?“

„Wegen Stepanko. Er tut mir leid!“ seufzt Maxym.

„Wer ist denn nun wieder Stepanko?“

„Na, mein Schulkamerad.“

Und so erfahre ich dann allmählich, wider seinen Willen, die ganze Geschichte.

In seiner Klasse gibt es da so einen Schüler – klein, mager, still. Bily, der Lange, und noch zwei seiner Freunde – Myschko Holowaty und Dmytryk Rudy – haben ihren Spaß daran, diesen hilflosen Jungen ständig zu hänseln und zu quälen. Stepan aber kann sich gegen die drei

nicht wehren, er ist zu schwach und weint nur still irgendwo in einer Ecke.

Maxym aber, der selbst fast nie weinte und auch bei anderen Tränen nicht leiden konnte, vermochte nicht tatenlos zuzusehen, wenn jemandem Unrecht geschah. Und da hat er Stepanko die Freundschaft angeboten.

Sollte Bily es jetzt wagen, mit Stepanko zu stänkern oder ihn anzurempeln, so ist Maxym sofort bereit, dem Freund beizustehen und, wenn es sein muß, sich sogar mit Bily zu schlagen.

Einmal mit Bily, ein zweites Mal mit Bily, ein drittes Mal mit Bily...

Erst im Mai fiel mir plötzlich ein: ‚Warte mal... Du hast doch schon lange nichts mehr von den „Kriegshandlungen“ gehört, vielleicht scheint es dir nur so, oder es ist in der Tat so.‘ Ich blätterte in Maxyms Schülertagebuch – keine Eintragung. Ich wurde neugierig. Bei einer passenden Gelegenheit fragte ich Maxym:

„Na, was machen denn die ‚Weißen‘? * Wer hat gesiegt?“

Maxym guckte mich groß an und erwiderte:

„Och... wir kämpfen doch nicht mehr gegen Bily... Wir sind mittlerweile Freunde.“

„Und Stepanko?“

„Stepanko auch...“

Der Sommer war vorbei. Das neue Schuljahr in der zweiten Klasse begann still und dem Anschein nach friedlich. Leider blieb es nicht lange so. Plötzlich – mir nichts, dir nichts – kam mein Maxym oft zu spät in die Schule. Vor den Feiertagen erschien er eines Tages zu einer Zeit, als in der Schule schon die zweite Stunde begonnen hatte.

Schuldbewußt tritt er ein. Bleibt an der Tür stehen, den Blick auf den Boden gerichtet, holt schweigend aus seiner Schultasche sein Tagebuch, das in einem Plasteumschlag steckt, hervor und reicht es mir. Ich nehme es,

* weiß – ukr. „bily“; Anspielung auf den Namen des Jungen und Weißgardisten.

schlage es auf ... Auf der letzten Tagebuchseite steht eine fette Vier und die Eintragung, mit den Eltern in die Schule zu kommen. Dann die empörte Unterschrift der Lehrerin, fast die ganze Seite einnehmend.

Einen Augenblick mustere ich schweigend meinen Enkel. Er aber steht mit finster blickenden Augen vor mir. Auf dem Rücken seines dunkelgrünen Mantels aus einem glänzenden synthetischen Stoff entdecke ich einen schmutzigen Fleck. Die Hände sind schwarz, die Ohren glühen rot.

„Was hat das zu bedeuten?“ frage ich.

„Ach ...“, antwortet er kaum hörbar, nur die Lippen bewegend.

„Nun, was hast du wieder ausgefressen?“

„Bin ... zu spät gekommen.“

Schweigen und ein tiefer Stoßseufzer.

„Warum bist du wieder zu spät gekommen? Wir hatten doch ausgemacht, daß das nicht wieder vorkommt! ...“

„M-m-m“, stottert mein Enkel. Ich weiß nicht, soll das nun eine Zustimmung oder ein Einwand sein.

„Und was hast du der Lehrerin gesagt?“

„Sie hat mich nicht nach dem Grund gefragt. ‚Mit meiner Geduld ist es zu Ende‘, hat sie gesagt. ‚Ich habe es satt, dich anzuhören, steck dein Tagebuch weg, und ohne deine Eltern kommst du mir nicht in die Schule!‘ Dann hat sie noch hinzugefügt: ‚Geh, steh nicht herum, wie eine Vogelscheuche!‘“

„Ob du nun eine Vogelscheuche bist oder auch nicht – ein bißchen Ähnlichkeit, glaube ich, ist wohl vorhanden ... Gut!“ sage ich, zur Überzeugung gelangend, daß es zu keinem richtigen Gespräch kommen wird. „Zieh deinen Mantel aus, wir werden auf Papa und Mutti warten ...“

Als erste drang die Mutter in Maxym, sie redete ihm tüchtig ins Gewissen und wollte endlich den wahren Grund erfahren, warum er immer zu spät kommt. Dann folgten der Reihe nach die anderen Verwandten. Sie lasen ihm ebenfalls die Leviten. Doch das half leider auch nichts. Maxym schwieg trotzig. Es war nichts aus ihm herauszubekommen, weder an jenem Tag noch später.

Mit der Zeit geriet diese Geschichte allmählich ganz von selbst in Vergessenheit, da Maxym nach diesem Zwischenfall nicht mehr zu spät kam.

Ohne besondere Vorkommnisse, ohne große Anstrengungen und Mühe wurde er in die dritte Klasse versetzt.

Und erst Ende Juli, als wir beide am Ufer des Irpen, nicht weit von der Eisenbahnbrücke, saßen, kamen wir darauf zu sprechen. Die Sonne war gerade untergegangen. Der Himmel leuchtete im Westen noch rötlich. Ein stiller, milder, zartgoldener Abend senkte sich herab. Die Düfte des halbtrockenen Heus, des hohen Riedgrases, der würzigen Flußminze vermischten sich mit dem feuchten Torfmoogeruch.

Maxym saß im Gras, schweigend, in sich gekehrt. Nach einer Weile seufzte er tief, gar nicht kindlich, dann sagte er betrübt:

„Wie glücklich du doch bist, Opa.“

„Wie meinst du das?“ fragte ich.

„Einfach so... Warst bei Oma Natalka zu Besuch.“

„Ja, war die ganze Nacht auf dem Wasser... Gibt's da aber viele Fische...“

„Und was hat dir Oma Natalka erzählt?“

„Sie sehnt sich sehr nach uns. Sie klagte auch, daß in diesem Jahr alle Kirschbäume Frost abbekommen hätten... Oma Natalka ist schon ganz alt und schwach. Ohne Stock geht sie nicht mehr aus dem Haus.“

„Und warum kommt sie nicht zu uns?“

„Es fällt ihr schon zu schwer. Schöner als in ihrem Häuschen ist es nirgends, sagt sie. Man tritt nur vor die Haustür, und schon ist man im Garten...“

Maxym schwieg eine Weile, dachte nach und sagte leise:

„Weißt du, Opa, du hättest mir lieber nichts davon erzählen sollen...“

„Wovon?“

„Nun... von der Omi Natalka...“

„Aber warum denn nicht?“

„Die Omi tut mir so leid, daß mir das Herz blutet.“
Genauso hat er sich ausgedrückt – „mir blutet das Herz“.

Ich schaute ihn nur schweigend an, mein Erstaunen verbergend.

„Weißt du, Opa“, fuhr Maxym fort, „wenn ich auf der Straße eine alte Oma sehe, muß ich gleich an unsere Omi Natalka denken. Ach, sie tun mir ja alle so leid...“

„Wen meinst du mit ‚sie‘?“

„Alle alten, hilflosen Leute... Wenn ich ihnen auf der Straße begegne, kann ich einfach nicht vorübergehen, ohne ihnen zu helfen. Geht da eine alte Frau mit Korb, sich mühsam fortbewegend. Und ich kann das nicht mit ansehen, gehe zu ihr und trage ihr den Korb. Wenn ich nur könnte, würde ich allen ohne Ausnahme helfen. Und wenn ich keine Angst zu haben brauchte, daß ich zu spät in die Schule komme... Nun, sag mal, Opa, warum bin ich so?...“

„Wie meinst du das – ‚so‘?“

„Nun, so... Ich möchte immer alles gut machen, aber...“

Und Maxym sprach mehr zu sich als zu mir, nichts um sich herum wahrnehmend.

„Damals war es auch so... Als ich schon von der Schule nach Hause ging, hielt mich jener Milizmann an und wollte mir sogar einen Entschuldigungszettel schreiben.“

„Einen Augenblick!“ unterbrach ich ihn. „Was für ein Milizionär? Was für ein Zettel?“

„Weißt du, damals, im vorigen Jahr... In der Nacht hatte es geregnet. Morgens aber hatte es gefroren...“

Mit einem Wort, Maxym war damals noch im Dunkeln bis zum Tolstoiplatz gekommen und wartete an der Verkehrsampel vor dem Fußgängerstreifen.

„Die Straßen waren schon schwarz von Menschen. Sie eilten zur Arbeit. Und glatt war es auf dem Fußgängerweg wie auf der Eisbahn. Die Menschen schlitterten, rutschten aus, und manche fielen sogar hin. Überall Lärm, Stimmengewirr... Autos kamen in der Glätte nicht von der Stelle, Bremsen quietschten. Kaum hatte ich den Fahrdamm betreten, da sah ich meinen Milizionär, den mit dem roten Schnurrbart. Er hat immer auf dem Tolstoiplatz Morgendienst. Der Milizionär führte gerade einen

Schwerbeschädigten vorsichtig über den Damm. Auf dem Gehweg aber lag die zerbrochene Krücke. Da schaute sich mein Milizionär um, ob ihm nicht jemand helfen könnte, denn in diesem Augenblick rutschte noch ein altes, gebrechliches Großväterchen aus.“

Maxym eilte schnell dem Opa zu Hilfe.

„Wohin wollen Sie denn?“ fragte der Milizionär den Opa, nachdem er den Invaliden bis zum Zeitungsstand gebracht hatte.

„Ich kann... Ich kann helfen“, bot Maxym wiederum seine Hilfe an.

Und Maxym führte den Opa zurück auf die andere Straßenseite. Es stellte sich heraus, daß er gar nicht weit von hier wohnte. Schnell brachte er ihn bis zur Haustür und rannte schlittrnd zurück. Und siehe da – mitten auf dem Fahrdamm – ein neuer Zwischenfall! Zwei Autos waren zusammengestoßen. Bei einem Auto war der Scheinwerfer kaputt, bei dem anderen ein Kotflügel eingedrückt. Vor diesen Autos aber saß – mitten auf dem Fahrdamm, mit kreidebleichem Gesicht – ein erschrockenes altes Mütterchen. Neben ihr ein umgekippter Korb – die Kartoffeln waren nach allen Seiten gekullert, zwischen Mohrrüben und Zwiebeln die zerdrückten, ausgelaufenen Eier – Rührei mit Mohrrüben und Zwiebeln. Der Milizionär half dem Mütterchen auf die Beine, klopfte ihr mit dem Handschuh den Mantel ab. Maxym aber sammelte inzwischen schnell die Kartoffeln, Mohrrüben, Zwiebeln und die unversehrten Eier auf.

„Ich danke dir, mein Junge!“ sagte der Milizionär. „Und jetzt, Maxym, hilf mir bitte, bring die Oma dort zur Obushaltestelle.“

Maxym brachte die Oma zum Gehweg, sie blieb aber nicht stehen. Sich auf Maxyms Schulter stützend, trippelte sie immer weiter. Er konnte sie doch nicht allein gehen lassen. So kamen sie bis zur Saksaganskistraße. Hier blieb endlich die Oma stehen und sagte, daß sie hier wohnt, bedankte sich vielmals bei ihm, Maxym aber fühlte sich gar nicht wohl in seiner Haut. Er würde wieder zu spät kommen. Ohne Omas Dankesworte bis zu

Ende anzuhören, machte er rasch kehrt und rannte wie der Wind davon.

Obwohl sein Schulweg jetzt bergauf ging, lief es sich leichter, da die Wege schon gestreut waren.

Auf dem Tolstoiplatz war die Ordnung wiederhergestellt. Überall hatte man schon Sand gestreut – rings um die große runde Blumenrabatte und auf den Gehwegen. Der Milizionär mit dem roten Schnurrbart aber, der Maxym schon von weitem gesehen hatte, hob seinen gestreiften Verkehrsstab und wirbelte ihn so elegant herum, daß alle Fahrzeuge vor dem Jungen halten mußten.

„Hast du das alte Mütterchen nach Hause gebracht, Maxym?“ fragt er.

„Ja.“

„Hab Dank. Nun aber, freie Fahrt für dich! Du kommst doch bestimmt zu spät in die Schule. Soll ich dir nicht lieber einen Entschuldigungszettel schreiben?“

Ach, wozu brauchte Maxym diese Bescheinigung!

Erst als er abgehetzt zur Schule kam, verstand er, daß die erste Stunde gleich zu Ende war. Es mußte jeden Augenblick klingeln.

Maxym aber wartete nicht, bis es zur Pause klingelte, machte leise die Tür auf und betrat die Klasse. Und die Lehrerin mußte jemand schon geärgert haben.

„Furchtbar!“ schimpfte sie bei seinem Anblick. „Wo hast du nur solch eine Pfütze gefunden? Ein richtiger Vogelschreck!“

Diese Worte trafen Maxym, es tat richtig weh, wie konnte sie nur so etwas sagen – „Vogelschreck“ und das noch mit der Pfütze. Maxym schwieg beleidigt. Später war die Lehrerin schon freundlicher zu ihm. Er aber starrte nur auf den Fußboden, sagte keinen Mucks, schnaufte böse. So viel sie sich auch mühte, bekam sie aus ihm nichts heraus. Da nahm sie sein Tagebuch, nun schon zornig über so viel Eigensinn, und trug eine dicke Vier ein.

Das hatte ihn damals mächtig gekränkt ...

Heute aber ist Maxym der Lehrerin nicht mehr böse, er trägt ihr nichts nach ... Denn sie tut ihm auch leid.

Wenn die Schüler nicht hören, oder als Bily Nastja Morosowas neues Schulkleid mit Tinte vollgekleckst hatte. Alle tun ihm leid: die alten Mütterchen, die Schwerbeschädigten, die Lehrerin... Er möchte immer alles richtig und gut machen. Bloß er hat leider immer Pech. Und Maxyms Augen blicken dabei so träumerisch und sind voller Tränen. Obwohl er doch sonst fast nie weint...

Einmal, so fährt er in seiner Erzählung fort, hat ihn die Mutter Brot holen geschickt. Da tritt doch im Laden eine alte Oma an Maxym heran und redet ihn an: „Ich habe dich wiedererkannt. Erinnerst du dich, du hast mir doch geholfen? Nur, wie du heißt, habe ich leider nicht mehr fragen können. Du warst so schnell weg! Maxym heißt du also? Du mußt mich mal besuchen, Maxym! Ich habe viele, viele gute Bücher!“

Auch der Milizionär mit dem roten Schnurrbart hatte Maxym nicht vergessen. Jedesmal, wenn er den Jungen unter den Fußgängern entdeckt, schwingt er elegant, sogar etwas jugenhaft, seinen Stab, hält alle Autos an und ruft, Maxym begrüßend:

„Freie Fahrt für dich, Maxym! ...“

... Gerührt von der Erzählung meines Enkels, forsche ich schweigend in seinem verträumten Kindergesicht. In seinen feuchten Augen spiegelt sich der stille Abendglanz wider. Ich schweige, höre und wiederhole in Gedanken die Worte des Milizionärs mit dem roten Schnurrbart:

„Freie Fahrt für dich, Maxym! Ein glücklicher Mensch wirst du, mein Junge! Und nicht nur, weil du eine große Verwandtschaft hast, dir nahestehende Menschen, die dich alle lieben! Nicht nur deshalb! Glücklicher bist du, weil du selbst die Menschen liebst. Wo du noch so klein bist, tut dir das Herz weh, so sorgst du dich um sie. Darum... alles Gute auf deinen Weg! Freie Fahrt für dich, Maxym!“

*Aus dem Ukrainischen
von EVELYN RISWANOWA*

FÜNF LANGE KILOMETER

Sie kam am 20. September in unsere Klasse.

Nach dem Klingelzeichen öffnete sich die Tür – und unsere Klassenleiterin schob ein Mädchen vor sich her in die Klasse. Wieselflinke Augen schauten unter einem frechen Pony hervor, nur das kindliche runde Näschen fiel auf. Sie machte einige Schritte und blieb plötzlich wie vor Schreck stehen: Hilfesuchend drehte sie sich zur Klassenleiterin um. Und während Switlana Olexijwna sie uns vorstellte („Sie heißt Lida Rondar, kommt aus dem Nachbardorf und wird jetzt in unserer 8b lernen“), warf sie kurze, schnelle Blicke aus ihren großen tief-schwarzen Augen bald auf die Lehrerin, bald auf die Klasse.

Ich geriet in eine freudige Erregung: Sie gefiel mir auf den ersten Blick wie kein anderes Mädchen in der Klasse. Fein, daß sie jetzt in unsere Klasse geht! Man hätte sie ja auch in die 8a schicken können.

Die Klasse musterte erbarmungslos die Neue. Sie tat mir leid: Es ist bestimmt kein angenehmes Gefühl, so vor der Klasse zu stehen und aus dreißig Augenpaaren „beschossen“ zu werden. Dreißig Paar fremder Augen! Dieses Gefühl war für mich nicht neu. Im vorigen Jahr habe ich auch so vor der Klasse gestanden, als meine Eltern von der Stadt aufs Land gezogen sind. Ich bin eigentlich kein Hasenfuß, doch auch ich wußte nicht, wie ich diesen auf mich gerichteten Augen entkommen sollte.

Kurzum, sie tat mir leid. Dazu kam, daß ich ein bißchen aufgeregt war – in der Klasse gab es drei freie Plätze, einen sogar auf meiner Bank. Die Neue konnte man zu Walja Muratsch oder zu Wira Kotko setzen. Bestimmt, zu einer von diesen beiden.

Und wenn man sie doch zu mir setzte?

„Sitzten wirst du, Rondar ...“

Switlana Olexijiwna ließ ihren Blick durch die Klasse streifen. Ich versteckte mich hinter dem Rücken von Wassyl Polywany.

„Brauchst dich nicht zu verstecken, Kowalenko – ich sehe es doch.“

„Ist auch gar nicht meine Absicht!“ brummte ich und lehnte mich zurück. Aber meine Klassenleiterin schaute schon nicht mehr zu mir hinüber.

„... mit Kotko.“

Das war schlecht. Ich verstand es sofort, als die Neue neben Wira Platz nahm. Ihr werdet es begreifen, wenn ich sage, daß Wiras Bank gleich hinter meiner war. Also, die Neue wird hinter mir sitzen. Könnt ihr euch das vorstellen – das Mädchen, das dir gefällt, sitzt hinter dir!

Aber das war noch zu ertragen. Schlimmer wäre es gewesen, wenn man die Neue zu Walja Muratsch gesetzt hätte, auf die gegenüberliegende Seite. So aber war Lida Rondar meine Nachbarin.

Die Neue machte sich mit ihren Heften zu schaffen, dann wurde es still. Nach wenigen Minuten hörte ich jedoch hinter meinem Rücken ein verhaltenes Kichern.

Ich drehte mich um.

Lida Rondar war ganz rot im Gesicht, vor ihr auf der Bank lag irgendein Knetegebilde. Mein Blick wanderte durch die Klasse: Wer hatte es geworfen? Aber noch früher als ich hatte die Klassenleiterin den Schuldigen entdeckt.

„Lytwyn! Steh auf!“

Lytwyn erhob sich.

„Was habe ich denn getan?“ empörte er sich.

„Bleib ein bißchen stehen, vielleicht fällt es dir ein.“

„Ich kann es besser sitzend“, sagte Lytwyn und nahm wieder Platz.

In der Klasse hörte man ein freudiges Summen.

„Verlaß sofort die Klasse!“

Mit einem selbstbewußten Grinsen verließ Wassyl die

Klasse. Eine Minute später flitzte er schon auf seinem Fahrrad an den Fenstern vorbei und winkte uns zu.

Diese ganze Geschichte mißfiel mir. Und überhaupt konnte ich Lytwyn nicht leiden. Gleich vom ersten Tage an, als ich der Klasse vorgestellt wurde und er seine faulen Witze über mich gerissen hatte, über die alle lachen mußten. Er gefiel sich sehr in der Rolle eines „Helden“ und Faxenmachers. Jetzt aber war er mir direkt zuwider, weil er versuchte, sich vor der Neuen besonders aufzuspielen.

Dabei habe ich, offen gestanden, selbst daran gedacht, irgendein Ding zu drehen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Aber was mir noch mehr gegen den Strich ging, war der Umstand, daß Lytwyn in der Pause zu Lida trat und sich mit ihr unterhielt, als ob sie sich ewig kannten. Und es war in der Tat so. Wie sich später herausstellte, kamen Wassyl und Lida aus dem gleichen Dorf. Sie würden also den gleichen Schulweg haben und zusammen nach Hause gehen.

Da mir nichts Außergewöhnliches einfiel, beschloß ich für den Anfang, der Neuen den „Kutschengalopp“ vorzuführen. Aus dünnem Kupferdraht bog ich eine Kutsche zurecht, und davor spannte ich eine Fliege. Und als der Geschichtslehrer gerade etwas auf der Karte zeigte, stellte ich schnell die Kutsche auf Lidas Bank. Die Fliege war groß und stark, sie galoppierte mit der Kutsche über die Bank, nahm Anlauf, schwang sich dann wie eine alte Kiste in die Luft, flog durch die ganze Klasse und stürzte auf dem Fensterbrett ab.

Lida lachte hinter verhaltener Hand. Auch Wira konnte sich das Lachen nicht verbeißen.

Der Zeigestock des Geschichtslehrers knallte auf den Tisch.

„Rondar! Kotko! Was gibt's da zu lachen?“

„Entschuldigen Sie!“ Lida schlug die Augen nieder.

Ich freute mich im stillen. Aber noch größere Hoffnung setzte ich auf die nächste Stunde, auf die Zeichenstunde. Jedoch es kam anders, als ich erwartet hatte.

In unserem Schulgarten inmitten von Linden und Ahornbäumen stand ein riesiger Birnbaum.

Gleich am ersten Schultag des neuen Schuljahres führte daher der Weg der Schüler in den Schulgarten, wo der Birnbaum erbarmungslos geplündert wurde. Nur ganz oben, in der Spitze des Baumes, wo niemand hinaufklettern und auch kein Stock oder Stein treffen konnte, gab es noch einige Birnen. In der Pause ging ich mit einigen Jungen in den Schulgarten, um den Baum „abzuernsten“. Nach einem gelungenen Treffer bückte ich mich, um eine längliche, rotwangige Birne aufzuheben, als einer der Jungen schrie:

„Los, weg!“

Ich wollte fortlaufen, rannte aber, wie das manchmal vorkommt, blindlings in die Gefahr, – gegen den Baum.

Ein kurzer, dumpfer Schlag gegen den Kopf: Bums! Ich sah die Sterne funkeln. („Also gibt es so etwas nicht nur in den Büchern, daß die Augen Funken sprühén können“, konnte ich nur noch denken.) Die Erde schwankte und drehte sich vor meinen Augen. Ich fühlte sie gerade noch an meiner Wange. Alles verschwand irgendwo, versank im Unendlichen. Nur in den Ohren blieb ein sonderbares Klingeln zurück.

Dann, als ob man Watte aus den Ohren genommen hätte, drangen gedämpfte Stimmen zu mir. Verschwommene Flecken, Gesichter tanzten im roten Nebel vor meinen Augen. Aus diesem Schwanken lösten sich plötzlich zwei zu Tode erschrockene Augen und näherten sich mir.

Finger berührten mein Gesicht. Warme, zarte Finger. Ich fühlte noch, wie man mich aufhob, und dann die Schmerzen im Kopf. Meine Wangen waren naß. Ich wollte sie abwischen und sah Blut. Blut war auch auf meinem Hemd. Ich erschrak und wankte. Irgend jemand fing mich auf. Ich machte mich los und wollte durch die Menschenmenge hindurch. Ein unangenehmes Gefühl, wenn dich alle anstarren. Sollte mein Anblick wirklich so schrecklich sein? Bin wohl ganz mit Blut besudelt, wie ein Hahn, dem man nur halb den Hals abgeschnitten hat?

„Jurko!“

Lida hatte ein Glas Wasser gebracht und goß es mir über die Hände.

Ich fühlte mich besser.

„Sofort zur Sanitätsstelle! Was steht ihr herum, Jungs? Helft ihm!“

Man wollte mich stützen, führen, doch ich stieß sie zurück: Das fehlte mir noch! Ich komme ohne Pflegerinnen aus! Und ich bemühte mich, aufrecht und schnell zu gehen.

Die Sanitätsstelle war zum Glück nicht sehr weit. Ein Kilometer. Als die Krankenschwester in der Wunde herumzustochern begann, wurde ich ohnmächtig. Sie hielt mir einen Wattebausch mit Salmiakgeist unter die Nase und beschämte mich mit den Worten: „So ein großer Bursche und macht mir hier schlapp.“ Möchte mal wissen, wie sie sich verhalten hätte, wenn sie so gegen den Baum gebumst wäre und man ihr anschließend in die Wunde mit allen möglichen Nadeln gestochen hätte. Gute Ratschläge zu geben ist leicht, ich könnte es auch ...

Ich lag noch ein wenig auf der kalten, glatten Liege. Dann verband mir die Krankenschwester den Kopf, und ich konnte nach Hause gehen. Ich wählte den Feldweg hinter den Gärten, damit mich ja niemand sah. Denn bestimmt würde mich jeder anhalten und aus Mitleid ausfragen, wie das passiert sei, wer das getan habe usw.

Es war kein heißer Tag. Auf den kahlen Stengeln der Sonnenblumen saßen Krähen. Ich fühlte den Druck des festen Verbandes, wie das Blut in den Schläfen pulsierte, und mir war leicht schwindlig. Ich tat mir sogar selber ein wenig leid, und dieses Mitleid mit mir selbst tat mir irgendwie wohl. Wie durch einen Nebel sah ich immer noch Lida Rondars Augen dort, unter dem Birnbaum. Und diese Erinnerung war angenehm.

Am nächsten Tag ging ich nicht zur Schule, aber blieb auch nicht zu Hause. In der Grünen Schlucht fand ich einen Schlupfwinkel und las dort den ganzen Tag „Moby Dick“. Ich wußte doch, daß mich unbedingt jemand aus der Klasse besuchen kommen würde. Diese

Kollektivbesuche aber haßte ich. Dazu kam noch, daß ich im Augenblick nicht gerade sehr schön aussah.

Und es waren wirklich welche dagewesen. Abends, als ich nach Hause kam, fand ich einen Zettel vor. Unter den Unterschriften bemerkte ich auch Lidas; jetzt bedauerte ich es, daß ich nicht zu Hause geblieben war.

Lytwyn haßte ich beinahe. Manchmal aber haßte ich auch Lida. Besonders, wenn in der großen Pause in der Aula nach Schallplattenmusik getanzt wurde und Lytwyn Lida aufforderte. Er trat immer zu Lida, sie aber legte ihre Hand auf seine Schulter, und sie tanzten alle Tänze hintereinander nur zu zweit. Und dabei schaute sie ihn noch freudestrahlend an. Mit Mädchen tanzten nur die Jungen aus der zehnten und einige aus der neunten; aus der achten Klasse – niemand außer Lytwyn.

Lytwyn inszenierte auch Ringkämpfe in den Pausen. Er bezwang alle außer Wolodja Pjawka. Denn wie die meisten Riesen war Pjawka ein gutmütiger Bursche, der nicht gern mit seiner Kraft prahlte. Lytwyn suchte auch mit mir Streit. Ich wollte nicht mit ihm ringen, aber wenn man einen Schwinger versetzt bekommt und alle schauen zu, die Mädchen auch, so ist man gezwungen, ob man will oder nicht, sich zu verteidigen. Einmal hat er mich derart niedergestreckt, daß ich vor Schmerzen fast keine Luft mehr bekam. Aber unter den Zuschauern war auch Lida. Wütend sprang ich auf und – schmiß das Tintenfaß nach Lytwyn; wenn der sich nicht rechtzeitig gebückt hätte, so hätte ich ihm wahrhaftig einen schönen Denkkettel verpaßt.

Das Tintenfaß flog an die Wand. Ich hatte Glück, daß die Tinte nicht ausgelaufen ist.

Meine Eigenliebe war verletzt. Mich beschäftigte mehr und mehr das 16-Kilo-Gewicht, das hinter dem Zaun rostete. Ich ließ mir auch von dem Milizionär Matwij, einem Verwandten von uns aus Tschernigow, einige Griffe des klassischen Ringkampfes erklären und zeigen. Etwa nach einem Monat machte sich Lytwyn wieder über mich lustig. Er rempelte mich mit den Worten an: „Na, Juri Wlassow, wollen wir nicht mal ringen?“

Ich stieß ihn zurück und zwang ihn mit einem doppelten Nelson zu Boden, so daß ihm bestimmt noch tagelang der Hals weh getan hat.

Ihr könnt mir den Vorwurf machen, warum ich eigentlich die ganze Zeit von Lytwyn erzähle. Ich hatte doch von Lida angefangen. Aber leider muß ich, wenn ich von Lida berichte, auch Lytwyn erwähnen.

Nehmen wir zum Beispiel folgende Begebenheit. Einmal – es muß zum Winteranfang gewesen sein – gab ich Lida die „Stücke“ von Brecht. Sie sollte sie lesen, ich empfahl sie ihr. Bald aber gab sie mir das Buch mit den Worten zurück, es wäre uninteressant und läse sich schwer. Die ganze Pause über versuchte ich sie davon zu überzeugen, daß man nicht nur leichte Bücher lesen soll. Lida hörte mir mit Interesse zu, und ich beschloß, sie nach der Schule nach Hause zu begleiten, ins Nachbardorf, um unterwegs noch einmal mit ihr zu sprechen. Aber sie ging wie immer mit Lytwyn nach Hause. In den letzten Tagen bemerkte ich jedoch, daß sie nicht miteinander sprachen. Bestimmt hatten sie sich gezankt.

Natürlich genierte ich mich, sie vor den Augen aller nach der Schule nach Hause zu bringen. Deshalb beschloß ich, am Kumyn-Graben – hinter dem Dorf – auf sie zu warten. Ich würde dort Ski laufen und so tun, als ob ich sie zufällig getroffen hätte. Um meinen Plan ausführen zu können, schwänzte ich die letzte Stunde, ich mußte doch schnell nach Hause rennen, um die Schier zu holen.

Ich war schon dreimal den steilen Hang hinuntergesaust und beobachtete einen Schwarm Seidenschwänze. Wie zierlicher Baumschmuck an der Neujahrstanne hingen die Vögel an den Zweigen der Büsche und sangen ihre Lieder. Ab und zu glitten sie hinunter und suchten im Gesträuch nach Futter. Endlich sah ich die bekannte Gestalt im grauen Mantel. Aber meine Freude erlosch sofort: Hinter ihr, im Abstand von etwa fünfzig Metern, stampfte noch eine – Lytwyn. So passierten sie auch den Kumyn-Graben – erst Lida, dann Wassyl. Ich wartete noch ein bißchen und kroch aus dem Gebüsch. Mit einer Wut im Bauch stieg ich zur höchsten Sprungschanze hinauf.

Niemand wagte einen Sprung von dieser Schanze, und wenn schon, dann stürzte er auf alle Fälle. Ich nahm Anlauf, sprang und – zu meiner Verwunderung stürzte ich nicht ab.

...Aber einmal gelang es mir doch, Lida nach Hause zu bringen.

Ich war in die Redaktion unserer Klassenwandzeitung „Igel“ gewählt worden – anstelle von Tolja Kowalez. Die Ärzte hatten angeordnet, daß er wegen seiner schlechten Augen ein Jahr mit der Schule aussetzen sollte. Lida gehörte auch zur Wandzeitungsredaktion. Eines Tages blieben wir nach dem Unterricht in der Schule und machten unsere Wandzeitung. Meine erste Wandzeitung. Wir waren zu dritt: Lida, ich und Wassyl Postoljako. Lytwyn war heute allein nach Hause gegangen. Ich war überglücklich und ließ einen geistreichen Witz nach dem anderen vom Stapel.

Meine gute Laune steckte auch Lida und Wassyl an. Unser Gewieher war wohl bis in den Korridor zu hören, denn in der Tür tauchte plötzlich der Kopf des Schulleiters auf. Der Schulleiter verschwand aber sofort wieder, als er sah, daß wir es waren.

Unsere gute Laune übertrug sich auch auf unseren „Igel“: Es wurde eine lustige Wandzeitung. Als wir sie aufhängen, kopierte ich einige, wie sie morgen auf die Wandzeitung reagieren würden. Wassyl hielt sich vor Lachen die rechte Seite (vor kurzem hatte man ihm den Blinddarm herausgenommen) und bat mit schon schwacher Stimme: „Hör bitte auf, sonst platzt die Naht.“

Wir traten auf die Straße. Wir hatten mit Lida ein Stückchen den gleichen Weg, aber Wassyl mußte in die entgegengesetzte Richtung. Noch in der Klasse hatte ich beschlossen, Lida zu begleiten. Und als wir zu der Ecke kamen, wo ich abbiegen mußte, sagte ich etwas lässig:

„Vielleicht soll ich dich nach Hause bringen?“

„Wozu?“ Lida warf einen schnellen Blick auf mich.

„Nun ... sagen wir, damit dich niemand entführt oder gar frißt. Ein Wandzeitungsredakteur hat bestimmt nicht wenig Feinde!“

„Und du hast keine Angst?“

„Nein, nur vor Serhij Iwanowytsch.“

So kamen wir bis zu meiner Straße, und hier holte uns Großvater Kyzja auf seinem Pferdeschlitten ein. Ich faßte Lida bei der Hand, und wir sprangen während der Fahrt auf den Schlitten. Großvater Kyzja fuhr nämlich zur Milchfarm durch den Wald. Das traf sich gut, denn das war gerade unsere Richtung. Den ganzen Weg über fütterte uns der Großvater aus einer Blechschachtel mit gelben Kügelchen, Vitamin „C“, und tischte uns seine Lügengeschichten auf.

Am Waldrand stiegen wir ab. Rechts lagen die niedrigen Ställe des Kolchoses und das Wächterhaus, neben dem ein schwarzer Hund wütend bellte und an der Kette riß. Hinter den vereinzelt stehenden Bäumen ging glühend rot die Sonne unter. Ihre Strahlen breiteten sich wie ein goldener Fächer am Waldrand aus. Vor ihnen aber lag der unter der weißen Pracht vergrabene Wald. Die Fichten streckten ihre Fangarme aus, auf denen – weißen raubgierigen Luchsen gleich – seltsame Schneegebilde saßen und die Zweige niederdrückten. Und durch diesen Wald mußten wir gehen.

Wir bahnten uns den Weg durch das Dickicht. Schatten ringsum. Vor uns auf dem Weg, hinter uns. Eine unendliche frosterstarre Stille. Wir schritten auf einem engen, mit Heu bestreuten Pfad aus. Im Dickicht stand ein Schlittengespann. Der Schimmel schaute uns erschrocken und mißtrauisch an. Nicht weit von dem Gespann stand ein Mann in einem langen schwarzen Schafspelz, mit einer Axt in der Hand. Er wollte wohl eine Fichte fällen. Als er uns sah, verschwand er hinter den Bäumen.

Ich sprach ununterbrochen. Sehr laut. Alles war ringsum so ungewöhnlich, daß man nicht schweigen konnte.

Wir stießen auf eine Waldlichtung. Einige bräunliche Heuschober, mit Schneemützen bedeckt, hoben sich wie Jurten in einem verlassenen Nomadenlager von der weißen Schneedecke ab.

„Geh hinter mir“, sagte geheimnisvoll Lida. Und sie lenkte ihre Schritte auf einen am Waldrand abseits stehen-

den Heuschober. Rings um ihn liefen Spuren. Auf der einen Seite des Heuschobers war merklich Heu herausgerupft worden.

„Wessen Spuren sind das, rate mal?“

Ich untersuchte die Spuren.

„Ich glaube, von einer Kuh.“

„Bist selbst eine Kuh. Komm mal mit!“

Die Spuren führten ins Dickicht. Dort, zwischen zwei jungen Fichten, sah ich eine Mulde.

„Ein Elch!“ erriet ich.

Lida nickte zufrieden.

Von der Mulde liefen die Spuren nach allen Seiten. Der Elch muß hier noch vor kurzem gelegen haben, denn vormittags hatte es leicht geschneit, die Erde in der Mulde aber war schwarz und aufgewühlt.

„Vorgestern habe ich ihn gesehen“, flüsterte Lida. „Als ich hier am Morgen vorbeikam, rupfte er Heu aus dem Schober. Ich blieb stehen, aber er ließ sich nicht stören.“

Eine Spur war noch ganz frisch.

„Vielleicht ist er gar nicht weit von uns“, flüsterte ich zurück.

Vorsichtig folgten wir der Spur. Mal hier, mal dort stießen wir auf neue Zeichen: auf ein Stück abgerissener trockener Fichtenrinde, bräunliche Haarbüschel. Jedesmal horchten wir gespannt, aber der Elch war nirgends zu sehen. Es dämmerte schon. Violette Schatten breiteten sich immer mehr im Dickicht aus. Die Spuren verschwammen schon vor unseren Augen. Ja, und sollte es doch noch zu einer Begegnung mit dem Elch in dieser anbrechenden Dunkelheit kommen, ich versprach mir nichts Gutes davon. Wir machten kehrt.

Am Rande der Lichtung stützte sich Lida auf meine Schulter, zog erst einen, dann den anderen Filzstiefel aus und schüttelte sie aus. Ich aber stand da mit einem etwas dümmlichen Lächeln, ganz steif, wie erstarrt durch die Berührung ihrer zarten Hände. In den Wipfeln der Fichten funkelten die Sterne. Knisternd rieselte der Pulverschnee von den Bäumen. Irgendwo am dunklen Himmel brummte ein Flugzeug.

„Oh!“ schrie Lida leise auf, mich an der Hand nehmend, und ich wich zurück.

„Was ist denn?“ flüsterte ich ahnungslos, von ihrem Schrecken nun auch erfaßt.

„Pst!“

Ich hörte nun auch ein seltsames Geräusch. Schritte näherten sich.

Lida gab keinen Mucks von sich und klammerte sich an meiner Schulter fest.

In der Dämmerung sah ich nun auch, daß etwas geradewegs auf uns zutrabte.

Ich bekam es nun auch mit der Angst zu tun: ein Wolf!

Aber da erschien auf der Lichtung noch eine Gestalt. Ein Mensch.

Sie gingen ganz nah an uns vorbei – der Hund und der Mensch. Wir schmiegt uns noch fester an die Fichte. Plötzlich drehte sich der Hund um und blieb vor unserer Fichte stehen.

Lida suchte Schutz bei mir, und ich spürte, wie sie zitterte. Ich legte unbeholfen meinen Arm um sie, der eher einem unbiegsamen Eisenstab glich als einem schutzbietenden Arm. Der Hund hob den Kopf und schaute uns an. Er bellte nicht. Er stand und schaute still zu uns hinüber. Ich sah, wie er die Ohren spitzte. ‚Wenn er uns anfällt, drücke ich ihm die Kehle zu.‘ Ich bibberte auch. Aber nicht vor Angst, sondern vor Erregung.

Der Hund stand noch ein bißchen abwartend, dann aber trottete er nicht besonders schnell hinter seinem Herrn her, der ihn schon von der anderen Seite der Lichtung ungeduldig rief: „Rex! Rex!“

Wir standen immer noch da, erregt von diesem Zwischenfall, und mein Arm lag noch immer schützend um Lidas Schulter. Da aber rührte sie sich, und ich zog meinen Arm zurück, als ob ich ihn mir verbrannt hätte.

„Hast du dich auch so gefürchtet?“ flüsterte endlich Lida.

In einer anderen Situation hätte ich wohl kaum einem Mädchen die Wahrheit gesagt, aber diesmal gestand ich:

„Ja, anfangs.“

„Mir ist bis jetzt noch unheimlich“, ihre Zähne schlugen noch immer aufeinander.

Mit schnellen Schritten eilten wir zu dem Weg, der zu Lidas Dorf führte. Den ganzen Weg über schwieg ich.

Lidas Haus lag fast am Ende des Dorfes. Ich wollte mich schon verabschieden, aber Lida zog mich fast mit Gewalt ins Haus.

Im Zimmer war nur ihr kleiner Bruder, Slawko, Schüler der zweiten Klasse. Genauso lebhaft wie Lida. Eh ich mich versah, hing er schon an meinem Rücken und befahl:

„Komm, wir spielen Reiter!“

Und ich trabte mit ihm durch das ganze Haus ...

Kaum hatte ich von diesem Spiel etwas verschnauft, da schleppte er mich schon zu seiner Liege und flüsterte geheimnisvoll:

„Denk dir eine Zahl aus.“

„Laß ihn endlich in Ruhe, du Klette!“

Lida kitzelte ihn, und der Kleine wälzte sich vor Lachen auf der Ofenbank.

Es dauerte lange, ehe er zu Atem kam. Endlich murmelte er:

„So ein Weib!“

„Was hast du gesagt?“ Lida zog zum Schein drohend die Augenbrauen zusammen. „Komm, zeig mal dein Köpfchen!“

Slawko versteckte sich laut kreischend hinter meinem Rücken:

„Beschütze mich!“

Ich stand ihm bei. Dann spielten wir mit ihm Dame, und ich zeigte ihm noch einige Tricks mit Streichhölzern. Anschließend tranken wir heißes Kompott aus Trockenobst. Als ich schon im Begriff war zu gehen, klammerte sich Slawko an meinem Hals fest und bat:

„Bleib für immer bei uns!“ Er zog an meiner Nase, kniff schelmisch ein Auge zu und sagte: „Gib mir deine Nase!“

„Slawko bittet, du sollst recht bald wieder zu uns

kommen. Er hat mir auch ins Ohr geflüstert, daß du ihm sehr gefällt“, sagte Lida, mich auf die Straße begleitend.

„Und er mir auch“, erwiderte ich gerührt.

„Alle haben ihn gern“, Lida schwieg, nach einer Weile fuhr sie traurig fort, „er ist herzkrank. Die Ärzte sagen, daß er sterben kann. Jede Minute. So lebenslustig und plötzlich sterben... Wirst du auf dem Rückweg durch den Wald auch keine Angst haben?“

Ich beruhigte sie und winkte mit einer lässigen Handbewegung ab:

„Nein!“

Offen gestanden aber, war mir bange vor dem Rückweg. Wenn ihr mal allein nachts durch den Wald gehen müßtet, dann wißt ihr bestimmt, wie einem zumute ist. Wenn aber nicht, so probiert es mal aus.

Am Sonntag war wunderschönes, sonniges Wetter, und ich fuhr mit den Schiern in den Wald. Ich bemerkte selbst nicht, wie ich auf einmal in Lidas Dorf war. Nun beschloß ich, sie zu besuchen und sie zum Schilaufen einzuladen.

Ich klopfte an, wartete ein wenig und trat ein.

Auf der Ofenbank lagen Slawko und ein Onkel mit breitem Gesicht. Der Onkel las laut aus einem Buch vor, und ich erriet sofort, es war „Pan Chaljawsky“. „Es wird sein Vater sein, der ihm da vorlas.“

Slawko schaute auf.

„Lida ist nicht zu Hause“, sagte er und sah mich ernst an. Unter seinen Augen lagen große blaue Schatten. „Sie ist bei Wassyl, sie machen zusammen Schularbeiten. Weißt du, wo Wassyl wohnt? Neben dem Geschäft.“

Slawko zupfte den Vater am Ohr und bat:

„Vati, ich gehe mit und zeige ihm, wo Wassyl wohnt.“

„Bleib liegen, du darfst heute nicht aufstehen. Er findet es selbst“, sagte der Vater, nicht vom Buch aufsehend.

Slawko streckte finster die Zunge aus.

Ich verließ das Haus und machte mich auf den Rückweg. Lytwyns Haus suchen – das fehlte mir noch. Also, ab nach Hause. In welcher Stimmung ich war – das könnt ihr euch bestimmt vorstellen.

In den Frühjahrsferien wollte ich meinen Onkel besuchen, der in Kiew wohnt, aber er mußte unverhofft auf Dienstreise. Als er zurück war, rief er mich sofort an und bat mich, ihn zu besuchen. Aber es waren nur noch drei Ferientage übriggeblieben, und meine Mutter war dagegen: „Das ist nur unnützes Geldausgeben, fahr lieber im Mai.“ Und ich wäre bestimmt nicht gefahren, wenn ich nicht am gleichen Tag Wira Kotko getroffen hätte. Von ihr erfuhr ich, daß Lidas Bruder im Krankenhaus liegt, daß es ihm sehr schlecht geht und daß ihn nur Medikamente retten könnten, die man hier leider nicht bekommen kann.

Am selben Tag noch fuhr ich nach Kiew. Zwei Tage später, gegen Abend, war ich schon in Bobrowyzja bei Tschernigow und wollte per Anhalter nach Hause fahren, weil mein Autobus schon weg war. In meinem Koffer lagen, sorgfältig in einem Tuch eingewickelt, die wertvollen Medikamente, die mein Onkel mit großer Mühe durch eine Bekannte besorgt hatte.

Der naßkalte Wind drang bis unter die Haut. Kein Fahrzeug fuhr in meine Richtung. Es wurde schon dunkel. Von der Chaussee ging eine ungepflasterte Landstraße ab, von den vielen Fahrzeugen war sie aufgewühlt worden und schlammig. In der Dämmerung erschien sie mir trostlos und unwegsam. Beim Anblick dieser unwegsamen Landstraße überlegte ich, wie ich von der Chaussee aus in mein Dorf kommen könnte. Ganze fünf Kilometer waren es – in der Dunkelheit, auf der Wegelosigkeit des Vorfrühlings.

Neben mir tauchten von Zeit zu Zeit Menschen auf, die an der Endstation die Busse abgesetzt hatten. Aus der Stadt sauste mit grünem Licht ein Taxi vorüber. Schwerbeladene, mit Planen bespannte Lkws fuhren mit aufheulenden Motoren vorüber.

Plötzlich löste sich aus der Menschenmenge, die aus dem Autobus quoll, eine Gestalt und näherte sich mir schnellen Schrittes. Vor Überraschung zuckte ich zusammen.

„Sei gegrüßt!“

Vor mir stand Lytwyn.

„Wartest du schon lange hier?“

„So an die zwei Stunden.“

„Macht nichts. Uns wird schon etwas einfallen“, ermunterte mich Wassyl.

Und kaum tauchten aus der Dunkelheit zwei große Scheinwerfer auf, als Wassyl sich kurzentschlossen auf die Chaussee stellte und die Hand hob.

Wie sehr ich mir auch wünschte, heute noch nach Hause zu kommen, in dieser Minute wollte ich, daß das Auto nicht anhielt. Um zu erleben, welch ein saures Gesicht der stets selbstbewußte Lytwyn ziehen würde!

Aber das Auto bremste, fuhr an den Straßenrand, die Standlichter leuchteten auf, und es hielt.

„Los!“ schrie Lytwyn.

Ich nahm schnell meinen Koffer, der auf der Bank stand, und folgte ihm.

Wassyl stand schon mit einem Fuß auf dem Trittbrett und redete beschwörend auf den Fahrer ein.

„Wo soll ich euch hinsetzen? Vielleicht auf meinen Schoß. Ich habe doch schon einen Fahrgast!“

„Wir fahren oben!“

„Wo-o-o?! Dort liegen alte Motoren! Ihr beschmiert euch wie die Schweine.“

„Macht nichts!“ sagte Lytwyn und war schon mit einem Bein auf dem Rad. „Los, gib den Koffer!“ schrie er mir zu und war im Nu auf dem Lkw.

Ich schaute über die Seitenwand in den Lkw. Dort türmten sich eingefettete spitze Maschinenteile. Nein, da fahre ich nicht mit, zum Teufel! Hier schmierst du dir nur den Mantel voll und schlägst dir noch den Kopf ein an diesen Eisenstangen. Wirst noch bis auf die Knochen durchgepustet bei diesem Wind. Dazu noch dieser „Weggefährte“ – nein, das war zuviel des Guten!

Sich über die Seitenwand beugend, reichte mir Lytwyn die Hand. Ich ergriff seine Hand nicht.

„Los, rauf! Mach schneller!“ schrie er mich an und riß mir den Koffer aus der Hand.

„Hau ab!“ entgegnete ich wütend und war mit einem Satz auf dem Lkw, – um meinen Koffer zu holen.

In diesem Moment ruckte der Lkw an – und ich wurde an die andere Bordseite geschleudert. Ich fiel auf die Hände und hielt mich an dem klebrigen Metall fest.

Als ich mich aufrichtete, schlug mir eiskalter Wind ins Gesicht. Im Nebel eingehüllt, zogen auf der nächtlichen Landstraße erleuchtete Fenster und Weiden an uns vorüber.

„Wir fahren“, dachte ich teilnahmslos, zog meine Mütze bis über die Ohren, hielt mich mit beiden Händen an der Seitenwand fest, und mit den Füßen stemmte ich mich gegen die Maschinenteile.

„Vorsichtig! Mach deinen Mantel nicht schmutzig!“ schrie Wassyl, sich zu mir hinunterbeugend, denn der Wind verschluckte seine Worte.

„Weiß es selber!“ brummte ich. Der Wind verschloß mir auf einmal mit seiner kalten biegsamen Tatze den Mund.

Der Lastwagen hatte die Stadt verlassen und raste nun auf der menschenleeren Chaussee dahin, die nächtliche Dunkelheit durchschneidend. Zu beiden Seiten der Straße tauchten in der Finsternis düstere Bäume, Sträucher und Wegweiser auf, um sich sofort wieder in der Schwärze der Nacht aufzulösen.

Der scharfe Wind drang durch meinen Mantel, schnitt in die Augen, daß sie tränkten, piff in den Ohren. Trotzdem ich den Mund fest zusammenpreßte, spürte ich den scharfen Wind. Es war äußerst unbequem zu stehen – man konnte sich nicht einmal die Füße vertreten oder sich gar umdrehen: Sofort machte man sich schmutzig.

Ich schaute über das Fahrerhaus hinweg nach vorn, in Fahrtrichtung.

Der Lkw schüttelte mich während der Fahrt tüchtig durch, ich spürte es besonders in den Händen, wie sie die ganze Zeit vibrierten. Um uns herum summt verhalten die unsichtbare nächtliche Weite, riesige Kreise um den Wagen ziehend.

Plötzlich flog aus dem Fahrerhaus eine glühende Zigarette. Funken versprühend, noch einmal rot aufleuchtend, verschwand sie unter den Rädern... Da sausten schon

dröhnend und pfeifend die gerippten Brückenbogen vorüber – wir fuhren über das Fließchen Samglai. Dann fiel ich gegen die rechte Bordseite – wir bogen nach Sedniw ab. ‚Die Hälfte des Weges hätten wir geschafft‘, dachte ich bei mir.

Die Finger schwellen an, wurden steif vor Kälte, sich aber zu rühren, sich umzudrehen war unmöglich. Ich schielte zu Wassyl hinüber. Er fror bestimmt noch mehr als ich in seinem leichten Sommermantel, den der Wind wie ein Segel aufgebläht hatte. Das war wahrhaftig kein Schutz vor dem kalten, schneidenden Wind. Aber Lytwyn schien der Wind nichts auszumachen. Vielleicht hatte er sich in die Rolle eines Kapitäns auf der Kommandobrücke versetzt.

Endlich tauchten tanzend aus der Finsternis verschwommene Lichter auf: Sedniw. Rechts erhoben sich undeutlich zwei große Grabhügel.

Ohne die Geschwindigkeit zu drosseln, braust der Lkw zwischen den ersten Häusern des Dorfes hindurch, die dunkle menschenleere Dorfstraße mit ratterndem Lärm erfüllend, das ganze Dorf durchteilend – wieder raus auf die Landstraße längs der nächtlichen Felder ...

Und wieder fliegen weiße Betonbrückenpfeiler, Akazienalleen vorbei. Eine Biegung. Der Fahrer gibt Gas, und schon geht es den Hügel hinauf, rechts – ein dunkles Waldstück. Wir bummern gegen das Fahrerhaus.

Der Lkw aber jagte, mit seinen Lichtern die Nacht durchschneidend, weiter. Uns hatte er an der Kreuzung zurückgelassen, wo uns die stockfinstere naßkalte Nacht aufnahm.

Nach dem Geheule und Gepfeife des Windes, nach dem nervenzerreißenden Motorengedröhn herrscht eine ungewöhnliche Stille. Nur irgendwo in der Dunkelheit plätscherte leise Wasser.

Lytwyn machte energisch einige Armbewegungen, hüpfte mehrmals, machte sich warm.

„Also, ran an die fünf Kilometer“, sagte er forsch. „Was sind schon fünf Kilometer für solche Männer wie wir? Kleine Fische!“

Und mit einem Sprung war er vom Fahrdamm runter, auf dem Feldweg. Wasser plätscherte. Ich hörte Wassyl fluchen und lächelte schadenfroh.

„Paß auf“, warnte er mich. „Hier ist eine Pfütze.“

Ich krepelte die Hosenbeine hoch und stieg zu ihm hinunter.

Auf dem ganzen Weg vor uns quirlte trübes Wasser. Zu beiden Seiten waren hohe graue Schneewehen.

Wir stampften über die Schneehaufen hinweg. Die Schneedecke brach ein, und unsere Schuhe waren voller Schnee. Ich spürte, wie meine Socken naß wurden.

Die Pfütze war zu Ende, wir sprangen von dem Schneehaufen herunter auf den Weg. Er war schlammig und schlecht, aber es war immerhin ein Weg. Kaum aber hatten wir einige Schritte getan, kam wieder eine Pfütze. Eine riesige Pfütze, fast ein halber See. Sie hatte das ganze Feld überschwemmt, man konnte sie nicht umgehen.

Wir blieben stehen. Der Wind rauschte laut in den Bäumen längs der Straße.

„Woher kommen bloß diese riesigen Schneehaufen?“ wunderte ich mich.

„Der Schneepflug hat sie herangeschafft“, antwortete Wassyl. „Los, klettern wir rüber!“

Ich wollte aber nicht über diese schmutzigen, mit Eis verkrusteten Schneeberge steigen. Ich schaute noch einmal nach allen Seiten.

Zu den beiden Seiten – graues Schneewasser. Ringsum – nichts als tiefe, undurchdringliche Finsternis. Kein Licht, kein Laut.

Wassyl sprang von einem Schneehaufen zum anderen. Ich blieb etwas zurück, denn mit einem Koffer kann man schlecht springen, man muß jede Bewegung genau abwägen. An einer Stelle hatte ich nicht aufgepaßt und brach ein.

„Warum bist du stehengeblieben?“ Über mir sah ich Wassyls Gestalt.

Endlich hatte ich mein Bein befreit.

„Geh hinter mir, paß auf, wohin ich die Füße setze“, sagte Lytwyn und eilte vorwärts.

Plötzlich – ein Krachen und Brechen – Lytwyn war verschwunden. Irgendwo unten plumpste etwas auf, als ob man einen vollen Sack ins Wasser geworfen hätte.

Ich prustete los vor lauter Lachen. Ich mußte mich in den Schnee setzen, um nicht auch noch vor Lachen hinunterzufallen.

Wassyls Kopf tauchte am Rand des Schneebergs auf, dann zog er sich hoch, spuckte noch immer Schnee, klopfte seine Mütze am Knie ab und sagte forsch:

„Eins zu Null für dich!“

Wir hatten schon die riesigen Schneeberge bezwungen und waren bereits auf dem Weg, als ich auch fast bis an die Knie ins Wasser trat.

„Eins zu eins“, kommentierte Wassyl.

Mir juckten die Fäuste.

Wieder Wasser.

„Ach, komme, was wolle!“ Lytwyn winkte verwegen ab und stapfte rasch, ohne sich umzublicken, mitten durch die Pfütze hindurch. Ich zögerte noch ein bißchen, folgte ihm dann aber.

Vor uns gluckerte eintönig das Wasser.

Zuerst gingen wir am Wegrand, da das Bächlein rechts von uns floß, dann aber sprudelte unter der Schneedecke ein neuer schneller Bach hervor, nun sprangen wir schon von einer trockenen Stelle zur anderen.

Links und rechts aber von uns strömten unaufhaltsam Schneebäche.

Einmal spürte ich, wie der Boden nachgab; schnell sprang ich zur Seite – ein mächtiger Schneeklumpen löste sich und plumpste ins Wasser.

Und dann gab es überhaupt keinen Weg mehr, es war, als sei der Weg von einem Meter Höhe in einen Pfuhl gestürzt.

„Wir scheinen am Ziel zu sein!“ Wassyl schnalzte mit der Zunge.

Wir standen wie auf einer engen Klippe. Vor uns brauste mit Getöse ein Wasserfall, man könnte meinen, es sei der Niagarafall. Vielleicht nicht ganz so gewaltig und laut.

Wassyl trat fest auf, um den Boden zu prüfen. Und ich sah, wie er mit ausgebreiteten Schößen seines Sommermantels den Bach überflog, dumpf aufprallte und in einer Schneewehe auf der anderen Seite steckenblieb.

... Schon während meines Absprunges war mir klar, daß ich nicht rüber käme – ich war zu kurz gesprungen.

Mit einem Fuß jedoch erreichte ich den steilen Rand der Schneewehe, mit dem Gesicht den Schnee berührend. Mich zog es aber gleich nach unten. Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf: „Nur nicht unnütz Kraft verschwenden.“ Ich griff mit beiden Händen in den verharrschten, körnigen Schnee, Halt suchend, und da glitt mir der Koffer aus der Hand und fiel ins Wasser; fieberhaft kroch ich auf Knien und Ellbogen nach oben, aber ich konnte mich doch nicht halten und stürzte ins Wasser.

Eisige Kälte durchfuhr mich. Ich war sofort auf den Beinen. Das Wasser reichte mir bis über die Knie. Die Strömung war sehr stark und riß mich mit sich fort. „Der Koffer! Die Medikamente!“

Ich tauchte den Arm bis zur Schulter ins Wasser und begann den Boden abzutasten.

„Du willst doch nicht etwa baden gehen“, vernahm ich die spöttische Stimme Lytwyns, und er streckte mir seine Hand hin.

„Halt dich fest! Nun mach schon, was fackelst du so lange!“

„Mein Koffer ist weg“, fluchte ich durch die Zähne.

„Was haste denn drin? Lohnt's sich?“

„Hm.“

Ich sah, wie sich Lytwyns verschwommene Gestalt entfernte. So ein gemeiner Kerl! Haute einfach ab! Aber was konnte man schon von dem anderen erwarten!

Einige Minuten später aber hörte ich durch das Brausen des Wassers hindurch Lytwyn durch den Schlamm stampfen. Er näherte sich mir.

„Wo bist du denn? Geh mal zur Seite!“

Wassyl sprang zu mir ins Wasser und prustete unwillkürlich vor Kälte. In der Hand hatte er eine Art Stange. Das erste Mal, seitdem ich ihn kannte, verspürte ich ein

freundschaftliches Gefühl ihm gegenüber. Ächzend vor Kälte stakste er durch das Wasser.

Ununterbrochen brauste der Wasserfall.

„Futsch ist deine Kiste. Futsch!“

Aber seine freudig erregte Stimme verriet ihn: Er hatte den Koffer gefunden!

„Na, nimm ihn!“ Und er gab mir den nassen, kalten Koffer.

„Jetzt aber die Beine unter die Arme“, sagte er, als wir unsere Sachen ausgewrungen und sie wieder angezogen hatten. „Sonst ist uns ein schönes Grippchen gesichert.“

Und wir stürmten vorwärts, schon nicht mehr auf den Weg achtend, mitten durch den Matsch und Schlamm, der uns in die Augen spritzte.

Der Wind sumnte leise in den Ohren, wunderliche Schneegebilde erhoben sich zu beiden Seiten des Weges. Vor mir schaukelte Lytwyns Rücken; der Weg wurde hügelig, als ob er uns entschlüpfen wollte. Nur ein einziger Gedanke ließ mir keine Ruhe: Wenn nur nicht die Ampullen im Koffer kaputt gingen...

Erst auf der Brücke machten wir halt. Brodelndes Schneewasser floß aus den Grünen Gräben.

Wir stützten uns auf das Brückengeländer und verschnauften kurz.

Und – wieder dumpfes eintöniges Stampfen, Wasserspritzer, Wassyls schwankende Figur vor meinen Augen, Herzklopfen bis hoch in den Hals.

Schon auf dem Hügel verspürte ich eine Erleichterung, der Atem ging tiefer, gleichmäßiger („Der Tiefpunkt ist überwunden“, registrierte ich so nebenbei), und der naße Mantel schien mir nicht mehr so schwer, ich könnte noch endlos gehen.

Vorn aber sah man schon vereinzelte flimmernde, im Nebel eingehüllte Lichter: das Dorf.

Mit Anlauf überspringen wir die letzte große Pfütze schon vor den ersten Häusern des Dorfes. Endlich biegen wir, erhitzt vom Lauf, vollgespritzt bis an die Ohren, schwer atmend, in die Dorfstraße ein.

Wie gehen schon nicht mehr, wir schwimmen. Denn die ganze Straße ist ein reiender unaufhaltsamer Strom.

Wir bahnen uns mühsam den Weg mitten durch den Strom. An den Gartenzäunen entlang fhrt ein schmaler Fußweg, aber wir waten mitten durch das Wasser: Wir haben nichts mehr zu verlieren, wir sind sowieso naß bis auf die Haut.

Und von einem Mast dröhnt mit blecherner Stimme der Lautsprecher. Er verkündet über dem nächtlichen Dorf, das im Frhjahrswasser schwimmt:

„...In Mitteleuropa war es heute sehr warm. In Ungarn betrug die Tagestemperatur Plus zwanzig Grad ...“

Vor meinem Hof verabschiedete ich mich von Lytwyn und stellte in einer jähen Gefhlsanwandlung den Koffer auf die Bank, nahm die Medizin heraus und gab sie Lytwyn mit den Worten:

„Sie ist für Lidas Bruder, Slawko. Bring sie heute noch hin!“

...Aber auch diese Medizin half Slawko nicht.

An einem Maitag, als sonniger Wind mit den heruntergefallenen Kirschblüten spielte, trug man ihn auf den Friedhof ...

Als wir von der Beerdigung nach Hause gingen, stützte sich Lida auf Wira und Lytwyn. Ich folgte ihnen. An der Brücke blieb ich zurück, stützte mich auf das Geländer und schaute auf die kruselnden Wellen. Auf einer Weide pfif ein Star sein Liedchen. Lange war ich nicht allein, ich merkte, daß jemand neben mich getreten war. Ohne aufzuschauen, wußte ich, es war Lytwyn.

Wir standen schweigend. Auf dem Fluß raste beschwingt ein Motorboot vorüber, hohe Wellen schlagend, wie ein Pfau sein Rad.

Eine Weile standen wir noch, drückten dann einander wortlos die Hand und gingen auseinander.

*Aus dem Ukrainischen
von EVELYN RISWANOWA*

SCHLAKS

Als er zum ersten Mal die Klasse betrat, schlug Ihor Dmytrucha vor Überraschung die Hände zusammen und rief:

„Ach du meine Güte! Ist das aber ein Schlaks!“

Dieser Spitzname blieb sofort an ihm hängen.

Der Neue war groß – der größte in der Klasse – und hatte eine lange komische Nase, lange Arme, die aus den viel zu kurzen Ärmeln hervorguckten. Er wirkte plump und ungeschickt. Sein Gang war auch eigenartig. Er schluffte mit eingeknickten Knien, die Rechte dabei weit nach hinten ausschwingend, als schlüge er sich auf einen unsichtbaren Schwanz.

Er hieß Jura Chytrjuk.

Eigentlich hätte er schon in die fünfte Klasse gehen müssen, aber er mußte wegen Krankheit ein ganzes Jahr mit der Schule aussetzen. Seine Krankheit veranlaßte auch die Eltern, von Truskawez nach Kiew zu übersiedeln, da das feuchte Klima in Truskawez seiner Gesundheit schadete.

Von Natur aus war Schlaks überaus gutherzig. Ihor Dmytrucha, Kapitän unserer Fußballmannschaft und überhaupt anerkannter Anführer der Jungen, konnte sich davon überzeugen. In der Pause ging er, von seinen „Adjutanten“ Lessyk Spassokukozky und Stassyk Kuku-jewyzky gedeckt, auf den Neuen zu, der in der letzten Bank noch einen freien Platz gefunden hatte, und fragte ihn mit boshafter, aufreizender Höflichkeit:

„Sagen Sie mal, Onkel, Sie kennen wohl nicht die Schülerregeln?“

„Do-och, ich ke-kenne sie“, stotterte der verdutzt und wurde auf einmal rot.

„Wirklich? Ich möchte das bezweifeln!“ sagte Dmytrucha, den Kopf schüttelnd. „Und wie lautet zum Beispiel Paragraph acht? ... Ich möchte dein Gedächtnis ein wenig auffrischen. Paragraph acht besagt folgendes: ‚Grüße immer höflich deine Lehrer, Mitarbeiter der Schule, Bekannten und deine Schulkameraden.‘ Hast *du* uns begrüßt?“

„Ich ... ich hab doch ... mit dem Kopf genickt ...“ Schlaks wurde rot wie eine Tomate.

„Mit dem Kopf genickt! So wird bei uns nicht begrüßt! Bei uns sagt man laut und deutlich: ‚Guten Tag, liebe Freunde!‘“

Spassokukozky und Kukujewyzyki kicherten.

„Also, hol es nach und grüße uns bitte, so wie es sich gehört!“ wandte er sich betont freundlich an Schlaks.

Der erhob sich behäbig von der Bank, neigte den Kopf zur Seite und grinste schief:

„Na, schön ... 'n Tag ... I-liebe Fr-reunde ...“

„Sehr schön! Das klingt schon ganz anders! ... Und jetzt, liebe Freunde, wollen wir unsererseits Schlaks begrüßen!“

Wie ein Dirigent schwang Dmytrucha die Hände, und die ganze Klasse rief im Chor:

„Gu-ten Tag, Schlaks!“

Dann riefen sie noch dreimal, Dmytrucha nachsprechend:

„Schlaks – hurra! Schlaks – hurra! Schlaks – hurra!“

Alle gerieten auf einmal in eine heitere und ausgelassene Stimmung. Auch Schlaks, der zusammen mit allen fröhlich lachte. Anscheinend verstand er Spaß, war kein Spaßverderber und liebte lustige Menschen.

In der nächsten Pause trat Ihor Dmytrucha wieder zu Schlaks, der im Korridor stand, und sagte:

„Nein! Du kennst die Schülerregeln doch nicht! Sonst müßtest du wissen, was im Paragraph sieben steht. Im Paragraph sieben heißt es nämlich: ‚Gestalte deine Freizeit vernünftig: Lies Bücher, mache Zirkelarbeit, treibe Sport.‘ Und du, was treibst du? Stehst da wie ein Klotz. So etwas gehört sich nicht. Du hast dich streng an die Schülerregeln zu halten! ... Los, wir turnen. Mal sehen, was du kannst. Geh erst einmal von der Wand weg!“

Und als sich Schlaks von der Wand löste, rief Ihor: „Hops!“ und war mit einem Satz auf seinem Rücken. Schlaks war so verblüfft, daß er wankte und beinahe hingefallen wäre.

Da aber kommandierte Dmytrucha schon: „Aufgesessen!“, und Spassokukozky schwang sich auf Kujukewyzyky, Schuryk Babenko auf Walera Halustschynsky, und schon trabten die verwegenen Kavalleristen den Korridor entlang, bis die gebieterische Stimme Wira Jakiwnas, der Schulleiterin, „Aufhören!“ – ihren Galopp jäh unterbrach.

„Du bist ganz große Klasse, Schlaks! Einfach toll, wie du galoppierst“, lobte ihn Ihor Dmytrucha, als sie, nun schon zu Fuß, in die Klasse zurückkehrten. „Ich spreche dir meinen Dank aus und verleihe dir feierlich den Großen Galopp-Orden!“

Aus seiner Tasche holte er ein Abzeichen, auf dem ein Pferdekopf abgebildet war, und steckte es eigenhändig an Schlaks' Brust.

„Da-an-ke!“ Schlaks blinzelte verlegen und errötete wieder.

Spassokukozky und Kujukewyzyky aber sahen ihn voller Neid und Ärger an – sie spürten, daß sie die Gunst ihres Anführers verloren. Aber so war er nun einmal, ihr Anführer Ihor Dmytrucha. Ohne sich groß darüber Gedanken zu machen, wechselte er seine Sympathien und auch seinen Geschmack. Lessyk und Stassyk blieben zwar einstweilen noch seine Adjutanten. Schlaks jedoch rückte von diesem Tage an zu seinem ersten Adjutanten auf – zum „Adjutanten Seiner Exzellenz“.

„Schlaks! Mir nach! Vorwärts!“ hörte man Dmytrucha befehlen und durch den Korridor rennen. Und hinter ihm lief plump der Schlaks, mit der Rechten weit ausholend.

„Schlaks! Hinunter in die Turnhalle!“ kommandierte Dmytrucha weiter und eilte mit schnellen Schritten die Treppe hinunter.

Halbgebückt folgte der ihm, mit der Rechten wie immer rückwärts rudernd, ungeschickt den Entgegenkommenden ausweichend ...

Wenn Dmytrucha jetzt jemandem von Schlaks erzählte, so nannte er ihn nicht einfach mehr „Schlaks“, sondern „mein Schlaks“:

„Ihr hättet mal meinen Schlaks sehen sollen... einen Gang hat der!... Da kannst du vor Lachen vom Stuhl fallen!...“ Oder: „Einmal ruft ihn doch die Mathematiklehrerin auf, aber mein Schlaks kommt vom Stuhl nicht hoch – ich hatte ihn mit seinem Gürtel an der Lehne festgebunden!...“

Na, und Schlaks... Er hatte ein ganzes Jahr im Krankenhaus gelegen. Wie sehr hatte er sich nach einer richtigen Jungengesellschaft gesehnt, deshalb gefiel ihm der scheinbar lebhafteste, lustigste und heldenmütigste Ihor Dmytrucha. Schlaks bemerkte weder seinen geringschätzigen, herablassenden Ton noch seine Spötteleien noch seine beleidigenden, schlechten Späße...

Oder vielleicht merkte er es doch und drückte nur bei Dmytrucha beide Augen zu...

Jedoch eines Tages geschah folgendes:

Ihor brachte eine Pistole mit in die Schule. Die Jungen platzten beinahe vor Neid – sie konnten sich an ihr nicht sattsehen! Solch eine Pistole hatten sie noch nie in den Händen gehalten, mehr noch – nie im Leben gesehen.

Es war eine Luftpistole, die mit Gummikugeln geladen wurde. Sie schoß so scharf, daß sie selbst auf zehn Meter Entfernung einen blauen Fleck hinterließ.

Nur Schlaks hatte die große Ehre, zweimal daraus feuern zu dürfen. Lessyk und Stassyk durften beide nur einmal schießen. Außer ihnen gab Ihor keinem die Waffe.

In der großen Pause sauste Dmytrucha, die Pistole in der Hand, auf den Hof, stolz und selbstbewußt wie nie zuvor. Die Jungen, alle durch die Bank weg, rannten hinterher, schweigend, nur vor Neid schnaubend.

Damit sie aber keiner an ihrem Vorhaben hindern konnte, besonders die Schüler der oberen Klassen nicht, eilten sie in den Nachbarhof hinter die Scheunen, wo sie niemand sehen konnte.

Schlaks zeichnete mit Kreide eine Zielscheibe an die Scheunenwand, und Dmytrucha begann zu schießen. Alles,

was recht ist – und das muß man anerkennen: Er traf jedesmal ins Schwarze! Bei jedem Treffer rief Schlaks begeistert:

„Einfach toll! Große Klasse! ...“

Plötzlich tauchte vor ihnen, hinter der Scheune hervorkommend, ein kleines, gestreiftes Kätzchen auf! Es sah vertraulich zu den Jungen hinüber und miaute leise.

Dmytrucha wurde plötzlich von einem Jagdfieber erfaßt, seine Augen funkelten, und er schrie:

„Achtung! Die Jagd auf den bengalischen Tiger beginnt!“

Er bückte sich ganz tief, streckte die Hand mit der Pistole vor und wollte sich schon an das Kätzchen heranschleichen.

Da aber bat Schlaks: „Laß das!“

„Schweige! Stör den Jäger nicht!“

Er legte an, zielte und schoß. Das Kätzchen bewegte das getroffene Pfötchen und mauzte jämmerlich. Jedoch lief es nicht weg. Es war wohl noch zu klein und dumm und verstand die Gefahr noch nicht, in der es schwebte.

Ohne lange zu überlegen, war Schlaks in zwei Sätzen bei dem Kätzchen und nahm es auf den Arm.

„Was unterstehst du dich!“ rief Dmytrucha. „Los, gib sofort den bengalischen Tiger her!“

„Ich g-geb's nicht!“ sagte Schlaks halblaut, mit einem mürrischen Blick auf Dmytrucha. „Es t-tut ihm doch weh!“

Mit seinen langen, mit Tinte beschmierten Armen, die aus der viel zu kurzen Jacke herausragten, drückte er das Kätzchen liebevoll und behutsam an seine Brust.

„Sofort gibst du den Tiger her, du stotternde Schießbudenfigur!“ zischte nun schon wütend Dmytrucha und ergriff das Kätzchen am Schwanz. Der „bengalische Tiger“ miaute heiser, kaum hörbar.

Und da geschah etwas Unerwartetes.

Mit zwei Fingern packte Schlaks Dmytrucha an der Nase und drückte sie so fest zusammen, daß der einen Schrei ausstieß.

Dann ließ er behutsam das Kätzchen herunter, nahm Dmytrucha mit einem raschen Griff die Pistole weg und schleuderte sie aufs Scheunendach.

Aber das war noch nicht alles. Nun packte Schlaks Dmytrucha am Schlafittchen, hob ihn hoch, daß dieser zusammenzuckte und hilflos mit den Beinen baumelte, und schleppte ihn zu einer Pfütze unter der Dachrinne. Dort legte er ihn mit dem Gesicht nach unten auf die Erde, faßte ihn mit einer Hand am Schopf und tauchte ihn mit der Nase in die Pfütze und sagte:

„Der letzte Paragraph der Schülerregeln lautet: ‚Schütz die Natur!‘ Und was tust du? So antworte doch! Wirst d-du noch einmal die Tiere quälen?“

Die Jungen sahen schweigend zu.

Nur Spassokukozky und Kujukewyzky kicherten, wechselten dann einen flüchtigen Blick miteinander und verstummten plötzlich.

Schlaks tunkte ein zweites Mal Dmytruchas Nase ins Wasser und wiederholte:

„So sa-sag doch endlich – hörst du d-damit auf?“

Dmytrucha wollte wohl etwas erwidern, prustete aber nur Blasen in die Pfütze.

„L-laß mich! L-laß mich doch los! Ich w-werde es nie wieder tun! L-laß mich frei!“

Und Schlaks ließ ihn sogleich los.

Da läutete es auch schon zur Stunde, und die Jungen drehten sich, ohne ein Wort zu sagen, um und rannten zum Schulgebäude hinüber.

Als letzter lief Schlaks, tolpatschig wie ein Bär, mit halb eingeknickten Knien, mit der Rechten rückwärts rudern.

Ihor Dmytrucha, der Kapitän der Fußballmannschaft, Anführer und Häuptling aber kauerte noch immer vor der Pfütze unter der Dachrinne und weinte bitterlich.

Man hätte beinahe glauben können, daß er diese Pfütze voll geweint hätte...

*Aus dem Ukrainischen
von IWAN SOIKO*

BERISKA

I

Marijka ist die stillste in der Klasse. Als ob es sie in der Klasse unter den Schülern nicht gäbe, sitzt sie hinten immer mäuschenstill, unauffällig. Man scheint sich ihrer nur zu erinnern, wenn der Lehrer sie aufruft:

„Maria Beriska, an die Tafel.“

Dann geht sie leise durch die Bankreihen, mit gesenktem Kopf, ohne aufzublicken, denn ehe man sich versehen hat, da hat schon ein Junge ihr ein Bein gestellt oder ein anderer sie am Kleid gezupft. Vorn an der Tafel steht sie: groß, schlank, blond, blauäugig, in weißer Schürze – tatsächlich, eine junge Birke* – und wartet. Erst, wenn der Lehrer ihr die Textaufgabe vorgelesen hat, schreibt sie die Proportionen an die Tafel, denkt eine Zeitlang nach und findet schweigend die Lösung.

„Erkläre, wie du die Lösung herausgefunden hast“, fordert sie der Lehrer auf.

Maria erklärt es. Dabei ist ihre Stimme kaum zu hören, so leise spricht sie, als ob sie vor etwas Angst habe, und ihr Gesicht ist scharlachrot – es ist schwer zu sagen, ob vor Scham oder vor Aufregung.

„Setz dich, Beriska“, sagt der Lehrer, und lautlos schlüpft sie vorsichtig durch die Bankreihen auf ihren Platz. Eine Minute später haben alle Maria Beriska wieder vergessen, als ob sie nicht in ihre Klasse ginge.

In der Pause steht sie einsam und verlassen in irgendeiner Ecke, blinzelt verstohlen aus ihren blauen Äuglein, während die Jungen im Hof herumjagen, die Mädchen schwatzen oder Blindekuh spielen, oder ihre Geheimnisse einander verraten.

* Hier ist eine Anspielung auf den Familiennamen des Mädchens; Beriska heißt ukrainisch „Birke“.

„Warum ist keine von euch mit Beriska befreundet?“ fragte einmal die Pionierleiterin die Mädchen.

„Ach, die ist doch so ... so schüchtern“, platzte Ljusjka Smyk heraus. „Der muß man doch jedes Wort aus der Nase ziehen. Mit ihr stirbt man vor Langeweile!“

„Meiner Meinung nach ist Marijka ein gutes Mädchen“, entgegnete die Pionierleiterin.

„Aber ich sag doch gar nicht, daß sie schlecht ist. Sie ist bloß ... viel zu still, so friedfertig“, wiederholte Ljusjka immer ein und dasselbe.

Marijka aber machte sich indessen keine großen Gedanken darüber, ob sie eine Freundin hatte oder nicht. Ihre Freunde waren einstweilen die Bücher, der Kater Murko, die Blumen im Garten und die Puppen im halbdunklen Korridor.

II

Eines Tages aber sprach Ljusjka Smyk Beriska an.

„Sag mal, Beriska, warum bist du immer so allein? Willst du denn mit niemandem Freundschaft schließen?“

Voller Erstaunen blickte Maria die Schulkameradin an. Ihre Augen waren beredter als Worte: „Wozu fragst du mich danach?“

„Sag doch, Beriska, möchtest du eine richtige Freundin haben?“

Maria errötete, ließ schuldbewußt den Kopf sinken und flüsterte kaum hörbar:

„Ja, furchtbar gern.“

„Und warum gehst du dann allen aus dem Wege?“

Beriska schaute Ljusjka ängstlich an:

„Nein, ich weiche euch nicht aus ... Aber was soll ich tun, wenn man mich an den Haaren zieht und darüber lacht ...“

„Willst du meine Freundin werden?“

„Ja, ich möchte ...“, kam es fast lautlos über ihre Lippen.

„Schon gut“, sagte Ljusjka etwas überheblich. „Ich werde deine Freundin sein, aber du hast mir in allem zu gehorchen, alles so zu machen, wie ich es sage. Dann wagen

die Jungen auch nicht mehr, dir ein Bein zu stellen, und die Mädchen nicht, dich an den Haaren zu zupfen.“

„Ich bin einverstanden“, willigte Beriska ohne Bedenken ein.

„Setz dich zu mir“, gebot sogleich Ljusjka. Beriska war übergücklich – ja, das glücklichste Mädchen in der Klasse: Endlich hatte sie eine Freundin. Sie selbst hatte ihr, Maria Beriska, die Freundschaft angeboten. Und was für eine Freundin hatte sie gefunden! Ljusjka Smyk, die nicht nur unter den Mädchen der Klasse Autorität hatte, sondern auch von den Jungen gefürchtet wurde. Beriska konnte im Unterricht kaum folgen, sie hörte fast nichts von dem, was der Lehrer erklärte.

Immer wieder sah sie verstohlen, mit verliebten Augen zu ihrer neuen Banknachbarin hinüber, und ihr kleines Herz pochte dabei so aufgeregt und so seltsam ...

In der Pause sagte Ljusjka zu den Mädchen:

„Das ist mir 'ne schöne Freundschaft ... Dieses Anstarren, diese schmach tenden Blicke ... ‚Du solltest dich mit Beriska anfreunden‘“, ahmte sie die Pionierleiterin nach, „was Besseres ist der wohl nicht eingefallen.“

Die Mädchen brachen in schallendes Gelächter aus.

„Aber nun hört mal her“, ermahnte Ljusjka streng die Mädchen. „Beriska steht unter meinem Schutz, ich lasse es nicht zu, daß sie von jemandem gekränkt wird oder daß man ihr Unrecht tut, damit ihr es wißt. So, und jetzt warne ich noch die Jungen.“

Damit läuft sie schon auf den Schulhof hinaus zu den Jungen. Die Mädchen wechseln nur erstaunte Blicke miteinander. Sie verstehen gar nichts mehr.

III

„Ich will keine gewöhnliche Freundschaft“, sagte einmal Ljusjka. „Die ganze Schule ... jeder ohne Ausnahme muß von unserer Freundschaft erfahren, hast du gehört?“

Beriska sah die Freundin voller Begeisterung an. Sie wagte nicht einmal zu atmen, um jene wunderschönen Worte der Freundin auszukosten.

„Wir müssen etwas Außergewöhnliches vollbringen...“ Ljusjka runzelte die Stirn, dachte angestrengt nach. „Etwas Heroisches... verstehst du, damit alle von uns sprechen. Klar?“

„Ich helfe dir gern in Ukrainisch“, versprach Beriska. „Und du wirst keine Dreien mehr bekommen.“

Darauf murrte Ljusjka nur unzufrieden. Dieser Vorschlag entsprach ganz und gar nicht ihrem Geschmack.

„Was meinst du mit den Dreien? Wenn ich will, kriege ich nur Einsen. Ich finde nichts Heroisches daran.“

„Ich habe eine Idee“, ging Beriska ein Licht auf. „Wir können im Schulgarten etwas züchten.“

Ljusjka verzog nur das Gesicht. Und da lernte sie auf einmal Beriska von einer anderen Seite kennen, wie sie bisher niemand gekannt hatte.

„Wieso ist das nichts Heroisches? Hat man Marko Oserny etwa nicht für seine gezüchtete Maissorte den Titel ‚Held der sozialistischen Arbeit‘ verliehen? Und Stepanyda Wyschtak, wurde sie etwa nicht für ihre Zuckerrüben mit zwei ‚Goldenen Sternen‘ ausgezeichnet? Meine Mutter erhielt sogar den Leninorden für ihre Kartoffeln, direkt in Kiew...“

Ljusjka sperrte Mund und Nase auf. In ihren Augen jedoch lag nicht so viel Begeisterung wie maßloses Staunen. Ihr Blick schien zu sagen: ‚Sieh mal einer an, die kann sich ja richtig für etwas begeistern! Anscheinend versteht sie auch etwas von diesen Dingen.‘

„Er ist eben Oserny, wer kann sich schon mit ihm messen“, erwiderte endlich Ljusjka mit einem Seufzer. „Auch an Stepanyda Wyschtak kommt niemand heran. Was können wir schon ausrichten?“

„Wir?“ Beriskas Äuglein blitzten auf. „Voriges Jahr habe ich in meinem Gemüsegarten so großen Mais gezüchtet, daß mein Vati meinte, so ein Mais würde sogar einem Erwachsenen alle Ehre machen.“

In Ljusjkas Augen tauchten lebhaft sprühende Fünkchen auf.

„Weißt du was, Beriska? Wir bauen beide auf unserem Versuchsfeld im Schulgarten Mais an. Einverstanden?“

„Ja.“

„Aber keinen gewöhnlichen Mais. Wir müssen unbedingt das beste Saatgut auftreiben.“

„Wir schreiben einen Brief an Oserny“, flüsterte Marijka werbend. „Er schickt uns ganz bestimmt Saatgut.“

„Großartig!“ Ljusjka klatschte in die Hände. „Am besten ist, du schreibst heute noch den Brief, morgen unterschreiben wir ihn und schicken ihn ab.“

IV

Beriska setzte den Brief selber auf, kaufte Briefumschlag und Briefmarke, schrieb auch die Adresse auf den Umschlag, doch die Antwort war an Ljusjka gerichtet. Neben dem Brief von Marko Oserny enthielt der Umschlag ein Dutzend Maiskörner bester Qualität. Im Brief gab Marko Oserny einige Anweisungen an die jungen Naturforscher, wie sie am besten den Mais anbauen sollten.

Einige Tage lief Ljusjka mit dem Brief und dem Saatgut herum, prahlte vor allen Schülern.

„Die Maiskörner hat mir Oserny persönlich geschickt. Wir wollen mit Beriska einen neuen Rekord aufstellen.“

Und erst, nachdem sie es selbst satt hatte, überall mit den Körnern anzugeben, überall herumzuzeigen, gab sie das Saatgut an Beriska weiter. Diese nahm die goldenen Körnchen freudig in Empfang. Die ganze Zeit hatte Marijka, als Ljusjka mit dem Saatgut herumprahlte, geschwiegen, obwohl sie ein bißchen besorgt war. Sie fürchtete, die Freundin könnte die wertvollen Körner irgendwo verlieren. Ljusjka hatte tatsächlich schon einige verloren. Als Beriska den Verlust entdeckte, seufzte sie nur, sagte aber kein Wort.

V

Die Zeit der Arbeit auf dem Schulfeld kam heran. Die jungen Naturforscher wirtschafteten im Gemüsegarten herum. Einige steckten Kartoffeln, andere legten Gurken- und Mohrrübenbeete an. Ljusjka brannte schon darauf, Mais anzubauen.

„Worauf warten wir eigentlich noch?“ fragte sie ungeduldig. „Alle säen etwas, bauen etwas an – warum sollen wir es nicht auch versuchen?“

„Nein, es ist noch viel zu früh“, widersprach ihr Marijka besonnen und schaute dabei die Freundin mit ihren sanften Augen an.

„Bei dir darf man aber auch rein gar nichts. Und das nennt sich Freundschaft!“

„Aber es ist wirklich noch nicht an der Zeit, Mais anzubauen. Erst muß sich die Erde erwärmen. Schau mal, ich habe das Thermometer in die Erde gesteckt. Es ist noch zu kalt. Angebaut wird erst bei 10 bis 12 Grad Wärme. Du hast doch Osernys Empfehlungen und Ratsschläge gelesen?“

„Mach, wie du willst“, warf Ljusjka gereizt und unzufrieden ein. „Mir ist es egal. Aber eins merke dir, später habe ich kaum Zeit.“

Und wirklich: Ljusjka hatte fast nie Zeit. Als das Maisbeet umgegraben werden mußte, hatte ihre Kusine Geburtstag, und natürlich verbrachte sie den ganzen lieben Tag bei ihr. Und als endlich der Tag kam, da die Maiskörner ausgesät werden konnten, hatte Ljusjka eine Einladung zum Angeln. Angeln aber, das ist wohl allgemein bekannt, macht viel mehr Spaß, als Mais anzubauen.

So mußte Beriska alles allein aussäen. Am nächsten Tag jedoch inspizierte Ljusjka ihre Arbeit und war zufrieden.

VI

Beriska hatte mit dem Mais viel Arbeit und Scherereien. Kaum begannen die Körnchen zu keimen, da fielen die Saatkrähen über das Beet her. Marijka wußte aber, daß die Saatkrähen die ärgsten Maisfeinde sind, und sie war wachsam.

Sie stellte auf ihrem Beet eine Vogelscheuche auf. Aber auch das erschien ihr nicht sicher genug.

Da beschloß sie, ihren treuen Freund Sirko zur Mithilfe heranzuziehen. Sie band den Hund an einem Baum neben

dem Beet fest und befahl ihm, das Beet zu bewachen. Sogar nachts blieb er draußen. Bald wagte sich keine Krähe mehr, sich auch nur dem Maisbeet zu nähern.

Endlich sprossen zarte grüne Keime hervor. Beriska hüpfte das Herz vor Freude. Sogar Ljusjka sprach einige Tage lang von nichts anderem als von dem Mais. Sie zeigte allen Jungen und Mädchen ihr Beet und sagte dabei: „Seht mal, wie gut unser Mais steht. Eine Ernte werden wir einbringen, nicht schlechter als bei Marko Oserny!“

VII

Es war an der Zeit, den Mais zu jäten.

„Jäte das Beet selber aus“, redete sich Ljusjka wieder heraus. „Ich würde dir gern helfen, aber meine Mutter ist krank. Ich muß heute das Mittagessen kochen.“

„Oh, ich kann dir dabei helfen“, erbot sich sofort Beriska. „Ich kann Borstsch und Brei zubereiten.“

„Ja, aber bei uns zu Hause wird weder Borstsch noch Brei gegessen“, wandte Ljusjka ein, nachdem sie eine Weile überlegt hatte. „Ich werde ... ein Omelett kochen. Weißt du eigentlich, was das ist?“

„Aber wird denn Omelett gekocht?“

„Was du dir unter einem Omelett vorstellst, ist doch kein Omelett! Dieses Omelett wird einen halben Tag gedämpft und erst dann gekocht. Jäte du lieber das Beet aus, und ich bleibe schon beim Omelett.“

„Wie du willst“, erwiderte bereitwillig Beriska.

Den ganzen Tag mühte sich Marijka auf dem Maisfeld ab, während Ljusjka mit ihrer Kusine im Fluß badete. Wie konnte Ljusjka auch das wohltuende Flußbad gegen die langweilige Gartenarbeit eintauschen!

VIII

Damit begann es.

„Ljusjka, wir müssen den Mais gießen“, sagte Marijka.

„Was du dir immer ausdenkst, Beriska“, entgegnete darauf ärgerlich Ljusjka. „Der Mais ist doch wie ein

Wald, und du willst ihn gießen. Er wächst schon von selbst, wenn er will.“

Doch Beriska goß fleißig den Mais.

„Ljusjka, wir müssen den Mais bestäuben, um einen höheren Ernteertrag zu erzielen“, erklärte Beriska der Freundin.

„Pah! Als ob ich nichts anderes zu tun hätte! Soll er sich meinetwegen selbst bestäuben, wenn er will.“ Und schon war Ljusjka fort, um sich den neuen Film anzusehen.

Beriska bestäubte allein den Mais.

„Der Mais braucht Kunstdünger“, sorgte sich Beriska.

„Laß mich mit deinem Mais zufrieden, mir steht jetzt wahrhaftig nicht der Sinn danach“, antwortete ungehalten die stets so beschäftigte Ljusjka. „Dünge ihn selber.“

„Ljusjka, wir müssen den Mais beschneiden“, drängte Marijka.

„Wozu denn das noch?“ fragte Ljusjka erstaunt.

„Das Beschneiden beschleunigt das Reifen, und wir bekommen eine höhere Ernte“, erläuterte ihr Beriska.

„Er reift auch so, es ist wohl noch genug Zeit dafür“, warf Ljusjka lässig hin und ging zum Fluß, um Krebse unter den Steinen zu fangen.

Und Beriska machte auch diese Arbeit wieder allein. Die ganze Zeit sorgte sie sich um den Mais.

IX

Endlich kam die Erntezeit heran. Zum Versuchsfeld kamen der Schulleiter, der Biologielehrer und die Pionierleiterin.

Marijka und Ljusjka gingen schon in die siebente Klasse, alle Schüler ihrer Klasse halfen ihnen bei der Maisernte. Die riesigen goldenen Maiskolben wurden behutsam in die Körbe gelegt, in den Vorratsraum geschafft und gewogen.

Der Schulleiter persönlich gratulierte Beriska zu ihrem Erfolg.

„Eine großartige Leistung, Marijka! Du hast solch eine

hohe Ernte erzielt, daß du es verdienst, an der Unionsausstellung der Errungenschaften der Volkswirtschaft teilzunehmen.“

Beriska senkte den Kopf, schaute auf die Erde und schniefte nur glücklich durchs Näschen.

„Wir haben uns beide große Mühe gegeben“, ließ sich da Ljusjkas Stimme vernehmen, und die ganze Klasse schaute erstaunt zu ihr hinüber.

„Hast du wirklich mit Smyk auf dem Feld gearbeitet, Beriska?“ fragte verwundert der Biologielehrer.

Beriska schwieg. In ihr kämpften zwei Gefühle: Sie wollte einerseits ihre Freundin nicht kränken und verraten, andererseits aber konnte sie nicht lügen.

„Wir haben zu zweit gearbeitet“, sagte Ljusjka beleidigt. „Warum sagst du nichts, Beriska?“

Beriska senkte den Kopf noch tiefer, wankte leicht, wie unter der Berührung eines kalten Windhauches.

„Das werden wir gleich haben“, sagte der Lehrer. „Sag mal, Smyk, ist der Mais eine ein- oder zweihäusige Pflanze?“

„Wie soll ich das verstehen, ein- oder zweihäusig?“ fragte verständnislos Ljusjka. „Er kann ein- und vielhäusig sein. Neben jedem Haus kann Mais wachsen. Man muß nur tüchtig arbeiten.“

Die Schüler mußten laut lachen. Beriska wurde glühend rot, sie schämte sich für ihre Freundin.

„Und bei welcher Temperatur werden die Maiskörner aufbewahrt?“ setzte der Lehrer das Verhör fort.

„Das weiß ich nicht. Fragen Sie doch Beriska.“

„Dann wird wohl auch Beriska ganz allein den Mais angebaut haben?“

„Wir haben mit ihr zusammen die Verpflichtung übernommen. Und ich habe mich extra mit ihr angefreundet. Sie haben doch selber gesagt, Walentyna Hnatiwna, daß ich mich mit ihr befreunden soll“, wandte sich Ljusjka ohne weiteres an die Pionierleiterin.

Beriska war bei diesen Worten wie unter einem Peitschenhieb zusammgezuckt. Für einen Augenblick vergaß sie sogar, wie sehr sie sich für die Freundin schämte,

und blickte mit großen Augen Ljusjka an. Ljusjka schaute der Pionierleiterin frech in die Augen.

Nun verstand Marijka alles: Es war keine Freundschaft gewesen, sondern nur eine Verpflichtung; Ljusjka hatte sie getäuscht, betrogen.

Heiße Tränen schossen ihr in die Augen. Sie schlug jäh die Hände vors Gesicht und rannte aus der Schule.

„Na, seht ihr, wie sie rennt und sich verdrückt“, rief Ljusjka und zeigte triumphierend mit dem Finger auf Beriska. „Sie schämt sich, offen die Wahrheit ins Gesicht gesagt zu bekommen.“

„Du solltest dich selber schämen“, empörte sich ein Schüler. Und da war die Stille wie weggefegt. Die Schüler lärmten, diskutierten laut, schrien und überschütteten Beriskas „Freundin“ mit Vorwürfen.

X

Am nächsten Tag betrat Beriska als letzte die Klasse. Sie schämte sich, ihren Klassenkameraden in die Augen zu sehen.

„Beriska, Beriska ist da!“ begrüßten sie freudig ihre Klassenkameraden.

„Nimm schnell Platz, Marijka, gleich kommt der Lehrer“, riefen ihr die Jungen kameradschaftlich zu.

„Komm, setz dich zu mir, zu mir!“ baten die Mädchen, sich gegenseitig unterbrechend.

Vor Erstaunen und Überraschung blieb Beriska an der Tür stehen. Dann ging sie schnell durch die Bankreihen und setzte sich auf ihren alten Platz neben Ljusjka, die Freundin fragend anschauend. Und Ljusjka schien unter ihrem Blick zu vergehen, immer kleiner zu werden, so schämte sie sich, so unangenehm war ihr das jetzt.

„Sei nicht böse, Beriska“, flüsterte sie am Ende der Stunde. „Ab heute will ich dir eine echte Freundin sein...“

Und Beriska lachte nur mit ihren tiefen, blauen, zärtlichen Augen die Freundin an.

DIE STIMME DER KLEINEN BINCH

Solch eine Verschwörung! So was Unerhörtes! Es wäre mir nie eingefallen, daß meine Freundinnen dessen fähig sind. Deren Schuld ist es, daß man mir heute ein Ungenügend ins Klassenbuch geschmiert hat, ein Ungenügend in Botanik. Aber ehrlich gesagt, bin auch ich ein wenig schuld daran. Hockte ich doch gestern bis zwölf in der Nacht vor dem Fernseher. Als ich an die Tafel gerufen wurde, verspürte ich nicht die geringste Angst. Ich habe, müßt ihr wissen, ein sehr feines Gehör und einen ziemlich guten Orientierungssinn. Wenn man mir leise flüsternd vorsagt, sei es sogar aus der letzten Bank, höre ich's ausgezeichnet und begreife sofort, worum es sich handelt. Katja und Olja, meine besten Freundinnen, sitzen in der ersten Bank. Wie sollte ich mich nicht auf sie verlassen!

Ich ging also frohgemut an die Tafel und schaute seelenruhig, ja sogar ein wenig nachsichtig auf Maja Petriwna, so, als wollte ich zeigen, daß mich nichts in Furcht versetzen könnte. Majotschka (so nennen wir die Lehrerin), Sie können mir glauben, den Hals zieh ich rechtzeitig aus der Schlinge. Keine Sorge, bitte.

Da sagte die Lehrerin:

„Teile die Blütenpflanzen in Gruppen ein.“

„Die Blütenpflanzen“, begann ich gutgelaunt und winkte meinen Freundinnen mit den Augen zu, gab ihnen sozusagen ein Signal.

„Die Blütenpflanzen werden in zwei Klassen eingeteilt“, flüsterte Olja mir rasch zu.

Ich erlauschte natürlich sogleich ihr Geflüster und wiederholte es haargenau. Die Hauptsache ist der Anfang, nachher geht es schon wie von selbst. Allein was sah

ich? Katja warf der Olja einen zornigen Blick zu und schloß ihr noch obendrein den Mund mit der Hand.

Ich war außer mir und konnte gar nicht begreifen, was hier vorging.

„Setz bitte fort!“ kam es ruhig von Majotschkas (also von Maja Petriwnas) Lippen. „Warum schweigst du denn? Ich höre doch.“

Mit einem tiefen Seufzer sagte ich:

„Zwei Klassen ...“

„Aber was für Klassen?“

„Sagte ich es denn nicht? Alle Blütenpflanzen werden in zwei Klassen eingeteilt. In zwei Klassen werden die Blütenpflanzen eingeteilt.“

„Varianten ein und desselben Themas. Setz dich. Ungenügend.“ Unerschütterlich und ruhig kamen diese Worte von ihren Lippen.

Selbstvergessen, voller Zorn setzte ich mich auf meinen Platz. Ich konnte kaum die Pause abwarten. Als es klingelte, ging ich auf Katherina zu:

„Wie ist das zu verstehen?“ fragte ich. „So etwas ist doch noch nie dagewesen! Selber nicht vorsagen und dazu noch Olja mit der Hand den Mund schließen.“

„Du fragst? Nun gut, ich antworte.“ (In der letzten Zeit führt Katja diese Phrase ständig im Munde. Was man ihr auch sagt, bekommt man stets diese Antwort zu hören: „Du fragst? Nun gut, ich antworte.“) „Warum verläßt du dich auf das Vorsagen? Das Aufgegebene hat man selber zu lernen.“

Pfui! Was ist da noch viel zu reden! So was auch nur anzuhören ist ekelhaft, widerlich.

Und Olja, dieses willenlose Geschöpf, das der Katja gänzlich verfallen ist, das ihr alles nachäfft, das gar keine Meinung hat und mit allem, was Katja tut und spricht, einverstanden ist, diese Olja weiß nur eines: „Ja, Kathrinchen! Wie du sagst, nicht anders!“ Sie hat sogar ein Liedchen dafür:

„Wie herrlich hören sich
Die Märchen an,
Doch schöner ist's, wenn ich

Beantworten kann
Die mir gestellten Fragen,
Und niemand braucht
Mir vorzusagen.“

„Ausgezeichnet!“ fiel ich über sie her. „Aber das ist für Säuglinge gut, nicht für Schülerinnen der sechsten Klasse. Edle, normale Menschen müssen einander vorsagen.“

„Du möchtest gerne die Kastanien von anderen aus dem Feuer holen lassen.“

„Um Himmels willen, schrei doch nicht so laut! Ich liebe keine Skandale! Fuchtle mir bitte nicht mit den Händen vor der Nase herum!“ zischte ich durch die Zähne.

„Ich schrei ja nicht“, erwiderte Kathrin, „ich wünsche dir in etwas höherem Tonfall nur Gutes.“

Ist euch je so was zu Ohren gekommen? Meine Nerven hielten es nicht mehr aus. Ich drehte der Katja den Rücken zu, stand ein wenig herum, dann ging ich stolz erhobenen Hauptes und nicht übereilten Schrittes meiner Wege.

Nach Hause kam ich natürlich gedrückt, allein, und miserabel gelaunt. „Nun ist alles hin, solch eine Freundschaft brauch ich nicht!“ Das war mein fester Entschluß. Man kann auch ohne Freundinnen auskommen. Seitdem Katja zur Vorsitzenden der Pioniergruppe gewählt wurde, ist sie über die Maßen selbstbewußt. Klassenbeste zu sein, genügt ihr nicht mehr. Was die Olja betrifft, so bekam sie ganz plötzlich eine unerwartet schöne Stimme und beschloß, Gesangstunden zu nehmen. Ich kann ja ohne euch beiden nicht auskommen, nicht wahr? Als Protest gegen euch werde ich Sambo-Kampf erlernen.

Wir wohnen in einem Hochhaus, im vierzehnten Stock. Das ist wirklich ein Glück.

Ich fuhr mit dem Lift hinauf. Kaum war ich über die Schwelle getreten, da klingelte das Telefon. Rasch nahm ich den Hörer ab, und was hörte ich? Gesang, lauten Gesang. Klar: Olja hat doch ein Tonbandgerät. Nun hört sie ihren Liebling Dean Reed singen. Dean Reed hat sie ganz verrückt gemacht. Als er auf seiner

Gastspielreise in Kiew war, besuchte sie alle seine Konzerte, verliebte sich in ihn bis über die Ohren, und als sie hörte, daß er mit irgendeiner Schönheit namens Patrizia verheiratet sei, wurde sie eifersüchtig.

„Hör mal!“ donnerte ich sie durch Telefon an, „dein Dean und deine Patrizia hängen mir schon zum Halse raus. Übrigens bist du doch eine dreckige Verräterin.“

„Lessenjka“, schluchzte Olja auf, „ich bin wirklich nicht schuld. Die Katja hat mich einfach hypnotisiert. Du kennst ja ihre furchtbaren Augen.“

„Good-bye!“ erwiderte ich und legte den Hörer auf.

Wir haben eine Dreizimmerwohnung. Eins, das größte natürlich, ist für den Papa und die Mama, das zweite für den Opa und die Oma, das kleinste für mich.

Meine Eltern sind Geologen von Beruf. Seit drei Monaten sind sie mit einer Expedition von zu Hause weg. Opa und Oma sind bei der Arbeit.

Die Tür des Aufzugs wurde zugeschlagen. An mein Ohr drang der mir bekannte Aufschlag eines Stockes. Der Opa war's. Ich hörte ihn eintreten, Mantel und Hut ablegen, und eilte ihm entgegen. Nun folgten die drei obligatorischen Fragen: „Wie geht's, Fliege?“ (‚Fliege‘, das bin ich.) „Hat die Oma angerufen? Sind Briefe von der Mutter eingetroffen?“

Meine Antworten klangen so, als lese ich sie von einem Blatt ab: „Wie es mir geht? Danke, ausgezeichnet.“ (Mein Ungenügend übergang ich momentan mit Schweigen. Wie sagt doch der Weise: ‚Alles zu seiner Zeit‘.) „Die Oma hat nicht angerufen. Briefe sind nicht eingetroffen.“

Ich setzte dem Opa das Essen vor, und er erzählte mir indessen, was für einen wunderbaren Vortrag er heute gehört hat. Er arbeitet nämlich im Offiziersklub als Veranstalter von Vorträgen und Konzerten.

Er streichelte mir das Haar und fragte plötzlich:

„Was gib't's in der Schule?“

Der arme Opa, er kann weder meine Augen sehen, noch einen Blick in mein Schülertagebuch werfen. Er ist blind. Allein, er erkennt an dem Klang meiner Stimme,

wenn etwas nicht in Ordnung ist. So wiederholte er seine Frage mit einer gewissen Unruhe:

„Nun, was gibt's in der Schule?“

„In der Schule? Na ja, im allgemeinen ...“ brummte ich verlegen, aber ganz unerwartet ertönte die Klingel. Rasch öffnete ich die Tür. Auf der Schwelle standen ... ratet: ... wer? Meine Freundinnen Katja und Olja! Beide mit einemmal. Sie stehen und lächeln mit einer Miene, als wäre nichts geschehen, als ob wir uns vor ungefähr einer Stunde nicht gezankt hätten.

„Chao an!“ grüßte Katja, und Olja wiederholte:

„Chao an!“

„Chao an!“ antwortete ich erfreut und umarmte beide.

Diese vietnamesischen Worte bedeuten „Grüß Gott!“ Ja, aber ich habe doch vergessen, Ihnen zu sagen, daß wir noch eine vierte Freundin haben. Sie lebt am anderen Ende der Welt, einige tausend Kilometer weit von uns entfernt. Sie heißt „Binch“. Wir lieben es, einander in der Muttersprache der kleinen Binch - Vietnamesisch - anzusprechen. Hab eben erst „kleine Binch“ gesagt, aber sie ist schon zwölf Jahre alt, genauso wie wir, und die Bewohner ihres Dorfes halten sie bereits für eine Erwachsene.

Binchs Vater, Kommandeur einer Partisanenabteilung, haben amerikanische Soldaten erschlagen. Von da an mußte die kleine Binch sowohl für ihre kranke Mutter als auch für ihre zwei jüngeren Brüderchen, Uk und Ngok, sorgen.

Binch betreute die Mutter, räumte die Wohnung auf und wusch die Wäsche. Als sich das amerikanische Bataillon „schwarzer Tiger“ ihrer Siedlung näherte, nahm Binch das Gewehr in die Hand und kämpfte zusammen mit den Partisanen gegen die Aggressoren. Nun ist ihre Siedlung befreit. Allein, die Amerikaner haben sich noch lange nicht beruhigt. Sie bombardieren und beschießen fast täglich von ihren Schiffen aus die friedlichen Siedlungen.

Wenn ihr wenigstens einen Blick auf das Foto unserer Binch werfen könnt! Sie sieht wie ein kleines, zartes, achtjähriges Mädchen aus. Ihr langer Zopf reicht bis zum Gürtel. Daß dieser lange Zopf sie nicht stört, ist unbe-

greiflich. Sie hilft doch auch beim Schützengrabenziehen und beim Bau von Luftschutzkellern für die Kleinsten. Wahrlich, wie überhäuft mit Arbeit sie ist!

Wir haben zwei Fotos von Binch. Auf dem einen steht sie neben einem hohen Felsen und trägt einen breitkrepfigen Strohhut. In diesem Felsen ist eine Grotte und in der Grotte die Schule, wo unsere Freundin Binch lernt. Auf dem anderen Foto steht sie in der Nähe ihrer Hütte unter einem hohen Baum mit mächtig ausgebreiteten Ästen. In den Händen hält sie irgendein Musikinstrument. Wie dieses Instrument heißt, weiß ich nicht. Es hat eine Ähnlichkeit mit unserer Balalaika. Neben Binch hocken ihre jüngeren Brüderchen Uk und Ngok, zwei ungemein sympathische Bübchen.

Es ist fast ein Jahr her, seitdem wir mit unserer vietnamesischen Freundin im Briefwechsel stehen.

Ende des zweiten Quartals vorigen Jahres traten wir dem Internationalen Freundschaftsclub bei. Unser Klub wurde vor fünfzehn Jahren gegründet. Er befindet sich im zweiten Stock neben dem Pionierzimmer. Im Pionierzimmer geht es ständig fröhlich zu: Froher Lärm, Trommelschlag, Lachen und Gesang dringen dauernd zu uns herüber. Aber im Klub selbst herrscht feierliche Stille. Auf den Tischen liegen Alben, Ansichtskarten verschiedener Gegenden Europas und Asiens. An den Wänden hängen Landkarten und Spruchbänder, die in verschiedenen Sprachen zum Kampf für den Frieden aufrufen. Es hängen ferner das Bildnis des Helden der Sowjetunion, General Dmytro Mychailowitsch Karbyschew und das Porträt des japanischen Mädchens Sadaki Sasaki.

Sadaki Sasaki! Was für ein zart klingender Name! Versucht doch einmal, diesen Namen leise vor sich herzusagen. Es klingt wie das Geraschel von Seide, nicht wahr? Ihr habt natürlich von dem kleinen japanischen Mädchen aus Hiroshima gehört, das Brandwunden von der amerikanischen Atombombe davontrug. Wahrscheinlich kam euch auch irgend etwas über ihre Papierkraniche zu Ohren.

Unser Dreigespann – Katja, Olja und ich – besucht oft den Klub.

Eines Tages traf aus Südvietnam ein an die Adresse des Klubs gerichteter Brief von der kleinen Binch ein.

Unser vietnamesischer Kamerad, der Medizinstudent Winh, übersetzte den Brief, und man übergab diesen sowie auch Binchs Foto unserem Dreigespann.

Nun, hoffe ich, ist euch klar, warum wir so hochofrenut waren und sogleich unseren nichtsnutzigen Zank vergaßen. Hatten wir doch seit fast zwei Monaten kein Schreiben von unserer Freundin erhalten.

Wir gingen auf mein Zimmer und setzten uns an den Tisch. Katja holte zwei mit scharfsinnig erfundenen Zeichen vollgeschriebene Bogen aus dem Briefumschlag und dazu noch einen dritten Bogen, der die Übersetzung des Briefes enthielt.

Ach, ist das eine Kathrin! Etwas ganz Apartes, etwas besonders Kluges ist sie! Ich gebe euch mein Ehrenwort, das Ehrenwort eines Pioniers, sie, die Kathrin meine ich, ist das klügste Mädchen unserer Schule, vielleicht auch der ganzen Stadt! Übernimmt sie etwas, so führt sie es bis zum glücklichen Ende.

„Wir erhielten zwei Briefe“, sagte Kathrin. „Der eine ist von Binch, der andere ...“

Hier machte sie eine Pause, die Augen abwartend auf mich gerichtet.

„Von ihren Brüderchen Ngok und Uk vielleicht?“ entfuhr es mir.

Katja schüttelte verneinend den Kopf.

„Von ihrer Mutter gar? Laß mich bitte nicht so lange zappeln. Von wem also?“

„Von dem Pionierleiter unserer Binch. Hör bitte aufmerksam zu, ich lese ihn dir vor“, sagte sie mit feierlicher Miene und begann zu lesen:

„Liebe Kinder! Diesen Brief schreibt Euch Pioniergruppenleiter Toai. Ich möchte Euch einiges aus dem Leben Eurer Freundin Binch berichten, denn sie selber ist zu bescheiden und hat Euch in ihren Briefen gewiß sehr wenig von sich erzählt.

Unsere Kinder sammeln die Splitter feindlicher Geschosse und liefern sie dort ab, wo wir die Waffen schmieden. Die meisten Splitter hat Binch gesammelt, viel mehr als all die anderen Jungen und Mädchen.

Unlängst bombardierten uns die Yankees wieder einmal. Sie warfen aus ihren Flugzeugen Kugelbomben ab, die viel Ähnlichkeit mit der Ananas haben. Infolgedessen brach in der Umgebung unserer Siedlung ein wütendes Feuer aus. Auf Veranlassung der kleinen Binch bildeten die Pioniere eine Kette, so daß die ganze Pionierabteilung im Lauf von zehn Minuten auf den Beinen war. Die Kinder kamen mit Eimern, Krügen und Büchsen voll Wasser und löschten rasch die Feuersbrunst. Nun seht Ihr, wie erfinderisch und mutig Eure Freundin Binch ist.

Seid bereit! Auf Wiedersehen! Euer Freund Toai!“

Auf einem anderen Bogen war ein Flugzeug abgebildet. Es fliegt über ein Tal, und aus den Hütten lodern Flammen.

Unter der Zeichnung schrieb Binch folgende Worte: „Die Zeichnung führte mein kleineres Brüderchen Uk aus. Liebe Freundinnen, nach dem Mondkalender feiern wir jetzt das Neue Jahr. Tausend herzliche Grüße und Küsse.

Ich liebe Euch sehr. Eure Binch.“

Einen Füllfederhalter in der Hand, einen Briefbogen vor uns, begannen wir, die Antwort aufzusetzen. Gewöhnlich verfassen Katherina und ich unsere Briefe, Olja wiederholt automatisch unsere Worte und gibt ihre Einwilligung dazu, indem sie dauernd „ach – ja –!“ ruft.

Aber bevor wir zu schreiben begannen, schlug ich folgendes vor:

„Verabreden wir schon jetzt, noch ehe wir zu schreiben beginnen: Kein Wort, keine Silbe über Noten, ja, überhaupt nichts darüber, wie und was wir lernen. Das ist weder interessant noch taugt es zu etwas.“

„Ja!“ willigte Olja sogleich ein, „das ist ganz und gar nicht interessant.“

„Ich jedoch bin der Meinung“, widersprach Katherina,

„das einige Worte darüber unbedingt erwähnt werden müssen.“

„Ja!“ sagte Olja sofort und schüttelte zustimmend mit dem Kopf. „Ja! Das wäre wahrlich nicht schlecht!“

Wir stritten dann ein wenig darüber, wie wir den Brief beginnen sollten, einigten uns aber bald auch in dieser Frage. Wir schrieben, daß es jetzt bei uns Winter sei, daß es in großen, weißen, flauschigen Flocken schneie, und dies sei sehr schön. Der Schnee sei der Watte, der Baumwolle, ja auch den Weichselblüten sehr ähnlich. Wir wußten aber nicht, welcher von diesen Vergleichen der schönste ist.

Diesmal verfiel Olja auf einen glücklichen Gedanken: Speiseeis! Gefrorenes! Der Schnee gleicht dem Speiseeis, ist jedoch nicht so süß wie dieses. Daß war das Richtige, und so schrieben wir auch. Wir schilderten ferner in diesem Brief das Pioniertheater und schrieben paar Worte über die Skiläufer unserer Abteilung, die den Schulwettbewerb gewannen. Außerdem teilten wir mit, daß wir sehr gern ins Kino gehen, daß ...

Da ging die Tür auf. Herein trat der Opa. Inmitten des Zimmers blieb er stehen.

Er erriet sogleich:

„Ein Brief von der kleinen Binch? Und bereits beantwortet?“

„Nicht nur von der kleinen Binch“, sagte Katja. „Wir erhielten auch ein Schreiben vom Pionierleiter.“

„So? Sieh mal einer an!“ Sich neben mir auf den Diwan setzend, sagte er leise: „Äußerst interessant. Was schreit er, dieser Leiter? Zeig mir bitte, Lesja, den Brief.“

„Zeig mir den Brief“ bedeutete: „Lies ihn mir vor.“ Ich las also dem Opa Toais Brief vor. Aufmerksam zuhörend, schüttelte der Opa das blonde Haupt und murmelte so etwas wie: „Prachtmädel“. Dann nahm er den Brief, hielt ihn so vor sich, als wolle er ihn lesen, und schwieg. Meine Freundinnen flüsterten miteinander, und ich ging ans Fenster, schaute dem lautlosen Schneien zu und sah die weißen, sterngleichen Flocken die schwarzen, eingefrorenen Bäume bedecken.

Der Opa legte Toais Brief auf den Tisch und streichelte sanft den Papierbogen, wobei sein Gesicht bald eigentümlich traurig verträumt, bald listig froh wurde; bald lächelte er, bald seufzte er, und ferne Schatten verdunkelten sein Antlitz. Ich sehe deutlich seine grauen Wimpern hinter der schwarzen Brille zucken. Es gibt Minuten, da ich genau weiß, woran der Opa in diesem Moment denkt, was er fühlt. Auch er war einst Pionierleiter. Wann? Wahrscheinlich vor ungefähr fünfundvierzig Jahren. Mein Großmütterchen Olena war zu jener Zeit Pionier. Sie erzählte mir, wie der Opa und sie sich damals angefreundet hatten. Mein Großväterchen Mykola arbeitete seinerzeit im Arsenal als Schmied. Die Olenka von damals besuchte die Schule, die sich in der Nähe des Arsens befand. Die Hände, von der Arbeit noch mit Schmiere bedeckt, die sich nicht abwaschen läßt, den kurzen Lederrock an, kam Mykola zu seinen Pionieren. In der Scheune stand der hölzerne Lord Chamberlain in Zylinder und Frack, das Monokel ins linke Auge geklemmt. Mykola lehrte die Pioniere nach diesem Einglas zu schießen.

Im Winter versammelten sie sich gewöhnlich im Pionierklub, der sich im Keller eines alten Hauses auf der Mykilskasträße befand. Dort erteilten sie den Analphabeten Unterricht in Lesen und Schreiben. Sie gaben auch die Zeitung „Tscherwone Shalo“ (Roter Stachel) heraus. Im Sommer begaben sie sich mit Booten unter der Führung ihres Pionierleiters auf die Truchaniwinsel. Dort schlugen sie ihre Zelte auf, entfachten ein Lagerfeuer und kehrten erst am Abend mit Gesang in die Stadt zurück. Als die alten Weiber mit ihren schwarzen Kopftüchern aus dem Höhlenkloster kamen und die singenden Pioniere erblickten, bekreuzigten sie sich und schimpften: „Verfluchte Antichristen! Gottesstrafe über euch! Seht nur die roten Fetzen um ihren Hals! Pfui Teufel!“

Diese Mykilskasträße heißt heute Sträße des Januaraufstands. Aber die Schule, wo meine Oma einst gelernt hatte, steht an derselben Stelle wie damals. Heute befindet sich dort ein Institut für Verkehrswesen. Der frühere kleine Garten gegenüber der Schule ist in den heu-

tigen „Slawapark“ (Park des Ruhmes) umgewandelt worden.

Jahr für Jahr geht unsere ganze Familie am Neunten Mai, am Siegestag, in diesen Park. Unter den Leuten, die hergekommen sind, um ihr Haupt vor der Asche der gefallenen Helden zu beugen, der Helden, die ihr Leben für die Befreiung Kiews opferten, stehen auch wir und lauschen der leisen Trauermusik.

Ich liebe es, wenn mein Großväterchen und mein Großmütterchen, an die Steinbrüstung gelehnt, hinter der Trauerweiden grünen und tief unten der Dnepr in der Sonne funkelt, ihrer verflissenen Jugend nachhängen.

Hier, an dieser Stelle, hielten sie einst Protestmeetings ab, Protestkundgebungen gegen die Ku-Klux-Klan-Henker, die Neger lynchten, gegen die Tschiang-Kai-schek-Clique, gegen die Hinrichtung von Sacco und Vanzetti.

In Gedanken versunken, saß das Großväterchen über Toais, des Pionierleiters, Brief gebeugt und schien an die Tage seiner Jugend zu denken. Olja und Katja schickten sich an, nach Hause zu gehen. Sie verabschiedeten sich von mir mit den Worten:

„Tjao domti tuk!“

Unser Klub der internationalen Freundschaft bestimmte den achten Februar zum Tag des jungen Antifaschisten. Am feierlichen Forum nahmen viele Gäste teil. Als der Vorsitzende des Klubs, der Schüler der zehnten Klasse Sewa Prochorenko, das Forum eröffnete, zitterte seine Stimme vor Lampenfieber. Dieses Lampenfieber rührte, wie mich dünkt, daher, daß im Präsidium zu seiner Rechten der Begründer unseres Klubs, heute ein Diplomat, saß, der vor einigen Tagen aus New York seine Mutter besuchen kam, und zu seiner Linken eine Schauspielerin, eine blendend schöne Blondine, ebenfalls ein ehemaliges Mitglied unseres Klubs. Apropos: Die schöne Schauspielerin sprach über ihre Amerikareise. In einem der amerikanischen Bundesstaaten war sie Augenzeuge folgenden Falles: Ein Autobus, dessen Fahrgäste Negerkinder waren, wurde von Rassisten mit Steinen und Flaschen beworfen.

Was wurde im Forum behandelt? Vor allem verlas Sewa eine Erklärung an die griechische Regierung. Die Mitglieder unseres Klubs forderten in dieser Erklärung die sofortige Freilassung sämtlicher politischer Häftlinge. Danach las der Vorsitzende der Antifaschistensektion, Wowa Melnyk, den Brief eines gewissen Karl Schrittmacher aus der DDR vor. Dieser Karl Schrittmacher teilte uns mit, daß ein sowjetischer Oberleutnant namens Valentin ihm und seiner Schwester im Jahre neunzehnhundertfünfundvierzig, als in ihrem Dorf eine Feuersbrunst ausgebrochen war, das Leben gerettet hatte. Er schreibt uns ferner, daß der Oberleutnant Valentin ein Kiewer sei, und bittet uns, ihn ausfindig zu machen.

Zum Schluß sangen wir wie immer „Die Glocke von Buchenwald“. Ich stand zwischen Olja und Katja. Beide haben schöne Stimmen, besonders schön singt Olja. Ich selber hab gar keine Stimme. Singen wir aber dieses Lied, bekomme ich plötzlich eine. Etwas zittert in meinem Herzen, und ich möchte weinen. Damit ich aber nicht losheule, drücke ich fest die Hände meiner Freundinnen.

„Menschen aller Welt, verharret in Stille!
Steht und schweigt, steht und lauscht dem ehernen
Gesang!
Über Buchenwald, mit dumpfer Fülle,
Dröhnt der Glocke Klang, dröhnt der Glocke Klang.“

Die Leute im Saale sangen stehend mit. Es sang der Diplomat, der ehemalige Schüler unserer Schule, die schöne Schauspielerin sang, es sangen die Koreaner, Vietnamesen, Polen und Bulgaren, alle unsere Gäste sangen, und in der ersten Reihe wir, die Pioniere. Ganz nahe der Bühne stand die Pionierabteilung 7a. Die Pioniere dieser Abteilung trugen ihre Uniform: grüne Blusen mit Schulterstücken. In ihrer Schulterstücken war der Buchstabe „K“ eingenäht. Der Buchstabe bedeutet „Karbyschewist“.

Die Augen aller Anwesenden waren auf diese Pioniergruppe gerichtet. Höchstwahrscheinlich dachte jetzt jeder von ihnen, genauso wie ich, an Karbyschew. An einem frostigen Wintertag führten ihn die hitlerfaschistischen Kannibalen aus einer Baracke des Konzentrationslagers

Mauthausen in den Hof, rissen ihm die Kleider vom Leibe und begossen aus Schläuchen den nackt Dastehenden mit eiskaltem Wasser. Langsam begann sein Körper zu erfrieren, und bald darauf umhüllte ihn eine dicke Eisdecke.

Nach einigen Tagen erhielt der Klub ein Päckchen aus Vietnam. Die kleine Binch schickte uns wiederum einige Zeichnungen von Uk und eine Schallplatte. Wir legten sie auf und hörten die Stimme unserer vierten Freundin – die Stimme der kleinen Binch. Eine feine, zarte Stimme ist das. Sie klingt wie das Rieseln eines Bergbachs. Daß dieses sehr ferne Bergbachrieseln hier, ganz nah neben uns ertönte, stimmte uns froh, aber auch ein wenig traurig. Das kommt ja nicht selten vor. Unser Freund Winh übersetzte dieses Liedchen.

„Morgen begegne ich dir!
Aber ich kann
Schon heute nicht schlafen;
In den Dschungeln trafen
Sich Mann mit Mann;
Morgen begegne ich dir!
Die Sterne am Himmel funkeln,
Beleuchten den Weg im Dunkeln,
Er führt gradaus zu mir.“

Der Olja gelingt dies Liedchen wunderbar. Ich könnte stundenlang ihrem Singen lauschen. Wenn ich ganz allein bin, singe ich es auch sehr gerne.

Rasch ist der Monat März verflossen, die trüben Tage sind weg. Durchsichtig blau hing der Himmel über der Erde. Der Monat April brachte Wärme und Helligkeit. Zur Schule liefen wir schon in leichten Kleidern, ohne Mäntel, die Pausen verbrachten wir im Schulhof.

Alles ging also gut, bloß gerade vor den Maifeiern verzankten wir uns. Diesmal war das Gezänk wahrhaft ernst. Aber jetzt weiß ich ganz genau: Ich habe einen unerträglichen, einen unmöglichen Charakter. Ich kann jedoch nichts dafür. Warum bin ich so unglücklich ?

In unserer Klasse gibt es ein Mädchen namens Ada Serhijenko. Diese Ada Serhijenko ist eine Vorzugs-

schülerin und eine Schönheit obendrein. Alle Lehrer unserer Klasse verhätscheln sie, man stellt sie uns dauernd als Vorbild hin. Ich kann sie aber nicht ausstehen. Meinen Sie, aus Neid? Nicht die Spur! Egoisten vertragen sich nämlich nicht. Wenn ein Mensch nur sich selber liebt, so fällt das gleich auf. Meiner Meinung nach ist die Ada der Prototyp eines ausgesprochenen Egoisten. Außerdem versteht sie es glänzend, jedermann zum Untertan zu machen, insbesondere die Jungen.

Hier, bitte, das letzte, sozusagen das allerneueste Beispiel dafür. Man beauftragte Ada, eine satirische Wandzeitung herauszugeben. Wir, die Mitschülerinnen, wissen ausgezeichnet, daß Oleh Schylo alles, auch die geringste Kleinigkeit, von A bis Z allein machte. Er schreibt die Artikel, er tippt sie auf der Schreibmaschine, er zeichnet die Karikaturen, und Ada unterzeichnet dann: „Redakteur: Ada Serhijenko.“

Die Englischlehrerin trat ein (sie ist unsere Klassenleiterin) und geriet sofort in Begeisterung:

„Ach, was für eine herrliche Zeitung! Seht nur, wieviel Geschmack darin steckt! Und wie prächtig ausgeführt! Hast du all das allein gemacht, Adachen?“

Adachen senkte bescheiden die Augen und sagte:

„Ja, das Wichtigste hab ich gemacht. Aber ehrlich gesagt, half mir auch der Oleh ein wenig.“

Ich hielt es nicht mehr aus. Zitternd vor Zorn sprach ich laut, damit es alle hören konnten:

„Aber gewiß! Alles hat sie selbst gemacht, das bescheidene Lämmchen.“ Allein, die ganze Geschichte wurde mir so widerwärtig, daß ich mich demonstrativ von der Lehrerin abwandte und, anstatt ihr zuzuhören, leise mit meiner Banknachbarin zu sprechen anfang. Das tat ich natürlich aus Protest. Dann holte ich ein neues, unbeschriebenes Mathe-Heft hervor und zeichnete sorgfältig in jeden Würfel eine kalligraphisch ausgeführte Ziffer. Warum ich das tat? Aus Langeweile.

Plötzlich fragte die Lehrerin:

„Woropai“, (das ist nämlich mein Familienname) „was treibst du denn dort?“

„Ich kämpfe für ein gutes Wissen“, antwortete ich seelenruhig.

Die Lehrerin dachte eine Weile nach und sagte dann ebenfalls in aller Seelenruhe:

„Erstens: Verlaß die Klasse! Witze reißen wirst du im Korridor. Zweitens, bitte ich dich, Katja Petrowa, das Benehmen der Woropai in der nächsten Beratung eurer Pioniergruppe zu besprechen.“

In der bald darauffolgenden Pause wandte sich Katja in offiziellem Ton an mich:

„Hör mal, Woropai, ich muß dich vor die Beratung zitieren.“

Ich zuckte mit den Achseln:

„Was ist los? Warum denn?“

„Nun gut, du fragst, ich antworte: um deine faulen Stückchen zu besprechen, um deine Begabung, die Lehrer zu verhöhnen, zur Sprache zu bringen. Wir sind natürlich Freundinnen, aber als Vorsitzende unserer Pioniergruppe bin ich gezwungen, gerecht und objektiv vorzugehen.“

„Ha-ha-ha!“ platzte ich heraus, „für dich wär's viel besser, zu schweigen und nicht so anzugeben. Du?“ fragte ich, „du willst gerecht und objektiv sein? Wer reißt die besten Rollen der Schauspiele an sich? Du denkst wohl gar, daß man nur mit deinem Gang, mit deiner Haltung Prinzessin spielen darf?“

Katja erbleichte, ihre Lippen zitterten vor Aufregung:

„Ich habe mich schon so in diese Rolle eingelebt“, flüsterte sie.

Und Olja mit ihrem „Jaja!“ war schon bei der Hand:

„Ja!“ rief sie, „die Katja spielt wirklich die Prinzessin-Rolle wunderbar.“

„Schweig lieber“, unterbrach ich sie. „Komm mir nicht mit deinem ‚Jaja!‘“ Irgendein böser Geist scheint Besitz von mir ergriffen zu haben, ich konnte nicht mehr an mich halten: „Was verstehst du denn davon? Hockst in den Stunden herum und malst dir die Lippen mit einem roten Bleistift an. Du glaubst wohl, daß es niemand bemerkt? Haha!“

Hab viel Unnötiges geschwätzt, und nun treib ich mich einer Verdammten gleich allein herum, ohne Freundin, ohne Kameradin. Sie sprechen nicht mit mir, noch schauen sie mich an. Sie sind beleidigt.

Wie es sich später herausstellte, nahmen Papa und Mama an einer Expedition teil, die sich anschickte, irgendwo neue Bohrungen zu machen, und sie werden erst Ende des Sommers zurückkehren. Der Opa und die Oma waren mit Arbeit überhäuft, so daß ich, nachdem ich die Aufgaben gemacht hatte, völlig allein war. Das hat aber nichts zu besagen, denn ich gewöhnte mich an die Einsamkeit und gewann sie sogar lieb.

Unser Balkon ist lang und tief, eine Art Loggia. Könnt ihr euch das Bild vorstellen, wie sich die Stadt am Abend, vom vierzehnten Stock aus gesehen, dem Auge darbietet? Ihr seht: Straßen, Dächer, mit weißen Kirschblüten bedeckte Bäume, und hinter diesen Bäumen der blaue Dnepr, dessen Wellen Jachten, Boote und Kutter tragen, linkerhand flammt golden der Glockenturm des Höhlenklosters, rechts ragen die Hochhäuser auf, in deren Fenstern das Licht angemacht wird. In den Straßen und Parkalleen blitzen bald die abendlichen Lampen auf. Leuchtbänder durchschneiden die Stadt, die Hänge, den Dnepr.— Und all diese Herrlichkeit nimmt mein Auge in sich auf.

Auch heute abend ging ich auf den Balkon hinaus. Nun stehe ich in dieser hohen Helligkeit, die Augen voll von dem Schönen und Wunderschönen und singe leise Binchs Liedchen.

Ich singe und denke an die kleine Binch. Sie lebt, wie es im Märchen heißt, am Ende der Welt. Zwischen uns liegen Länder, Berge erheben sich, Meere erstrecken sich, lärmende, die Zeit vorwärtstreibende Städte, stille Dörfer und Siedlungen. In einer von diesen, in den Dschungeln verlorenen Siedlungen lebt das kleine Mädchen, das nichts von Schnee und Frost weiß, ein Mädchen mit langen Zöpfen und traurigen Augen, ein Mädchen, das schön singen, Schützengräben schanzen und schießen kann.

Ich stelle mir ganz deutlich die zarte Gestalt vor, die, einen breiten Strohhut auf dem Kopf, in Hosen und Sandalen zwischen den Bäumen eines Kokoshaines, über weite Reisfelder rasch dahinschreitet. Wann und wo bietet sich inr eine Gelegenheit, uns Briefe zu schreiben? Am Abend vielleicht, in der Hütte, wenn ihre Mutter und die Brüderchen schlafen? Am Morgen vielleicht, unter jenem Baum mit den weitausladenden Ästen und der mächtigen Krone, neben dem sie fotografiert ist? Was für ein Prachtbaum das doch ist! Die Krone ist wie der Fächer eines Riesen.

Binch, wie heißt dieser Baum?

So in Gedanken versunken, beginne ich, fast unbewußt einen Brief an Binch zu entwerfen. In diesem Brief schildere ich ihr die Kastanienbäume. Recht bald, noch einen, höchstens zwei Tage – und ihre rosaweißen Kerzen flammen lautlos auf.

„Weißt Du, Binch, daß mein Großväterchen das Erblühen dieser Kastanienbäume schon lange nicht mehr sehen kann? Als nämlich unsere Armee die verfluchten Faschisten vor sich hertrieb, irgendwo in der Nähe von Minsk, sprengte er zwei feindliche Panzer und wurde dabei schwer verwundet. Die Ärzte konnten seine Augen nicht retten, und er verlor das Augenlicht.

Vor dem Krieg war er Kunstmaler.

Vieles, sehr viel möchte ich Dir, liebe Binch, an diesem blauen, die Seele aufschließenden Maiabend erzählen. Siehst Du dort drüben, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, die Fensterchen der Holzhütten aufleuchten? Einst war dieser ganze Bezirk eine Dneprinsel. In den Hütten wohnten Fischer. Die ganze Straße riecht noch heute nach Tang und Algen. In Kürze wird man jene Hütten abreißen, und an ihrer Stelle werden sich Hochhäuser erheben. Siehst Du dort jenes rötlichblonde Knäblein gemächlich die Straße entlang gehen? Wart mal, Binch, das ist doch der Ljonja Iwaschtschenko, der Vorsitzende der Pionierabteilung der Karbyschewisten! Ich habe ihn zuerst gar nicht erkannt. Ehrlich gesagt, Binch, gefällt er mir ein wenig. Ich denke schon jetzt daran,

mich in ihn zu verlieben, sobald wir in der siebenten Klasse sind. He - he! Wohin geht er denn eigentlich? Er hat ja unseren Eingang betreten. Merkwürdig!

Es läutet. Ich öffne. Auf der Schwelle steht - (rat mal, wer?) Ljonja. Er sieht ein wenig verwirrt aus. Seine kurzsichtigen Augen schauen, wie mir scheint, erschrocken auf mich.

„Guten Morgen! Verzeih, ich wollte ‚guten Abend‘ sagen. Man beordert dich in den KIF. Dort erwarten dich Katja und Olja. Es ist ein Brief eingetroffen.“

„Von Binch?“ fragte ich hochofrennt, ohne auf Ljonjas Verwirrtheit besonders zu achten, und machte mich sogleich auf den Weg in die Schule. Ich geh nicht, nein, ich fliege. Dabei fragte ich mich selber: Wozu die Aufregung, wenn man zu einem bestimmten Zeitpunkt in den KIF beordert wird?

Die sonderbare Stille im Klub trotz der vielen Anwesenden fiel mir sofort auf. Auf den Bänken der Wände entlang saßen Vietnamesen, die kleinen, braunen Hände auf den Knien. Auch der Winh ist da. Sich wie ganz kleine, erschrockene Kinder an den Händen haltend, standen Olja und Katja in einer Ecke und weinten leise.

Plötzlich begriff ich alles. Ich erhebe die Augen. Neben dem Portrat des Generals Karbyschew hangt das Bildnis unserer Binch. Lächelnd schaut sie zu uns herab, aber der Rahmen des Bildnisses ist mit schwarzem Flor bezogen.

Eine mir bis jetzt völlig unbekannte Beklemmung ergriff mich. Die Kehle war mir wie zugeschnürt. Ich wollte weinen, aber ich sagte mir: Denk an die kleine Binch, an ihren ungewöhnlichen Mut. Trauer und Haß erfüllten gleichzeitig mein Herz. Trauer um jene ferne, liebliche, kleine Freundin, die ich nie mehr sehen werde, Haß gegen ihre blutdürstigen Mörder.

Sewa Prochorenko erzählte mir nachher von Toais Brief, in dem er den Tod unserer Freundin schilderte:

Ein Bündel mit Reis und anderen Nahrungsmitteln auf dem Rücken, hatte sich Binch auf den Weg in den Wald zu den Partisanen gemacht. Sie war der Verbindungsmann

und kannte jeden Weg, jeden Steg, der zu dem Partisanenlager führte. Auf dem Rückweg tauchte plötzlich ein amerikanisches Flugzeug auf und warf Kugelbomben ab. Eine von diesen Bomben tötete Binch. Sie wurde postum zur Auszeichnung mit dem „Orden der Nationalen Front“ vorgeschlagen.

Vom Klub gingen wir, Olja, Katja und ich, zu mir nach Hause. In meinem Zimmer setzten wir uns auf den Diwan, saßen lange fest aneinander geschmiegt und schwiegen. Dann schrieben wir einen Brief an Binchs Mutter und Brüderchen.

Am nächsten Tag war unsere Schule wie umgewandelt, so, als wäre sie keine Schule. Wenn Binchs Mutter all das, was hier vor sich ging, sehen könnte, wäre es vielleicht ein kleiner Trost in ihrem großen Kummer. Über der Tür des Internationalen Freundschaftsklubs hing eine Trauerflagge. Alle Schüler, sogar die Abc-Schützen, wußten, wem die Trauer galt. Jedermann in der Schule war es bekannt, daß jenes vietnamesische, von einer amerikanischen Bombe getötete Mädchen unsere Freundin war.

Ich brauche euch nicht zu schildern, was in einer normalen, ja sogar in einer vorbildlichen Schule in der Pause vorgeht. Die Jungen vollführen sämtliche Sportwettkämpfe mit einem Geschrei und Getöse, das einem das Trommelfell platzen kann. Die Mädchen lachen über jede Dummheit, die sie selber machen oder andere machen sehen, sie jagen sich gegenseitig, dann springen sie über ein Gummiband, das zwei Schülerinnen über einem freien Platz gespannt halten. Dieses Spiel, das sie „Gummihuppen“ nennen, ist bei allen Schülerinnen sehr beliebt. Der Marken- und der Zündholzschachteletikettentausch, das Sich-Zerzanken und das Friedensschließen der Kameradinnen und Freundinnen ruft nicht viel weniger Lärm hervor als alle anderen Spiele. Kurz: Seit eh und je herrscht in den Schulpausen ein Lärm, daß man kaum sein eigenes Wort hört. Meiner Meinung nach ist das gar kein Vergehen, sondern das Natürlichste von der Welt.

Aber heute gleichen die Pausen den Unterrichtsstunden. In allen Stockwerken herrscht eine ungewöhnliche Stille,

im dritten Stock aber, dort wo die Trauerflagge über der Klubtür hängt, ist es ganz besonders still.

Der Pionierappel zum Gedenken Binchs war für den heutigen Abend anberaumt worden. Zu diesem Appel wurden Eltern und Großeltern eingeladen. Waren sie doch selber einmal Pioniere.

Opa Mykola bat meine Oma:

„Führ mich bitte, Pionierleiterin!“ Sie nahm ihn bei der Hand, und sie gingen in die Schule.

Die ganze Pionierabteilung fand sich im Saale ein. Vor allen erschien unsere Pioniergruppe, welcher der Name „Binch“ verliehen wurde. Katherina ergriff das Wort. Sie sagte, daß wir Binch, das heldenmütige vietnamesische Mädchen, das ihr Leben für die Freiheit ihrer Heimat geopfert hatte, nie vergessen werden. Der Name dieses Mädchens, sagte sie, bedeutet Stille, Frieden. Wir werden uns dieses Namens würdig erweisen.

Das ist alles, was ich Ihnen erzählen wollte. Tag für Tag vergeht, heiße Sommertage. Die Kerzen der Kastanienbäume erlöschen, dafür aber flammen auf den Blumenbeeten die Pfingstrosen auf. In den Straßen des Russanower Bezirks riecht es nach frischen Algen und anderen Wasserpflanzen. Wir bereiten uns zu dritt auf die Prüfungen vor. Bald liegen die Prüfungen auch hinter uns. Nun werden wir uns nie, nie mehr zanken. Mich dünkt, daß wir in der letzten Zeit ein wenig erwachsener geworden sind. An den Abenden kamen wir oft bei Olja zusammen. Sie legt eine Platte auf. Das Licht schalten wir nicht ein. Eine an die andere geschmiegt, sitzen wir im Dunkeln und lauschen der zarten Stimme:

„Morgen begegne ich dir!

Aber ich kann

Schon heute nicht schlafen;

In den Dschungeln trafen ...“

Zu dritt fühlen wir uns sehr wohl. Aber nein, wir sind ja nicht bloß drei. Ist ja die Stimme unserer vierten Freundin bei uns, die Stimme der kleinen, zarten Binch.

*Aus dem Ukrainischen
von JONA GRUBER*

CHARITON AUF DEM MARSCHLAND

Schon am ersten Tag des Aufbaus erschien bei uns Chariton. Zuerst fiel uns seine Mutter auf, die Kollektivbäuerin Olga Chomiwna. Sie kam zu uns und sagte: „Zeigt uns bitte, wo und was gemacht werden soll.“

Sie war eine stattliche Frau mit einer solch mächtigen Stimme, daß wir im ersten Augenblick bedauerlicherweise den hinter ihr Stehenden nicht bemerkten. Stellt euch bitte einen Jungen – nein, keinen Jungen, sondern ein frisch gemähtes Heubüschel – vor, das im Frühlingswind wirbelt. Setzt in dieses goldig seidene Büschel zwei Augen vom reinsten Himmelblau und laßt außerdem diese Augen nicht einfach in die weite Welt blicken, sondern gesenkt zu Boden schauen und weder lächeln noch lachen, denn ringsum steht eine Menge Menschen, lauter Unbekannte, lauter fremde Leute.

Als ich dieses Bübchen erblickte, rief ich:

„Lämmchen, was ist denn los mit dir? Wie heißt du, und warum bist du so schlecht gelaunt?“

Da erhob der Junge die Augen und entgegnete:

„Ich heiße Chariton. Ich bin keineswegs schlecht gelaunt: Ich bin hergekommen, um mit der Mutter zusammen zu arbeiten.“

„Arbeiten bist du gekommen?“ rief ich erstaunt. „Du und arbeiten?“

„Was ist denn Besonderes dabei?“ versetzte Chariton. „Alle Menschen arbeiten doch, und ich werde es auch.“

„Alle arbeitenden Menschen“, erwiderte ich, „sind erwachsen, außerdem sind alle ordentlich gekämmt, und du trägst ein Heubüschel auf dem Kopf.“

„Das ist kein Heubüschel“, widersprach Chariton. „Alle nennen es ‚Heubüschel‘. In Wirklichkeit aber habe ich

einen Krauskopf und kann gut Fische fangen. Die anderen Jungen verstehen nichts davon, ich jedoch fange Fische auf jede Art und Weise: mit der Angel, mit einem Netz, Schmerlen fange ich ganz einfach mit einem großen Sack.“

„Das ist sehr gut“, sagte ich, seine seidenen Locken streichelnd. „Du bist also zu uns gekommen, um Fische zu fangen?“

„Der Fischfang hat damit nichts zu tun. Ich will arbeiten, graben – zusammen mit der Mutter. Der Fischfang ist mein Hobby.“

Nun möchte ich einiges über unsere Tätigkeit am Fluß sagen. Im Tal, das an den Fluß anstößt, schaufelten wir Gräben und errichteten eine Pumpstation. Das Tal mußte vor allem entwässert und nachher bewässert werden, denn es war fruchtbar, aber sehr versumpft.

Um den Sumpf zu entwässern, müssen Gräben durch ihn gezogen werden. Das Sumpfwasser fließt in die Gräben ab, und dort, wo Wasser und Schlamm gewesen sind, wird der Boden trocken und eignet sich zum Anlegen von Gemüseärten.

In der Kollektivwirtschaft gab es einen Sumpf, der sich über fünfzig Hektar erstreckte. Im Nachbarkolchos erstreckte sich ein ähnlicher Sumpf über hundert Hektar. In den anderen Kollektivwirtschaften gab es ebenfalls Sümpfe von solchem Ausmaß. Kurzum, an den Fluß stießen einige Kollektivwirtschaften an, über deren Boden sich Sümpfe von dreihundert Hektar erstreckten. Man vergegenwärtige sich nun diese Riesenfläche, auf der nichts gedeiht, die völlig nutzlos daliegt und nur Mücken, Libellen und allerlei Fliegen hervorbringt.

Da versammelten sich die Kollektivbauern dieser Kolchose und besprachen die Sache: „Warum liegt eigentlich dieser Boden brach und ungenutzt da? Wollen wir ihn nicht lieber entwässern und Gemüseärten anlegen?“ Das wurde denn auch tatsächlich beschlossen. Als sie diesen Beschluß gefaßt hatten, lud man aus der Stadt einen Ingenieur, einen Agronomen und verschiedene Techniker ein, und die Arbeit ging flott von den Händen. Allein

die Sache hatte einen Haken: Im Frühling sind die Sümpfe voll Wasser, im Sommer sind sie ganz ausgetrocknet, der Morast wird immer dichter und dichter, und zuletzt wird er steinhart. Wie kann man aber auf solch hartem, ausgetrocknetem Boden Gemüsegärten anlegen? Das ist rein unmöglich, und die Arbeit wäre vergeblich. Um das zu verhindern, mußte der Boden bewässert werden. Eben deshalb faßte man den Beschluß, nicht nur Gräben zu ziehen, sondern auch eine Pumpstation mit dicken Eisenröhren am Ufer des Flusses zu errichten. Das eine Ende des Rohrs läßt man in den Fluß hinab, das andere in den nächstgelegenen Graben. Daraufhin läßt man den Motor an, und das Wasser wird vom Fluß in die Gräben gepumpt. Aus den großen Gräben fließt es in die kleineren. In den kleineren Gräben bringt man Beregnungsanlagen an. Läßt man die Motoren an, so fließt das Wasser durch die Rohre mit einer solchen Kraft aufwärts, daß es sich wie ein Rauschen anhört. Dann fällt es auf die Gemüsegärten, als ob ein Regen niederginge.

Allerlei Maschinen wurden zum Ausheben der Gräben gebracht. Aber die Wände der Gräben mußte man schon mit Schaufeln glätten.

Chariton und seine Mutter kamen also her, um sich an dieser Arbeit zu beteiligen. Seine Mutter handhabte die Schaufel, als wäre sie federleicht. Das Eigentümliche an der Sache war jedoch nicht das, sondern etwas ganz anderes, wovon ich Ihnen sogleich erzählen werde.

Vor allem: Chariton kam nicht aus Neugierde zu den Bauarbeitern.

Als man die Schaufeln verteilte, ging er auf den Brigadier zu und sprach:

„Geben Sie mir bitte auch eine Schaufel.“

„Wie? Was?“ rief der Brigadier, ungeduldig aufstampfend. „Marsch zum Fluß! Geh mit den anderen Jungen baden! Dort ist dein ‚Arbeitsplatz‘!“

Fünfzehn Schritt von der Baracke entfernt, wo die Schaufeln lagen, kam der Fluß wirklich in Sicht. Eine Freude war's, ihn so dahinfließen zu sehen: silbern in

der Sonne funkelnd, ganz von grünem Gras umgeben. Das Wasser war kalt, und die Wellen jagten einander. Außer Atem vom Baden und Spielen, stießen die Kinder gellende Rufe aus, schrien und lärmten in den Tag hinein.

„Am Abend werde ich baden gehen“, erwiderte Chariton, „nach der Arbeit. Geben Sie mir bitte eine Schaufel. Die Mutter hat schon zu graben begonnen, und ich verbringe hier die Zeit umsonst.“

„Bin sehr neugierig: Möchtest du mir nicht sagen, wie alt du bist, kleiner Knirps?“ rief der Brigadier erregt. „Zu dir paßt vielmehr, unter dem Tisch aufrecht zu gehen, als eine Schaufel in die Hand zu nehmen.“

Chariton verstand die Frage nicht und wiederholte sie erstaunt, so, als würde sie ihm dadurch verständlicher:

„Wie alt ich bin? Ich bin bereits elf Jahre alt und habe nur eine Mutter. Deshalb bitte ich noch einmal, mich mit der Mutter zusammen graben zu lassen.“

„Ausgeschlossen, Genosse, das darf ich nicht zulassen“, sagte der Brigadier in scharfem Ton. „Es gibt bei uns kein Gesetz, welches erlaubt, Kinder zu schweren Arbeiten heranzuziehen. Siehst du, wenn du siebzehn, achtzehn Jahre alt wirst und die zehnklassige Schule beendet hast, dann ja, dann werde ich dir nicht nur erlauben, sondern bitten werde ich dich, irgendeine Arbeit bei uns anzunehmen. Aber jetzt nicht, keineswegs. Und nun tummle dich; rasch an den Fluß, geh baden!“

Chariton seufzte auf und sagte gelassen:

„Nichts zu machen. Muß also eine Schaufel von zu Hause holen.“

Er machte kehrt und ging rasch ins Dorf, das etwa vier Kilometer von hier entfernt lag.

„Schauen Sie nur hin, er geht tatsächlich ins Dorf, dieser kleine Teufelskerl!“ rief eine Kollektivbäuerin dem Brigadier zu, mit dem Finger auf den sich entfernenden Chariton zeigend.

Der Brigadier hob die Augen und sah, daß Chariton schon lange lange weit weg war. Chariton schritt rasch dahin, so, wie es gewöhnlich Leute tun, die sehr beschäftigt sind und keine Zeit zu verlieren haben.

„Ein hartnäckiger Junge“, sagte der Brigadier.

Da riet ihm die Kolchosbäuerin:

„Geben Sie ihm doch eine Schaufel. Mag er dort neben seiner Mutter ein wenig in der Erde herumstochern. Schaden kann das niemandem. Besser ist es, wenn er neben ihr bleibt, anstatt sich dort im Dorf mit den Hunden herumzubalgen.“

„In der Tat, Sie haben recht“, stimmte ihr der Brigadier zu und rief so laut er konnte:

„He-e-e-! Genosse Charito-o-n! Kehr um! Ich geb dir eine Schau-fe-e-l!“

So gelang es dem kleinen Chariton, eine Schaufel zu bekommen. Jeder der Anwesenden war überzeugt, daß er so lange im Boden herumstochern würde, bis es ihm zu langweilig würde; dann würde er schon zu den Jungen am Fluß rennen. Jedoch es kam ganz anders.

In den Gräben arbeiteten viele Leute, keine durchschnittlich gebauten Menschen, sondern Leute von hervorragender Kraft: Jeder von ihnen glich einem Athleten. Die Frauen und Mädchen in ihren bunten Kopftüchern ähnelten den Mohnblumen. Lärm und Lachen herrschte ringsum. Lieder ertönten bald da, bald dort. Die Schaufeln blinkten in der Sonne. Dieses dauernde Aufblinken blendete die Augen so, als würde man mit kleinen Spiegelchen die Sonne auffangen und vertausendfachen.

Eine von denen, die dort arbeiteten, war Charitons Mutter. Sie schaufelte und er schaufelte. Die Mutter grub und Chariton grub. Die Mutter war in Schweiß gebadet, und Chariton war in Schweiß gebadet. Aber er achtete nicht darauf. Er lud einen Haufen Erde auf die Schaufel und warf sie mit Manneskraft aus dem Graben. Er tat das mit einem solchen Eifer, daß das goldene Heubüschelchen auf seinem Kopf erzitterte. Eine halbe Stunde verging und noch eine ... Da sagten ihm die Leute:

„Weißt du, Chariton, es wäre doch besser, wenn du mit den anderen Jungen am Fluß spielen würdest.“

„Und wer hilft dann der Mutter?“ versetzte er und ergriff wiederum die Schaufel. Nach einer Minute fügte

er hinzu: „Die anderen Jungen haben ihre Väter, und die Väter helfen den Müttern. Aber unser Vater kam im Kriege um. Wer also hilft meiner Mutter jetzt? In der Mittagspause wollen wir ausruhen. Doch jetzt muß gearbeitet werden. Es ist doch eine Erleichterung für die Mutter, wenn ich mitarbeite.“

Da setzte Charitons Mutter noch folgendes hinzu: „Recht hast du, mein Sohn, die Arbeit geht flotter, wenn du mitmachst. Laß die Leute reden, was immer sie auch wollen, dich aber soll das nicht stören. Du wirst einst ein Athlet. Schau dir nur deine Muskeln an. Keiner von den Jungen hat solche wie du. Man soll nicht den loben, der gut laufen, sondern den, der gut arbeiten kann.“

Als Chariton zu arbeiten begann, hatte er das Hemd ausgezogen, und man sah in der Tat, wie muskulös und kräftig er war. Ein kerniger Junge mit Augen, wie Kornblumen so blau.

Sein Verhältnis zur Mutter war das eines Kameraden. Merkte er, daß sie müde wurde, richtete er sich auf, stellte die Schaufel weg und fragte:

„Möchtest du nicht ein bißchen frisches Wasser?“ und rannte zum Gebüsch, wo ein Krug Wasser versteckt war, ohne abzuwarten, daß die Mutter antworten würde: „Ja, mein Sohn, ich möchte etwas trinken.“ Er reichte der Mutter den Krug, und dann erst trank er.

„Ach, wie heiß es ist!“

„Bist du nicht müde?“ fragte die Mutter ihn.

„Ein klein wenig.“

„Dann geh Fische fangen, bald haben wir Mittagspause.“

„Ja, das werde ich tun“, antwortete Chariton, stieß die Schaufel in die Erde, damit er sie nachher sofort wiederfände, dann ging er gemächlich zum Zelt.

Auf dem Bau waren außer Chariton noch viele Fischer, aber keiner von ihnen hatte soviel Fischfanggeräte wie er. Er hatte elf Angeln, Netze, einen großen, auf einen Ring gespannten Sack und so manches andere. All das hatte er aber im Dorf, zu Hause. Hier hatte er bloß zwei Angeln und den eben erwähnten Sack. Von all

diesen Geräten interessierte mich hauptsächlich der Sack. Mit Fischfang hab ich mich nie abgegeben, und deshalb begriff ich wahrscheinlich nicht, wozu man solch ein ungefüges Ding beim Fischfang wohl gebrauchen könnte. Ich fragte also:

„Was machst du denn, Genosse, mit dem Dingsda, mit dem Sack, meine ich?“

„Den Sack benutze ich zum Schmerlenfang“, sagte Chariton. „Wollen Sie sehen, wie ich das mache, so kommen Sie bitte mit.“

Am Sonntag hatte ich ein wenig freie Zeit und ging mit Chariton zum Fischfang. Bis zu diesem Sonntag war ich der Meinung, daß man zum Fluß geht, wenn man Fische fangen will. Wie groß war aber mein Erstaunen, als Chariton, anstatt zum Fluß einzubiegen, in die völlig entgegengesetzte Richtung ging. Er lenkte seine Schritte weit in den Sumpf hinein.

„Wohin gehst du denn eigentlich?“ rief ich verwundert. „Fängt man denn Fische auf dem Trocknen?“

„Was ist dabei? Auch auf dem Trocknen kann man Fische fangen“, antwortete Chariton seelenruhig.

Wir gingen durch solch hohes Gras, daß Chariton darin fast bis zum Hals verschwand. Mein Staunen wuchs mit jedem Schritt: Wie kann man auf dem Trocknen bloß Fische fangen? Dahinter mußte irgendein Geheimnis stecken. Oder wollte Chariton mich necken? Allein er war so ernst gestimmt, daß er bloß ein einziges Mal die Hand ausstreckte, die Quaste irgendeiner weißen Blüte ergriff, daran roch und sich dann an mich wandte:

„Ich finde, nichts duftet so herrlich wie diese Sumpflüte. Riechen Sie doch bitte mal daran!“

Ich roch daran und fand, daß diese sonderbare Blume tatsächlich sehr angenehm duftete.

„Auf unserem Gemüsegarten gibt es einen Brunnen“, erzählte Chariton, „bei dem ich verschiedene Blumen angepflanzt habe, unter anderen auch diese Sumpflüte. Wenn die Sonne hoch am Himmel steht und es sehr heiß wird, verbreitet sich ihr Duft über den ganzen Garten. Kommt Wind auf, so trägt er diesen seltsam

herrlichen Duft bis zu uns in den Hof. Auch Wasserrosen habe ich angepflanzt, weiße und gelbe, auf dem Brunnengrund habe ich sie angepflanzt. Diese Wasserrosen breiten schon ihre Blätter auf dem Brunnenwasser aus. Bald erblühen sie. Im vorigen Herbst habe ich fünf Wurzeln von anderen Wasserpflanzen eingegraben. Nun esse ich den ganzen Frühling die Schößlinge. Sind die süß! Haben Sie schon einmal davon gekostet?“

„Nein“, sagte ich.

Und das war auch die reinste Wahrheit. Ja, noch mehr: Ich wußte nicht einmal, was das für eine Pflanze war. Ich dachte die ganze Zeit bloß eines: „Ist das aber ein Chariton! Auf dem Trocknen fischt er, und im Wasser züchtet er Schößlinge irgendeiner Wasserpflanze. Lügt er nicht vielleicht?“ So dachte ich, laut sprach ich es aber nicht aus. Und das tat ich deswegen, weil ich sehen wollte, was weiter geschehen würde. Weiter geschah folgendes:

Wir gingen noch ein wenig, bis wir an einen kleinen, aber sehr schlammigen Sumpf gelangten. Chariton blieb stehen, warf seinen Sack zu Boden und sagte:

„Da sind wir also.“

Er stand eine Weile am Ufer dieses kleinen Sumpfes, besah ihn sich, ging um ihn herum, sah ihn noch einmal genau an, dann sagte er entschieden:

„Ist in Ordnung!“ Das Fischfanggerät in der Hand, ging er in den Schlamm hinein, und seine Beine sanken sofort bis zum Knie in den Morast. Wieder wunderte ich mich: Was für Fische leben denn in solch einem Schlamm? Aber Chariton benahm sich, als wäre all das, worüber ich staunte, das Natürlichste auf der Welt. Er entfernte sich zehn Schritte vom Ufer, stellte sein Fischfanggerät so auf, daß es im Wasser versank, und wandte sich an mich:

„Fangen wir also an! Machen Sie genau dasselbe wie ich!“

Er tat aber folgendes: Nachdem er zur Stelle zurückgekehrt war, wo ich stand, begann er mit den Füßen den Schlamm zu kneten, daß das Wasser aufgluckste, als siede es. Schaum bildete sich darauf. Es hob und

senkte sich, als koche es. Ich tat dasselbe wie er, und wir wühlten das Wasser und den Morast so gründlich auf, daß sämtliche Frösche die Flucht ergriffen. Diesen seltsamen „Knettanz“ aufführend, gelangten wir zur Stelle, wo der Sack versunken war. Chariton gab mir ein Zeichen mit der Hand, sprang an das Fischfanggerät heran und zog es mit einem Ruck herauf. Das Wasser rann aus dem Sack, und als darin kein Tropfen mehr war, schien es mir, daß sich etwas darin bewege.

„He-e-he-e-!“ rief Chariton erfreut. „Schauen Sie bitte, wie es sich darin bewegt!“

Ich schaute in den Sack und sah zu meiner Verwunderung einen lebenden Haufen, der sich im Kreis bewegte.

„Das sind doch Schlangen!“ rief ich außer mir.

„Ach was! Erschrecken Sie nur nicht“, lachte Chariton. „Sie träumen wohl. Das sind keine Schlangen, eine einzige Natter ist bloß darin, alle anderen sind Schmerlen. Schauen Sie doch mal bitte etwas genauer her!“

Er stapfte aus dem Schlamm und schüttete den sich bewegenden Haufen aufs Gras. Aus der lebenden Menge löste sich eine Natter und verschwand im Grase. Chariton beachtete sie überhaupt nicht, er beugte sich vielmehr über den Haufen und zählte sorgfältig den Fang.

„Sechs Stück! Hören Sie? Sechs Schmerlen!“ rief er hochofren. „Auf einen Schlag sechs Stück!“

Chariton und ich tapsten fünfmal in den Sumpf hinein und fingen noch siebzehn Schmerlen und eine Schildkröte. Die Schmerlen legten wir in den Sack, die Schildkröte aber tat Chariton achtlos beiseite. Sie interessierte ihn genauso wenig wie die Natter.

Nun sagen Sie selber – dreiundzwanzig Schmerlen im Verlauf einer halben Stunde zu fangen, ist das nicht eine Leistung? Chariton war in prächtiger Laune, die Freude erhellte sein ganzes Gesicht. Ich war ebenfalls frohgestimmt. Was für eine herrliche Fischsuppe man daraus zubereiten würde. Alles wäre somit gut abgelaufen, wenn mich mein Bein nicht plötzlich gejackt hätte.

„Was ist denn bloß los?“ dachte ich und beugte mich hinab, um nachzusehen. An meinen vom Schlamm ver-

dreckten Beinen erblickte ich einige längliche Wesen, die mir wie winzige Schlangen erschienen. Sie hatten sich an meinen Beinen so festgesogen, daß sie vom Blut schon ganz geschwollen waren.

„Au!“ rief ich erschrocken. „Was ist denn das wieder? Nattern oder Giftschlangen?“

Chariton sah nach und rief lachend:

„Weder Nattern noch andere Schlangen! Das sind ganz gewöhnliche Bluteigel.“

Er warf einen Blick auf seine Beine und sagte ruhig:

„Da sehen Sie nur her, sie haben sich auch an meinen Beinen festgesogen, fünf Stück sind es. Bald rechnen wir mit ihnen ab. Tun Sie genau dasselbe wie ich.“

Chariton legte die Finger so zusammen, als wolle er eine Prise Tabak nehmen, spannte den Zeigefinger und versetzte blitzschnell dem ersten Bluteigel einen Schlag auf den Kopf. „Hier ist dein Lohn!“ Der Bluteigel krümmte sich und fiel ins Gras. Dasselbe Schicksal ereilte auch die anderen Blutsauger.

Ich tat genau dasselbe wie Chariton, und indem ich meine Beine von den Bluteigeln befreite, dachte ich: ‚Ist das aber ein Chariton! So klein und so erfahren.‘ Unterdessen nahm Chariton den Sack, lud sich das Fichfanggerät auf die Schulter und sagte in einem Ton, als ob nichts Besonderes geschehen wäre:

„Und nun weiter! Schauen Sie bitte: Dort neben dem Trauerweidengebüsch liegt ein kleiner See. Wenn mich nicht alles täuscht, müssen sich dort Hechte aufhalten.“

Nun gut, wenn Hechtfangen auf der Tagesordnung stand, dann würden wir eben Hechte fangen gehen. Und ich folgte Chariton. Jetzt hatte er schon mein ganzes Interesse für seine Person gewonnen. Am Bau waren wir beide bereits fünfzehn Tage tätig, und es wäre mir nicht im Traum eingefallen, daß man Schmerlen im Schlamm und Hechte in den kleinen Wiesenseen fangen könnte.

Als wir uns dem See näherten, begann Chariton sich sehr vorsichtig fortzubewegen. Er hob die Beine hoch und ließ sie sacht hinunter.

„Moment: Sind denn Hechte Hasen? Wie kann ein



Hecht aus dem Wasser fliehen, wenn daraus kein Entkommen ist?“ flüsterte ich, wobei ich die Beine hochhob und sie sachte niederließ, um kein Geräusch zu verursachen.

„Entkommen kann er auch wirklich nicht“, erwiderte Chariton leise, „aber ihn zu fangen ist keine leichte Sache. Aber verlassen Sie sich ruhig auf mich.“

Wir waren schon ganz nah am See. Das Wasser schien rein und wahrscheinlich tief genug zu sein. Vorsichtig legte Chariton sein Fischfanggerät ins Gras und zeigte mir einen Typhazeenstrauch, der nahe beim Ufer wuchs.

„Merken Sie sich bitte“, sagte Chariton, „solche Stellen sind die Lieblingsplätze des Hechts. Der Typhazeenstrauch ist für ihn dasselbe wie der Dschungel für den Tiger. Seinem Opfer auflauernd, liegt er dort versteckt. Nun aber weiter!“

Chariton faßte das Fischfanggerät an einem Ende an und bat mich, das andere zu ergreifen. Wir gingen im Wasser bis zu dem Typhazeenstrauch, den Chariton mir eben gezeigt hatte. Zuerst gingen wir vorsichtig und leise. Als wir aber schon in der Nähe des Strauches waren, begann Chariton mit den Beinen zu schlenkern. Er rief

mir zu, dasselbe zu tun, dann fing er an, mit der freien Hand aufs Wasser zu patschen. Bald darauf wallte und wirbelte das Wasser neben uns, und ich spürte plötzlich, daß etwas im Innern des Gerätes aufgeschlagen hatte.

„Heben Sie das Gerät hoch! Rasch!“ rief Chariton, drehte es mit einem kräftigen Ruck nach oben, um es dann wie einen Ball in die Höhe zu werfen.

„He-e-he-e-he-e-e-!“ rief er strahlend. „Hab ich's Ihnen nicht gesagt, daß wir was fangen werden? Nun liegt er drin, der Gute. Ziemlich stattlich ist er! Hören Sie, wie er sich herumwirft?“

Man hörte auch tatsächlich, wie sich etwas im Sack herumwarf.

Wir eilten ans Ufer. Der Hecht, den wir gefangen hatten, war so groß wie mein Arm und wog bestimmt mindestens anderhalb, vielleicht sogar volle zwei Kilogramm.

Plötzlich verspürte ich Lust, den Fischfang fortzusetzen. Solch ein Erfolg reizte mich natürlich. Ich schlug also vor:

„Wollen wir nicht noch einen Versuch machen?“

Aber Chariton versetzte:

„Nein. Ein Raubtier erschrickt und ergreift die Flucht. So ohne weiteres einen Hecht im Wasser zu fangen, ist genau dasselbe, als ob man eine Nadel in einem Heuschaber sucht.“

Allein ich gab nicht nach, denn der gefangene Hecht ließ mir keine Ruhe. Und ich fragte:

„Gibt es denn nicht mehrere solcher kleiner Seen?“

„Doch, aber für heute ist's genug“, erwiderte Chariton. Nach dem Stand der Sonne schauend, fügte er hinzu: „Es ist schon spät am Tag. Beeilen wir uns. Die Mutter wartet auch schon. Außerdem muß man sich ja aufs Mittagessen vorbereiten.“

Er lud sich das Fischfanggerät auf die Schulter und schlug festen, entschlossenen Schrittes die Richtung nach dem Bau ein.

Mychailo Stelmach

MYCHAILYK *

Eines Tages, es war schon Nachmittag, wunderte ich mich sehr, als zwischen den Bäumen die zarte Gestalt Ljubas auftauchte. Als das Mädchen mich sah, schrie es freudig auf, zupfte schnell sein Kopftuch zurecht und eilte zu der Waldwiese, wo ich stand.

„Guten Tag, Mychailyk! Guten Tag! Ich wußte, daß ich dich finden werde!“ Sie blieb mit leuchtenden Augen vor mir stehen und gab mir wie eine Erwachsene die Hand.

„Was machst du hier?“

„Oh, das verrate ich dir nicht.“

„Aber vielleicht verrätst du mir es doch? Gehst du in dein Gatter?“

„Nein!“ Ljuba senkte den Kopf und scharrte mit dem Fuß die trockenen Blätter zusammen. „Ich habe dich gesucht, Mychailyk.“

„Wirklich?“ Ich schaute das Mädchen ungläubig an.

„Warum nicht? ... Ich weiß, daß du großen Kummer hast, und wenn man Kummer hat, tut auch den nächststehenden Menschen das Herz weh. Deshalb wollte ich dich sehen. Ich war sogar schon mal vor deinem Haus, habe mich aber nicht reingetraut.“

„Hab Dank, Ljuba.“

„Ist ja schon gut“, sagte sie erwachsen und schürzte die Lippen, dann lächelte sie mich geheimnisvoll an und nahm das Gespräch wieder auf. „Und ich habe ein Schwesterchen bekommen, Mychailyk.“

„Ein kleines?“

„Natürlich, ein kleines“, lachte Ljuba, „es liegt noch ganz still in der Wiege und schmatzt.“

„Und wie sieht es aus?“

* Auszug aus dem Roman „Schwäne ziehen“

„Niedlich, es hat nur noch keine Augenbrauen.“

„Keine Augenbrauen?“ fragte ich ungläubig.

„Bis jetzt noch keine, nur kleine Vertiefungen an der Stelle, wo sonst die Augenbrauen wachsen. Alles ist so ungewöhnlich, so interessant.“

„Hm.“ Ich wußte wirklich nicht, was ich zu Ljubas Wunder sagen sollte.

„Ich gehe schon zur Schule“, fuhr Ljuba fort. „In unserem Klassenraum lernen zwei Gruppen – die jüngeren Schüler sitzen vorn und die älteren hinten. Und mich hat die Lehrerin auf die erste Bank gesetzt“, fügte sie noch voller Stolz und Freude hinzu.

„Du hast auch keine Stiefel, wie ich sehe?“ Ljuba war barfüßig. Ich seufzte nur, denn mir ging es ja nicht anders.

„Doch, bloß ich schone sie. Sie müssen zwei Jahre halten. Mychailyk, wollen wir nicht mal zu unserem Gatter gehen?“

„Was willst du denn dort?“

„Na, einfach mir mal wieder die Dachshöhle mit ihren vielen Ein- und Ausgängen, das Bachstelzennest angucken und auch zur Quelle möchte ich. Bitte, komm doch mit!“

„Na schön, gehen wir“, willigte ich ein. Wir faßten uns bei den Händen und rannten zum Gatter.

Dort kletterten wir flink über die Einzäunung, über die langen schwarzen Stangen. Zuerst gingen wir zu dem Kirschbaum, auf dessen süßen Beeren große Tautropfen saßen. Und plötzlich erinnerte ich mich an einen heiteren Sommermorgen, als ich bei Tante Wassylyna war und sie ihre Lieder sang, die so wunderbar in den Bäumen widerhallten.

Jetzt lag auf den breiten Schultern des Kirschbaumes ein purpurrotes Tuch. Es war, als ob er sich auf den Weg machen wollte, irgendwohin.

„Hast du nichts von meiner Tante Wassylyna gehört?“ fragte Ljuba, die krause Rinde des Kirschbaumes berührend.

„Nein, wieso? Ist etwas mit ihr passiert?“ Ich mußte

daran denken, daß Ljuba mir mal von dem bösen Mann der Tante Wassylyna erzählt hatte.

„Du weißt also nichts?“ Das Gesicht des Mädchens belebte sich... „Man hat doch so schön in der Zeitung über sie, über ihre wunderbare Stimme geschrieben. Wer hätte das gedacht, daß man mal über die Tante in der Zeitung schreiben würde!“

„Ja, so haben sich die Zeiten verändert“, entgegnete ich, Onkel Sebastjan nachahmend. „Und was macht jetzt Wassylynas Mann? Zankt er immer noch mit ihr, weil sie mit ihrer Stimme die Menschen anlockt?“

„Oh, nein! Er hat sich sehr geändert, ist jetzt so gut zu ihr wie Balsam auf einer Wunde. Hat nur die ganze Zeit Angst, daß die Tante fortfahren könnte, um in der Stadt aufzutreten. ‚Sing lieber für mich‘, bittet er beständig, und ich schlage dir so viele rohe Eier mit Zucker, wie du willst.“ „Und was meinst du?“ fragte mich das Mädchen hell auflachend. „Er macht es!“

Auf dem wilden Apfelbaum entdeckten wir ein verwaistes Nest. Sein Boden war mit weicher Wolle ausgelegt. Unter dem Apfelbaum aber hatte der Dachs eine frische Fährte hinterlassen.

„Sieh an, er kommt oft hierher, das Leckermaul“, sagte Ljuba und bückte sich, um die eigenartige Dachsspur zu studieren.

Neben der Höhle des Leckermauls bemerkten wir einen großen Haufen trockener Blätter. Ljuba hockte sich hin und sagte, hier hat der Dachs herumgewirtschaftet, denn er ist kein Faulpelz und kümmert sich schon beizeiten, bevor es kalt wird, um sein Winterlager.

Bis in die Abenddämmerung hinein plätscherte wie ein Bächlein die helle frohe Mädchenstimme und spülte allmählich meinen Kummer hinweg. Und als die Sonne schon fast untergegangen war, setzten wir uns aufs Pferd – Ljuba vorn, ich hinten – und ritten nach Hause. Unter unseren Füßen stieg Nebel auf, über uns fielen und fielen unaufhörlich Blätter auf die Erde – goldene Tränen des Herbstwaldes. Vor dem Dorf wollte plötzlich Ljuba absteigen und zu Fug weitergehen.

„Warum willst du denn schon absteigen, wir sind doch noch nicht da?“

„Weiter reite ich nicht mit“, sagte Ljuba verschämt und fügte leise hinzu, „es gehört sich nicht.“

„Aber warum denn nicht?“

„Wenn uns die Kinder sehen, fangen sie gleich an zu hänseln: Braut und Bräutigam. Es gibt solche dummen und albernen Kinder.“

Ich sprang ab und half Ljuba behutsam vom Pferd. Sie gab mir wieder die Hand, lief rasch durch die Wiese davon, und ihre kleine einsame Gestalt verschwand in der Abenddämmerung. Ich aber sah ihr so lange nach, bis sich die kleine gertenschlanke Gestalt in der Dämmerung auflöste.

Als ich mich unserem Hause näherte, bemerkte ich, daß unser Tor heute merkwürdigerweise weit offenstand. Sollten wir Besuch bekommen haben? Jedoch der Hof war leer: Weder Vieh noch Pferdegespanne waren zu sehen. Ich ritt zu dem kleinen Pferdestall, ließ die Zügel locker, und da umfaßten mich plötzlich zwei starke Arme. Ich wurde hochgehoben, und jemand riß mich stürmisch an seine Brust.

Angst und zugleich ein freudiges Gefühl erfüllten mich. Unwillkürlich kniff ich die Augen zu, und als ich sie wieder öffnete, sah ich ein unbekanntes und doch irgendwie vertrautes Gesicht vor mir, und ich machte wieder die Augen zu.

„Mychailyk, erkennst du mich nicht?“ Ein großer breit-schultriger Mann mit kurz gestutztem Schnurrbart drückte mich immer fester an sich.

„Nein!“ sagte ich leise, und mir wird auf einmal so wohl und warm an der Brust dieses starken, fremden und doch irgendwie bekannten Bauern. „Woher kommen Sie?“

„Aber, Mychailyk, ich bin doch dein Vater, nun schnell, erinnere dich.“ Freudig und traurig zugleich küßt mich dieser Mensch. „Nun, hast du mich endlich erkannt?“

„Nein.“

„Da haben wir's! Ich habe mir's schon beinahe ge-

dacht“, seufzte der Mann, und seine Augen wurden feucht.

Ich war mir wirklich nicht sicher, ob das mein Vater war. Irgendwoher, wie aus tiefer Dunkelheit drang seine Stimme zu mir, auch die Augen mußte ich schon gesehen haben. Wo aber – das wußte ich nicht. Wie schön war es, sich an diesen Menschen anzuschmiegen, der mit einer Hand meine nackten Füße hielt und mit der anderen mir über den Kopf strich.

Da trat freudestrahlend meine Mutter zu uns.

„Na, hat er dich erkannt?“ fragte sie den Vater.

„Nein, noch nicht.“

„Aber Mychailyk, mein Dummerchen, das ist doch dein Vater! Warum sagst du nichts?“

Ich aber wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte – nicht ein einziges Wort fiel mir ein, alles war wie weggepustet.

So, auf den Armen, trug mich der Vater ins Haus. Auf der Truhe, wo sein Soldatenmantel lag, setzte er mich ab, betrachtete mich von allen Seiten und lachte.

„Guck an, wie groß er geworden ist! Ein richtiger Junge! Leider kann er nicht sprechen.“

„Und wie der sprechen kann! Du kennst ihn bloß noch nicht“, charakterisierte mich die Mutter.

„Jetzt werde ich ihn kennenlernen. Er entkommt mir nicht. Morgen bringe ich ihn erst einmal in die Schule, eingeschult wird der Junge!“

„Ich komme in die Schule? Du bringst mich in die Schule?“ Ungläubig schaute ich den Vater an.

„Natürlich. Du willst doch lernen, oder?“

„Und wie, Papa!“ Ich umklammerte seine Beine, er aber zwinkerte auf einmal so seltsam und strich mir zärtlich über den Kopf.

Leider aber sind wir mit Vater zu keinem richtigen Gespräch mehr gekommen. Die Nachbarn störten uns. Auf einmal war das ganze Haus voller Gäste, und auf dem Tisch erschienen keine üblen Gaben in Flaschen. Meine Mutter stellte Kohlrouladen, gefüllt mit Hirse der diesjährigen Ernte, und gedörrte Schmerlen, die wir mit Opa

geangelt hatten, auf den Tisch. Und da begannen auch schon die endlosen Bauerngespräche über Grund und Boden, über Politik, über das Ausland und ob die Entente gegen uns in den Krieg ziehen wird oder nicht, und ob noch lange sich Banden in den Wäldern herumtreiben werden. Schon im Halbschlaf hörte ich Vaters Worte.

„Sie werden kein Glück haben! Nichts wird ihnen glücken, nichts! Wenn sie sich nicht an der Mähne festhalten konnten, am Schwanz schon gar nicht!“

Am nächsten Tag nahm mich der Vater, nachdem er mir die Haare geschnitten hatte, ich gebadet und ein neues Hemd angezogen hatte, bei der Hand und führte mich in die Schule. Als es zur Pause klingelte und die Kinder wie Erbsen aus der Klasse kullerten, ging der Vater auf eine stattliche blonde Lehrerin zu, begrüßte sie, wendete den Kopf in meine Richtung und sagte:

„Nastja Wassylowna, ich habe Ihnen einen neuen Schüler gebracht! Vielleicht machen Sie etwas aus ihm.“

„Na, wir werden mal sehen“, erwiderte lächelnd Nastja Wassylowna, und ihre länglichen Grübchen lächelten auch.

„Und wie heißt du?“

„Mychailo.“

„Möchtest du in die Schule gehen und lernen?“

„Und ob“, stieß ich so ungestüm hervor, daß die Lehrerin lachen mußte. Ihr Lachen war angenehm weich und beschwingt.

„Leider hat er sehr viel versäumt“, wandte sie sich an den Vater.

„Ich werde alles nachholen, das verspreche ich Ihnen!“ entfuhr es mir, und ich schaute die Lehrerin flehend an.

„Lesen kann ich schon ...“

„Du kannst schon lesen?“ fragte erstaunt Nastja Wassylowna.

„Meine Frau bestätigt es auch, daß er tatsächlich liest und das ganze Dorf nach Büchern durchstöbert hat“, verteidigte mich der Vater.

„Das ist schön. Und bei wem hast du Lesen gelernt?“ interessierte sich die Lehrerin.

„Ich habe es selbst gelernt, bei den älteren Schülern abgesehen.“

„Na, dann lies uns mal etwas vor!“ Nastja Wassyliwna nahm ein Buch vom Tisch, schlug eine Seite auf und reichte es mir. „Lies hier, bitte!“

Mühelos las ich die Seite, denn die Buchstaben waren hier so groß wie Spatzenjungen, meine Augen aber waren schon daran gewöhnt, in Büchern zu lesen, wo die Buchstaben so klein waren wie Mohnkörner. So ratterte ich die Seite herunter, ohne auf Punkte und Kommas zu achten, damit sich die Lehrerin gleich von meinem Können überzeugen konnte. Von meinem Lesen hatte sich Vaters Gesicht aufgeheitert, die Lehrerin war erstaunt und fragte mich dann lachend: „Kannst du noch schneller lesen?“

„Ich kann noch schneller, soll ich?“ fragte ich. Ich hatte das Gefühl, daß alles gut ausgehen wird.

„Kannst du auch langsamer lesen?“

„Und langsamer lesen kann ich auch“, wunderte ich mich. Warum denn etwas langsam machen, wenn man einfach losschießen kann?

„So, jetzt lies noch einmal und denk daran, daß auf dieser Seite noch viele Satzzeichen stehen.“

Nun las ich, aufmerksam alle Satzzeichen beachtend, und beobachtete dabei, wie Vater sich an seinem Leser freute.

„Und wie steht's mit den Zahlen?“ fragte die Lehrerin weiter.

„Zählen kann ich bis tausend.“

„Und das Einmaleins?“

„Das kann ich noch nicht“, seufzte ich und bemerkte, wie sich auch Vaters Gesicht verdüsterte.

Aber die Lehrerin teilte uns gleich darauf etwas so Freudiges mit, daß Vater zu wachsen schien, und ich hätte beinahe vor Freude gehüpft.

„Ja, Panas Demjanowysch, ich glaube, ich muß wohl schon Ihren Schüler in die zweite Gruppe eintragen.“

„Ich danke Ihnen“, erwiderte der Vater höflich. „Tragen Sie ihn ruhig ein, wenn Sie glauben, daß er es schafft.“

Und die Lehrerin nahm mich bei der Hand und führte mich in die zweite Hälfte des Klassenraumes, dorthin, wo die ältere Gruppe lernte.

„Hier, Mychailo, wirst du sitzen!“ Sie zeigte mir eine Bank mit drei Plätzen. „Morgen bringst du Federhalter, Tinte und Bleistift mit, die Bücher gebe ich dir sofort...“

Ich ging nicht nach Hause, sondern flog. Erstens, weil meine Mutter stolz sein konnte, daß ich gleich Schüler der zweiten Gruppe geworden war; und zweitens, weil ich in den Wald laufen mußte – um Holunderbeeren zu pflücken und Eichenrinde abzuschlagen, die ich mit Rost vermischt noch kochen mußte, um morgen die Tinte zu haben, mit der wir damals in der Schule schrieben.

Zu Hause wurden wir von Mutter und Onkel Mykola erwartet. Als Vater sagte, daß ich gleich in die zweite Gruppe aufgenommen worden bin, entgegnete die Mutter traurig: „Was wird aus dem Kind noch werden?“ Onkel Mykola aber meinte scherzhaft: „Der tritt mal in meine Fußtapfen, der kommt ganz nach seinem Onkel, das sieht man doch schon jetzt.“ Und gleich wurde es wieder heller in der Stube, für mich aber schien die Sonne auch hinterm Haus...

Ich war ein guter Schüler. Bestimmt hätte ich noch besser in der Schule sein können, wenn ich Schuhe gehabt hätte. Als es kälter wurde und die Pfützen auf der Straße gefroren; blieb mir nichts anderes übrig, als wie der Wind auf meinen nackten Füßen in die Schule zu sausen. Vielleicht bin ich dadurch der erste Läufer im Dorf geworden, worauf ich nicht wenig stolz war.

Als ich jedoch eines Morgens erwachte und durch das Fenster den Schnee leuchten sah, überlief es mich kalt: Wie komme ich jetzt in die Schule? An diesem Morgen war nicht nur ich, sondern waren auch meine Eltern traurig.

Nach dem Frühstück nahm Vater seinen Umhang aus grobem handgewebtem Tuch und sagte: „Schnee hin, Schnee her, aber lernen mußst du. Gehen wir, Mychailo.“



Er wickelte mich kurzerhand in seinen Umhang ein, stülpte mir die Hasenpelzmütze auf den Kopf und nahm mich auf den Arm.

„Wie können wir das arme Kind ohne Stiefel in die Schule schicken“, jammerte die Mutter hinter uns her.

„Alles ist halb so schlimm“, beruhigte sie der Vater. „Wir leben jetzt in einer Zeit, wo nicht die Stiefel das Wichtigste sind.“

„Und was ist das Wichtigste?“

„Ein sauberes Hemd und ein reines Gewissen – das ist jetzt das Wichtigste“, lächelte der Vater.

„Stimmt's, Mychailyk?“

„Ja, das stimmt!“ Ich scmiegte mich fester an den Vater, und wir verließen beide, von dem Stoßseufzer der Mutter begleitet, das Haus.

Unterwegs wunderten sich die Leute, die wir trafen, daß Panas seinen großen Sohn auf den Armen in die Schule trug. Einige Schüler zeigten sogar mit dem Finger auf mich, wie auf ein Wunder. Ich war dem Weinen nahe vor Mitleid mit mir selbst und Freude darüber, daß der Vater mir half, die Schule weiter zu besuchen.

So trug mich der Vater in den ersten frostigen Winter Tagen in die Schule und wieder nach Hause, eingehüllt in seinen Umhang. Daran gewöhnten sich mit der Zeit die Schüler, die Lehrerin und ich ...

Wenn man mich heute fragen würde, welches Kleidungsstück das schönste war, das ich je in der Welt gesehen habe – und ich bin weit herumgekommen –, so würde ich ohne zu zögern sagen: der grobe handgewebte Umhang meines Vaters. Und wenn ich heute in meinen Werken und Stücken das Wort „Kyreja“ (Umhang) treffe, so erstehen vor meinen Augen die Tage meiner Kindheit.

Einmal aber, draußen wütete ein Schneesturm, verspätete sich der Vater. Er kam erst gegen Abend. Völlig eingeschneit, mit bereiftem Schnurrbart, jedoch frohen Mutes betrat er den Klassenraum und fragte laut:

„Gibt's hier einen Stiefellosen?“

„Ja! Ja!“ Und ich sprang von meinem Platz auf, neben mir saßen meine Klassenkameraden.

„Und wer bist du?“ fragte mich der Vater, als ob er mich nicht erkannt hätte.

„Panas' Sohn!“ erwiderte ich.

„Dann fang auf!“ Und Vater warf mir einen richtigen dicken Kringel zu.

Ich fange ihn auf, hüpfte vor Freude über das Geschenk – es war sogar ein Mohnkringel.

„Du warst auf dem Jahrmarkt?“ frage ich und zögere noch immer, den schönen Mohnkringel anzubeißen.

„Auf dem Jahrmarkt.“

„Und was hast du gekauft?“

„Ja, und was habe ich gekauft?“ Der Vater zwinkerte mir fröhlich und geheimnisvoll zu, und von seinen Augenbrauen tropfte der getaute Schnee. „Nun, schau mal her!“ Er schüttelte seinen Umhang, und richtige, echte Lederstiefelchen fielen auf den Boden.

Im ersten Augenblick blieb ich wie angewurzelt stehen, dann schaute ich auf die Stiefelchen, von den Stiefelchen wieder zum Vater und wieder auf die Stiefelchen. Sie rochen so gut nach Frost, Teer und Wachs.

„Die sind für mich?“ fragte ich ganz leise.

„Für wen denn sonst?“ lachte der Vater. „Zieh sie an!“

Ich hob die Stiefel vom Boden auf, hielt sie hoch, – sie waren sogar mit silberglänzenden Eisen beschlagen.

*Aus dem Ukrainischen
von IWAN SOIKO*

Wassyl Suchomlynsky

WIEVIELE MORGEN ICH VERSCHLAFEN HABE ...

Morgen beginnen die Sommerferien.

Am Abend fragt Wassylko (er geht bereits in die dritte Klasse) seinen Vater: „Was werde ich denn im Sommer machen, Vati?“

„Du wirst dich erholen und arbeiten“, antwortete der Vater. „Morgen fährst du mit aufs Feld. Einverstanden?“

„Oh, fein!“ freute sich Wassylko.

Wassylkos Vater war Agronom. Er stand immer in aller Frühe auf und fuhr aufs Feld.

Im Schlaf spürte Wassylko, wie jemand seine Schulter berührte und ihn leicht wachrüttelte. Ach, wie gern würde er weiterschlafen, noch ein bißchen im Bett bleiben! Aber da fällt Wassylko ein, er wollte doch heute mit dem Vater aufs Feld fahren. Im Nu ist er aus dem Bett, stürzt zum Fenster, schaut verwundert raus. Draußen war es noch dunkel. Hoch am Himmel leuchteten noch die Sterne, im Osten aber dämmerte es schon rot.

Wassylko wusch sich rasch und frühstückte mit dem Vater. Dann gingen sie raus in den Hof. Wassylko betrachtete erstaunt den rosa gefärbten Himmel und fragte:

„Vati, was ist denn das? Warum ist der Himmel so rot? Brennt es dort?“

Der Vater lächelte.

„Hast du noch nie gesehen, wie die Sonne aufgeht?“

„Nein, noch nie“, gesteht Wassylko etwas beschämt.

„Weißt du, Wassylko“, fährt der Vater fort, „wenn du es nur ein einziges Mal erlebt hast, dann möchtest du es jeden Tag erleben.“

Sie blieben eine Weile am Dorfrand stehen. Endlose Weizenfelder, gelblich schimmernd, breiteten sich vor ihnen aus. Sonnenstrahlen funkelten in den Tautropfen. Hoch am azurblauen Himmel trillerte eine Lerche.

Wassylko stand wie verzaubert von diesem Anblick da. „Oh, wie schön ist alles“, sagte er leise. „Ist jeder Morgen so schön wie heute?“

„Ja, jeder“, erwiderte der Vater.

„Ach, wieviel Morgen habe ich verschlafen“, sagte Wassylko bedauernd.

WIE GLÜCKLICH IHR DOCH SEID

Zum ersten Mal in ihrem Leben betraten heute die Kleinen ihre Schule.

Morgen beginnt erst der Unterricht, doch heute kamen sie noch in Begleitung ihrer Mütter, um sich mit ihren Lehrern bekannt zu machen.

Ihre Mütter sind schon nach Hause gegangen, die Kinder aber sind mit ihren Lehrern auf einer grünen Wiese, unter einer hohen Linde zurückgeblieben.

Iwan Pylypowytsch, ein alter Lehrer, empfängt heute bereits die zehnte Generation seiner Zöglinge. Wenn er diese Kleinen bis zur vierten Klasse geführt hat, vollendet sich das vierte Jahrzehnt seiner Lehrtätigkeit in der Schule.

Mit freundlichen, liebevollen Augen schaut der alte Lehrer in die dunklen, grauen und hellblauen Augen seiner Zöglinge.

„Kinder, habt ihr schon einmal gesehen, wie die Morgenröte noch lange vor der Morgendämmerung aufgeht?“ fragt sie Iwan Pylypowytsch. Und sein liebevolles Lächeln löst das gleiche Lächeln bei den Kleinen aus.

„Nein, das haben wir noch nie gesehen“, antworten die Kinder.

„Und habt ihr schon einmal beobachtet, wie die Nachtigall den Morgentau trinkt?“

„Nein, das haben wir noch nicht beobachtet...“

„Und wie die Hummel ihre Flügel putzt, ehe sie die Blume verläßt, bei der sie übernachtet hat?“

„Nein, auch das nicht...“

„Aber vielleicht habt ihr schon einmal gesehen, wie das lustige Marienkäferchen an einem warmen Wintertag noch schlaftrunken unter einer Baumrinde hervorlugt, ob der Frühling nun endlich da ist?“

„Nein!“

„Wie glücklich ihr doch seid, Kinder...“ sagt Iwan Pypowjtsch. „Glücklich, denn ihr werdet noch viel Interessantes und Bemerkenswertes, ja Erstaunliches erleben. Wir fahren zusammen zum Teich, und ihr werdet sehen, wie die Morgenröte aufgeht. Wir setzen uns ganz leise ins Gebüsch, halten den Atem an und werden sehen, wie die Nachtigall, aus dem Schlaf erwacht, den Tau trinkt. Wir gehen noch vor Tagesanbruch zu der großen Kürbisblüte und ertappen dort die faule Hummel, die nach dem erquickenden Schlaf bei der Kürbisblüte ihre Flügelchen putzt. Und im Frühjahr kommen wir auch zu dem sonnenwarmen Baumstamm und werden dort sehen, wie der Marienkäfer noch ganz verschlafen unter der Baumrinde hervorlugt und verwundert den Schnee betrachtet. Was soll denn das – es ist doch schon so heiß im Rindenbett, draußen aber liegt noch immer Schnee...“

Ihr seid glücklich, Kinder, denn das alles werdet ihr erleben...“

OMA MOTRJA UND ANDRIJKO

Andrijko geht in die zweite Klasse. Er sitzt am Fenster und kann den Brunnen vor der Schule sehen. Hier holt Oma Motrja, die gleich neben der Schule wohnt, immer Wasser.

Immer, wenn Andrijko von seinem Fensterplatz in der Klasse die Oma erspäht, sagt er zu seiner Lehrerin:

„Maria Petriwna, Oma Motrja ist am Brunnen und will Wasser holen.“

„Geh und hilf ihr den Eimer hinaufziehen.“

Andrijko läuft schnell, um der Oma zu helfen, und ist gleich wieder in der Klasse.



Heute schreiben die Schüler eine Klassenarbeit in Mathematik. So sehr sich auch Andrijko müht und anstrengt, er kann seine Aufgabe nicht lösen. Plötzlich erblickt er die Oma am Brunnen.

„Maria Petriwna“, ruft er erfreut, „Oma Motrja holt Wasser.“

„Geh und hilf ihr schnell den Eimer hinaufziehen.“

Andrijko läuft hinaus. Es vergehen fünf, zehn, zwanzig Minuten, Andrijko aber kommt nicht zurück. Es läutet schon zur Pause, jedoch der Schüler ist immer noch nicht da. Maria Petriwna sammelt schon die Hefte mit den Arbeiten ein. Da betritt Andrijko die Klasse – ganz rot im Gesicht und naß.

„Wo bist du denn so lange gewesen?“ fragt die Lehrerin erstaunt.

„Ich habe für Oma Motrja Wasser geholt. Ganze zehn Eimer. Auch den Fußboden habe ich ihr gewischt...“

DIE NIEMANDSBLUME

Heute geht es festlich zu in der Schule. Alle Schüler haben sich versammelt, um ihre Klassenräume auszugestalten und für den Unterricht vorzubereiten, denn morgen beginnt das neue Schuljahr.

Am Brunnen stehen zehn neue Blumentöpfe. In jedem ist eine Blume. Sie sind für die zehn Klassen. Zehn Klassen – zehn Blumen. Neben den zehn neuen Töpfen steht noch ein Topf, der viel kleiner und schon alt und grau ist. Und in diesem Töpfchen wächst eine kleine, kränkliche Blume.

Die Schüler tragen die neuen Blumentöpfe in alle Klassenzimmer und stellen sie auf die Lehrertische. Es wird gleich anheimelnder in den Klassen – wie zu Hause bei der Mutter.

Das kleine Töpfchen mit der kümmerlichen Blume haben die Schüler aber am Brunnen stehengelassen. Wer

braucht schon die kleine kranke Pflanze, die nur noch wenige Blätter hat.

Nur Wira, einer Abc-Schülerin, tat die kleine Blume leid. Auch das alte Töpfchen erregte ihr Mitleid. So nahm sie das Töpfchen mit der schwachen Blume, trug es in ihre Klasse, stellte es in die Ecke auf das Fensterbrett und gab der Blume Wasser.

„Wessen Blume ist das? Aus welcher Klasse?“ fragte die Lehrerin die Kinder.

„Sie gehört niemandem“, antworteten die Kinder. „Man hatte sie am Brunnen stehengelassen, doch Wira hat sie mitgenommen ...“

„Das ist meine Blume“, sagte Wira. „Kann denn eine Blume niemandem gehören, eine Niemandblume sein?“

*Aus dem Ukrainischen
von IWAN SOIKO*

EIN PIONIERHALSTUCH WIRD ZUR FAHNE

Ein enger Abschnitt der Verteidigungslinie längs der Chaussee, die Jalta mit Sewastopol verbindet. Die Straße, aufgewühlt von Bomben und Granaten, ist kaum zu erkennen. Abseits erheben sich die steilen Abhänge der Uschakow-Schlucht.

Unten zeichnen sich dunkle Inselchen von Buschwerk und kleine Waldstücke ab. Dort unten ist es bestimmt nicht so erdrückend heiß.

Aber hier oben auf dem Berg fällt das Atmen schwer. Die Lufttemperatur beträgt früh schon 40 Grad Wärme. Am Tage aber strahlt der Himmel solch eine Gluthitze aus wie ein Backofen. Die Erde ist so heiß wie eine Ofenfläche. Sogar nachts kühlt sie sich nicht ab. Kein Strauch, kein Grashalm ringsum – nur nackte Erde.

Und – kein einziger Tropfen Wasser! ...

Waleryk lehnte sich weit über den Graben hinaus und sucht mit den Augen das Häuschen, wo er mal Wasser geholt hat. Aber es steht nicht mehr. Niemand hat gesehen, wie die feindliche Bombe es dem Erdboden gleich gemacht hat. Der feindliche Flieger muß gut gezielt haben. Und – er traf sein Ziel... Ob das alte Mütterchen zu der Zeit im Haus war, wußte niemand. Sie wird wohl gerade im Haus gewesen sein. Denn wenn sie noch leben würde, wäre sie schon längst in den Schützengraben gekommen, hätte uns Wasser gebracht.

Allerdings war es jetzt sehr schwer, hier herauf zu kommen. Die Hitlersoldaten griffen uns fünfzehn bis siebzehnmal am Tag an. Betrunkene Soldaten in graugrünen Uniformen kriechen in Scharen wie die Heuschrecken den Berg hinauf, schießen wild herum und grölen wie Besessene. Wie Heuschrecken werden sie hier aber auch vernichtet, zu Hunderten und Tausenden.

Jedoch auch die Zahl der Verteidiger war nicht mehr groß.

Waleryk kroch aus dem Graben, setzte sich auf die Erde und starrte nachdenklich vor sich hin... Ibragim Ibragimow ist auch nicht mehr, nur sein Messer mit der eingeritzten Aufschrift am Griff, das an Waleryks Koppel steckt, erinnert an seinen Kampfgefährten... Auch die Stimme von Iwan Petrunenko hört man nicht mehr. Er wurde schwer verwundet in ein Lazarett im Hinterland abtransportiert. Gestern wurde Arkadi Shurawljosch zum zweitenmal schwer verwundet. Er hatte also noch einen nahen Freund verloren, der es verstand, die Kameraden mit seinen lustigen Späßen zu zerstreuen und aufzuheitern, und in den Kampf zu führen. Gefallen ist auch der Arzt Mamedow. Und nicht nur er. Viele mußten wir gestern am Abhang der Uschakow-Schlucht begraben.

Sie sind nicht mehr – Ibragimow, Petrunenko, Shurawljosch, Mamedow, Kommissar Jechlakow, jedoch sie stehen unsichtbar und verborgen Schulter an Schulter mit denen, die noch in den Schützengräben übriggeblieben sind.

Plötzlich klingt ein Lied zu Waleryk hinüber, leise und verträumt. Dika singt wieder. Ilita Daurowa. Sie singt in ihrer Muttersprache, in Ossetisch. Sie hat einen großen Liedervorrat... Unerschöpflich... Weil sie die Lieder selbst dichtet.

Ihre nicht sehr starke, jedoch saubere Stimme wog auf und ab in dem flimmernden Dunstschleier über der erhitzten Erde. Wovon singt sie? ... Vielleicht davon, daß jeder, der auf Sewastopoler Erde kämpft, standhaft und tapfer bis zum letzten sein muß? Oder sie erinnert sich an ihr schönes, bergiges Ossetien und wendet sich mit ihrem innigen Lied an die Heimat?

Man möchte am liebsten zu Ilita gehen und sie bitten, das Lied zu übersetzen. Doch nein, wozu sie stören, man spürt auch so, es singt das Herz einer tapferen und zugleich empfindsamen Bergbewohnerin. Vielleicht gibt ihr dieses Lied neue Kraft und Aufschwung?

Ach, wie sehr plagt mich der Durst! Wenigstens einen Schluck Wasser! Nur den Geschmack des Wassers im Munde haben!

Aber daran ist jetzt nicht zu denken. Das ist ausgeschlossen. Niemand erlaubt mir, den Schützengraben zu verlassen, auch nicht, um Wasser zu holen. Jeder Mensch ist hier zugleich Zug, Kompanie... Plötzlich waren alle Gedanken wie weggeblasen. Waleryk kneift die Augen zusammen, starrt angestrengt in die Ferne. Ist es eine Fata Morgana oder nähert sich da wirklich eine Gestalt?

Endlich erkennt er sie. Es ist Lida Nefjodowa! Sie war auch gestern hier gewesen, hat bei dem Abtransport der Verwundeten geholfen.

„Tag, Waleryk“, begrüßte sie ihn müde.

Über der Schulter hing an einem Strick ein Auto-schlauch.

„Wasser hab ich euch gebracht.“ Lida setzte sich umständlich auf die Brustwehr und ließ die Beine in den Graben baumeln, mit dem Taschentuch wischte sie sich die schweißnasse Stirn, die Wangen und den dünnen, braungebrannten Hals ab.

Da kam auch schon Ilita Daurowa.

„Hab Dank, Lida. Wir sind schon halb am Verdursten“, sagte sie und drehte sich zu Waleryk um. „Na, trink zuerst und bring dann den anderen zu trinken.“

„Und Sie, Dika?“

„Für mich reicht's auch noch... Wir sind ja nicht mehr viele ...“

Aber Waleryk ging nicht, bevor Daurowa nicht getrunken hatte. Dann trank er schon selbst, hängte sich den Schlauch über die Schulter, nahm einen Blechbecher und ging durch die Schützengräben.

Aber zu allen kam er nicht. Feindliche Flugzeuge tauchten auf. Wie immer: zuerst Luftangriff, Artilleriefeuer und – die nächste Attacke. Man muß sich vorbereiten. Waleryk zählte die Granaten.

Drei Granaten. Ein MG-Magazin. Sehr wenig! Nicht nur er hat so wenig Munition.

Und plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke: „Und wie,

wenn? ... Wenn er wirklich? ...' Waleryk läuft gebückt durch den Schützengraben zu Ilita Daurowa. Neben ihr hockend, versucht er den Geschützdonner zu überschreien.

„Genosse Leutnant! Bitte um Erlaubnis, unten Patronen zu holen! Dort unten“, Waleryk zeigte nach unten. „Wir haben fast keine Patronen mehr, aber dort unten, bei den Toten kann man welche sammeln.“

„Du suchst wohl den Tod? ... Ausgeschlossen!“

„Den Tod, Genosse Leutnant? ... Hier im Schützengraben ist es gefährlicher. Solange ihre Flieger bombardieren und der Artilleriebeschuß nicht zu Ende ist, bin ich schon mehrmals rauf und runter. Haben Sie keine Angst, Dika“, bat Waleryk, die vertraute Anrede benutzend. „Wie eine Maus werde ich hin und her huschen. Ich verstehe doch, worum es geht!“

„Nun, geh dann ... Aber paß auf, sei vorsichtig!“

Und Waleryk war schon unten bei den Toten. Von einem Toten zum anderen kriechend, schnallt er die vollen Patronentaschen ab, verstaut sie im Beutel und unter der Feldbluse, und stopft sich auch noch die Taschen voll mit Patronen ... Dann klettert er hinauf zu seinen Kameraden. Sein Atem geht schwer. Sein Matrosenhemd ist naß und klebt am Körper. Jedoch sein Herz klopft freudig.

„Nehmt, Jungs, was ihr braucht. Ich gehe noch einmal ...“

Die Kämpfer loben Waleryk.

„Ein Held! Ein echter Gavroche! Unser Sewastopoler Gavroche!“

Inzwischen war der Bombenangriff zu Ende. Nun setzte der feindliche Artilleriebeschuß ein.

...Eine gute Stunde schon wütete der Kampf.

In ganzen Kolonnen gingen die Faschisten zum Angriff über. Sie werden zurückgeschlagen, jedoch die Attacken nehmen kein Ende. Die Faschisten wollen wahrscheinlich um jeden Preis die Verteidiger der Stadt aus den Schützengräben herausschlagen.

Die Sewastopoler manövrieren; schnell und unbemerkt für den Feind wechseln sie die Stellungen, so daß die Hitlersoldaten nicht dahinterkommen können, wo das

schwächste Kettenglied in der Verteidigung ist, um das Feuer gerade dorthin, auf diese Stelle, zu richten.

Die Wurfgranaten waren alle. Sie hatten nur noch wenige, ganz wenige Patronen und Granaten. Darum schießt jeder erst dann, wenn er sicher ist, daß er das Ziel nicht verfehlt. Keine Kugel durfte umsonst verschossen werden!

Die Rotarmisten halten sich mit Müh und Not vor Übermüdung auf den Beinen. Ihre Augen glänzen fiebrig. Die Gesichter sind schwarz vor Rauch und Staub. Die Stimmen sind heiser. Sie sehen nicht mehr wie Menschen aus – abgerissen, mit schmutzigen, blutverkrusteten Verbänden.

Jedoch alle kämpfen bis zum letzten!

Ilita Daurowa hat eine Splitterwunde am Kopf. Sie hat sich selbst verbunden, aber schlecht. Das Blut sickerte durch den Mull, der bald grau vor Staub war. Der Schmerz schien sie zu überwältigen, ihr wurde schwarz vor Augen. Aber sie verläßt den Schützengraben nicht, zielt sicher, schießt, schreit etwas auf ossetisch, vielleicht unbewußt.

Endlich war der Angriff der Faschisten abgeschlagen.

Erst jetzt versagte der entkräftete Körper. Er gehorchte dem Verstand nicht mehr. Daurowa lehnt sich gegen die Brustwehr, ihre entzündeten Augen richtet sie mal hierher, mal dorthin ... Sie sieht, wie sich dort unten der Feind von neuem formiert. Wieder wird er angreifen. Das wievielte Mal schon? ... Die Angriffe sind nicht mehr zu zählen ...

Auch die Kämpfer ruhen, eine kurze Kampfpause. Mit offenem Mund atmen sie schwer die heiße schwüle Luft ein. Sie warten ... Sie wissen, daß hier, an diesem Abschnitt, bis zur letzten Patrone gekämpft wird. Jeder weiß das. Doch in keinem Auge sieht man eine Spur von Furcht.

Auch Waleryk verspürt keine Angst, obwohl er sehr gut versteht, was für ein Ende dieser Kampf nehmen kann. Er öffnet das Magazin und zählt die Patronen. Eins, zwei ... fünf ... – Dreiundzwanzig sind im Magazin.

Also hat er noch dreiundzwanzig Hitlersoldaten zu vernichten ...

Trotzdem es schon Nachmittag geworden ist, sengt immer noch die heiße Krimsonne erbarmungslos. Nur das ausgebombte Schulgebäude bot Schatten – der einzige schattige Ort ringsum in der weiten Steppe! In seiner Kühle hatten schon einige Verwundete Zuflucht gesucht.

Mühsam erhob sich Ilita Daurowa. Unsicher einen Fuß vor den anderen setzend, schleppte sie sich auch zur Schule. Enwerbek Asijew trat zu ihr und stützte sie :

„Komm, ich helfe dir, Dika! Du kannst dich doch kaum noch auf den Beinen halten!“

Jedoch sie winkte nur ab:

„Laß nur! Ich kann selbst ... Paß lieber auf die Faschisten auf!“

Voller Hoffnung schauten die Kämpfer in Richtung Sewastopol: Vielleicht kommt da Lida Nefjodowa oder jemand anders mit Wasser? Wie sehr benötigten sie jetzt Wasser! Wenigstens für die Verwundeten!

Aber die verbrannte, gelbe Steppe liegt öde und verlassen. Nur heiße, durchsichtige Dunstschleier flimmern vor den Augen – gleich Wasser rollen sie in Wellen durch die Steppe. Eine bis zum Rande mit Hitze gefüllte Stille hing über der Erde. Diese schwere, erdrückende Stille scheint die ganze Welt einzuhüllen.

Plötzlich wurde jäh die Stille durch Motorengeheul unterbrochen. Das metallisch klirrende Gedröhn schien diese Stille geboren zu haben. Es kam schnell näher, schwoll an, und es war, als ob es die Stille verschlingen wollte. Drei Panzer mit schwarzen Kreuzen an den grauen gepanzerten Bordseiten jagten mit hoher Geschwindigkeit auf der engen zerbombten Chaussee heran ... Sie rasten hintereinander – die Straße war schmal und zu beiden Seiten waren steile Abhänge.

Die Verteidiger hatten keine Panzerabwehrwaffen – das war auch dem Feind bekannt, denn die gepanzerten Ungeheuer schienen nichts zu befürchten.

Waleryk schaute schnell nach allen Seiten, die Lage einschätzend. Er lag ja am nächsten der Chaussee, die Panzer rollten geradewegs auf ihn zu!

Der Junge griff nach seinen drei letzten Granaten: Womit könnte er sie nur zusammenbinden? Von einer leeren Munitionskiste riß er ein Stück Draht ab und drehte damit die Granaten zusammen.

Er wartete nicht, bis die Panzer die Schützengräben erreicht hätten, sondern stürzte ihnen entgegen.

Da eröffnete der erste Panzer MG-Feuer – blendend weiße Feuerstacheln durchschnitten die Luft.

Waleryk fiel, als ob er über etwas gestolpert wäre. Seine Finger, die die Granaten umklammert hatten, lösten sich, die Granaten fielen auf die Erde. Er spürte einen brennend heißen Schmerz an der rechten Schulter, sah Blut auf dem Hemd und er verstand, daß ihm die Kugel die Brust an der rechten Seite durchbohrt hatte.

Die Panzer aber kamen immer näher und näher. Von ihrem Gerassel dröhnte und erbebte die Erde.

„Ihr kommt nicht durch... solange ich lebe...“, wollte Waleryk schreien, jedoch seine Stimme hörte er nicht mehr. In seiner Brust gluckerte es, er schnappte gierig nach Luft, seine Lippen wollten ihm nicht mehr gehorchen.

Und doch raffte er sich mühselig auf, nahm die Granaten in die linke Hand und warf sich den Panzern entgegen. Im selben Augenblick jedoch verstand er, daß er mit der linken Hand nicht so weit werfen könnte oder nicht treffen würde.

Vor Schmerz und Zorn aufstöhnend, packte er die Granaten mit beiden Händen und schleuderte sie mit letzter Kraft vor die Raupenkettens des ersten Panzers.

Eine Detonation erschütterte die Luft.

Der angeschossene Panzer drehte sich im Kreis.

Waleryk erlebte es nicht mehr, wie seine Freunde mit Brennstoffflaschen die beiden anderen Panzer in Brand setzten, wie sie die faschistischen Panzersoldaten gefangen nahmen.

Das letzte, was in sein Bewußtsein drang, waren die Gesichter Ilita Daurowas, seiner Dika, seines Freundes

und seiner Mutter. Sie kniete vor ihm, schlang ihre Arme um ihn, drückte ihn an sich und schrie voller Verzweiflung:

„Waleryk!... Hörst du mich nicht? Schau doch, die Panzer brennen!... Ich bin's doch, Dika, Ilita! Hörst du mich? ...“

Da trat Gobaladse zu ihr, berührte sie an der Schulter:

„Er hört nichts mehr, Ilita ... Beruhige dich ...“

Sie schaute den Hauptmann erstaunt, verständnislos, beinahe feindlich an. Es war, als ob sie jeden Augenblick losschreien würde: ‚Wie können Sie so etwas sagen? Das ist doch Waleryk! Unser Waleryk!...‘ Aber er ließ sie nicht zu Worte kommen, sagte nur leise und nachdrücklich:

„Ilita, er ist doch schon tot.“

Daurowa schien nun begriffen zu haben, was geschehen war. Sie weinte laut, untröstlich in ihrem Kummer. Neben ihr standen Gobaladse, Enwerbek Asijew, ihre Kampfgefährten, Soldaten und Matrosen, doch niemand konnte sie trösten. Sollte sie sich ihren Kummer ausweinen. Und unseren Kummer auch.

Sie sahen zu, wie Ilita Waleryk das Pionierhalstuch abband, es sorgfältig mit der Handfläche glättete und viermal zusammenfaltete ...

„Was willst du tun, Ilita?“ fragte Asijew.

„Ich will sein Halstuch aufbewahren.“

„Sein Halstuch gehört uns allen“, widersprach er ihr und legte seine Hand weich auf ihre Schulter. „Es soll an der sichtbarsten Stelle wehen! Es soll unsere Fahne sein!“

Sie überlegte noch ein wenig und gab das Halstuch Asijew.

„Du hast recht, Enwerbek ... Es soll aus dem Fenster der Schule flattern. Von dort aus kann es jeder sehen ...“

Abends, als es dunkelte und eine kurze Stille eingetreten war, begruben sie Waleryk neben der Schule, wo sein rotes Pionierhalstuch im Winde flatterte. Auf sein Grab wälzten sie große Felsbrocken. Auf einen von ihnen schrieben sie:

„Hier ruht der Pionierheld
WALERI WOLKOW“

Noch einige Tage kämpften die Sewastopoler um ihre Stadt, selbstlos und mit beispiellosem Heldenmut. Und die ganze Zeit über wehte von der Schule wie eine unauslöschbare Flamme Waleris Pionierhalstuch, die Kämpfer zu neuen Heldentaten anfeuernd!

Als sich unsere Truppen auf Befehl des Oberkommandos zeitweilig aus Sewastopol zurückziehen mußten, kamen seine tapferen Verteidiger an andere Frontabschnitte, füllten die Reihen der Partisanenabteilungen auf, die auf der Krim operierten. Und jeder, der Waleryk gekannt, mit ihm Schulter an Schulter gekämpft hatte, trug für immer das lichte Andenken an den jungen Helden in seinem Herzen.

Aus dem Ukrainischen
von EVELYN RISWANOWA

DER KLEINE BOTE

1. Tajos Schwestern

Der kleine Tajo hatte ein ganz, ganz kleines, ein winziges Schwesterchen, das er sehr liebte. Er hatte auch eine große, eine ältere Schwester, sie war schon vierzehn Jahre alt. Sie hieß Anka. Er selber war erst acht Jahre alt.

Tajo und Anka waren Tschuktschen. Sie wohnten in einem großen Zelt, das man Jaranga nennt.

Ihre Mutter lag krank danieder. Der Vater war gestern auf die Jagd gegangen und war noch nicht zurück. Es geschah auch zuweilen, daß er zwei, drei Tage wegblieb.

Die Kinder waren somit auf sich selber angewiesen.

Morgens gab Anka ihrem Bruder gebratene Seehundsleber zum Frühstück. Als Tajo gegessen hatte, fragte er seine Schwester:

„Gehst du heute zur Schule?“

„Nein“, erwiderte Anka, „die Mutter ist ja krank, und deshalb darf ich nicht in die Schule gehen. Ich muß sie und unser kleines Schwesterchen betreuen.“

Von ihrer Jaranga bis zur Schule war es eine Strecke von vier Kilometern. Obwohl es also ein weiter Weg war, begleitete sie Tajo dennoch oft auf ihrem Schulweg.

Heute half Tajo seiner Schwester Wasser wärmen, das Essen zubereiten und spielte außerdem noch mit dem kleinen Schwesterchen.

2. Ungebetene Gäste

Am Abend verschlimmerte sich der Zustand der kranken Mutter. Ihre Augen waren gerötet, Stirn und Hände glühten. Kaum hörbar flüsterte sie etwas. Bald

darauf beantwortete sie Ankas Fragen überhaupt nicht mehr.

Händeringend rief das Mädchen:

„Hilfe, Mama ist bewußtlos! Sie stirbt!“

Ankas Augen standen voll Tränen. Eine heiße Träne rann über ihr Gesicht. Rasch trocknete sie sie ab. Sie wollte nicht, daß Tajo sie weinen sähe und einen Schreck bekäme.

Gerade in diesem Augenblick traten drei Leute ein. Zwei von ihnen waren der Nachbar Bahai und die Nachbarin Erpin, der dritte war ein kleines Männchen. Tajo kannte dies Männchen nicht, Anka aber kannte es. Das war der Hauptschamane an ihrer Küste. Dieser Quacksalber machte den Tschuktschen vor, daß er alles verstehe und imstande sei, jede Krankheit zu heilen. Er versicherte jedermann, daß er, wenn man ihn gut belohne, jegliches Leiden beseitigen könne. Er behauptete ferner, daß er solche Worte kenne, die dem Jäger Glück brächten. Das war ein gewissenloser Lügner, der gern gut essen, aber nicht gern arbeiten wollte.

„Wir erfuhren“, sagte die Nachbarin Erpin, „daß eure Mutter krank ist.“

„Und ich habe den ältesten Schamanen geholt“, sprach Bahai, „er wird eure Mutter kurieren.“

„Wir brauchen keinen Schamanen!“ rief Anka. „Er kann nicht kurieren. Ich laufe in die Schule, dort gibt es einen guten Arzt... Den hole ich.“

Der Schamane rief außer sich: „Das darfst du nicht!“ Er wußte, daß der Arzt ihn aus dieser Gegend verjagen würde.

„Das darfst du nicht!“ rief die Nachbarin Erpin mit ihrer Fistelstimme.

„Das darfst du nicht!“ dröhnte Bahais Baß.

Der Schamane war für die beiden ein Halbrott.

„Und ich hole ihn sogleich“, sagte Anka und schickte sich an, die Jaranga zu verlassen.

„Laßt sie nicht hinaus“, rief der Schamane mit entsetzter Stimme.

Bahai und Erpin warfen sich auf Anka und packten

sie an den Händen, der Schamane half ihnen nach Kräften. Das Mädchen wollte sich losreißen, aber die drei Erwachsenen überwältigten es.

Die drei Gauner fesselten Anka und warfen sie in eine Ecke.

Aus Angst, ebenfalls gefesselt zu werden, versteckte sich Tajo rasch in einer Ecke unter Seehundfellen.

Als nun Anka gefesselt dalag, begab sich der Schamane ruhig ans Krankenlager. Er untersuchte die Kranke nicht lange, dafür aber flüsterte er eine Unzahl unverständlicher Worte. Diese unverständlichen Worte flößten den beiden Nachbarn eine ehrfurchtsvolle Angst vor dem Schamanen ein.

3. Was der Schamane sich ausgedacht hatte

Nachdem der Schamane die Kranke untersucht hatte, sagte er:

„Wenn sich der Zustand der Kranken bis Mitternacht nicht bessert, muß der Säugling in die frostige Nacht hinausgetragen werden, wo er bis Tagesanbruch bleibt. Die Krankheit übergeht dann von der Mutter auf das Kind, der Mutter aber wird es besser gehen. Erfriert das Kind nicht, gesundet die Kranke, andernfalls stirbt sie.“

Als Anka und Tajo die Worte des Schamanen vernahmen, stockte ihnen das Herz vor Schreck. Sie liebten ihr winziges Schwesterchen von ganzem Herzen.

Nachdem der Schamane dies angeordnet hatte, verließ er mit Bahai die Jaranga. Sie gingen zu Bahai und wollten um Mitternacht zurück sein. Am Krankenlager blieb die Nachbarin Erpin.

Erst jetzt wagte Tajo, unter den Fellen hervorzukriechen und sich zu Anka heranzuschleichen. Kaum hörbar flüsterte er:

„Schwester, was wollen wir nun machen?“

„Gib mir Papier und einen Bleistift“, lispelte Anka.

Erpin machte sich unterdessen hinter dem Wandschirm aus Seehundfellen am Krankenlager zu schaffen. Sie merkte

nicht, wie Tajo Papier und Bleistift zu Anka brachte. Aber die Hände des Mädchens waren ja doch gefesselt. Sie nahm trotzdem den Bleistift mit dem Mund, legte sich auf den Bauch, und Tajo reichte ihr das Papier.

Beim spärlichen Licht der Funzel schrieb Anka mit großer Mühe:

„Unglück. Schamane tötet Schwesterchen. Arzt. Anka.“

Gerade in diesem Moment kam Erpin hinter dem Wandschirm hervor. Anka ließ den Bleistift rasch fallen und legte sich auf das Papier. Tajo drückte sich an die Wand.

4. Tajo verläßt die Jaranga

Erpin kam auf die Kinder zu.

„Tajo!“ wandte sich die Alte an den Buben, „wo steckst du eigentlich? Nimmt das Kind und spiel mit ihm, ich werde inzwischen auf deine Mutter aufpassen.“

Tajo ging zum Krankenlager der Mutter. Sie lag unbeweglich da, man vernahm bloß ihr schweres Atmen. Der Junge nahm das Kind und kehrte zur gefesselten Schwester zurück.

Erpin begab sich wieder ans Krankenlager.

„Tajo“, flüsterte Anka, „nimm dies Papier und lauf schnell in die Schule. Übergib es dem Lehrer und sag ihm, daß der Arzt sofort kommen muß. Nimm die Hunde mit und du wirst keine Angst haben!“

Tajo erschrak. Er fürchtete sich, nachts so weit zu laufen. Aber er erinnerte sich daran, daß der Schamane das kleine Schwesterchen töten wollte und daß auch die Mutter sterben konnte. Die Zähne zusammenbeißend, dachte er einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Gut, ich lauf, obwohl ich schreckliche Angst habe.“

Er legte vorsichtig das Kind neben Anka, ballte das Blatt Papier fest in der Hand zusammen und verließ lautlos die Jaranga.

5. Nachts unterwegs

Draußen war alles in Nacht gehüllt, nur die Sterne flimmerten am hohen Himmel. Die schneebedeckten Weiten der öden Tundra hatte das Dunkel verschlungen. Schneidender Frost biß ins Gesicht und in die Hände.

Die Hunde lagen im Schnee eingegraben. Zuweilen heulte einer im Schlafe auf. Leise, jedes Geräusch vermeidend, weckte Tajo seine vierbeinigen Gehilfen.

Es waren keine fünf Minuten vergangen, und der Junge verschwand mitsamt den Hunden im Dunkel der Nacht. Die Jaranga blieb weit hinter ihnen zurück. Stille. Nur das Knirschen des Schnees war zu vernehmen. Tajo von allen Seiten umgebend, jagten die Hunde dahin, bereit, ihm jeden Augenblick beizustehen.

Nur die Sterne leuchteten dem Kind. Der Schnee lag unberührt da, keine Spur war zu sehen. Trotzdem war sich Tajo sicher, den Weg zur Schule zu finden. Sich selber antreibend, eilte er mit seinen Pelzstiefeln rasch über den hartgefrorenen Schnee.

Lange ging Tajo durch Nacht und Dunkel, zuweilen versank er tief im Schnee. Kein einziges Haus war zu erspähen. Von Zeit zu Zeit erschreckte ihn der Gedanke: „Halte ich auch die Richtung ein?“

Im Westen klärte sich der Himmel auf. Ein großer, runder Mond stieg lautlos über den Himmelsrand. Vom Mondlicht übergossen, sprühten Funken aus dem Schnee.

Linkerhand erhoben sich Berge. Rechterhand sah man das von einer dicken Eisschicht bedeckte Meer. Vor Tajo tauchten plötzlich aus dem Schnee die Gebäude der Schule und des Krankenhauses auf. Nach einigen Minuten klopfte Tajo ans Fenster des Lehrers.

Nachdem er Ankas Zettelchen schnell überflogen hatte, eilte der Lehrer voller Zorn zum Arzt. Im Nu waren die Hunde vorgespannt, und der Schlitten mit den drei Insassen glitt wie der Wind über den Schnee dahin. Es wurde bald Mitternacht, und sie trieben die Hunde zu noch größerer Eile an. Hals über Kopf rasten Tajos Hunde neben dem Schlitten über die Tundra.

6. Es kommt niemand

Spät abends kehrten der Schamane und Bahai in die Jaranga zurück.

„Es geht schon gegen Mitternacht“, sagte der Schamane. Erpin rief nach Tajo:

„Gib mal das Kind her!“

Nichts rührte sich. Da begannen sie, Tajo zu suchen, aber er war nirgends zu finden. Anka und das Kind lagen still. Bald darauf aber sagte Anka, daß Tajo schon längst die Jaranga verlassen habe. Die drei jedoch nahmen an, der Junge halte sich irgendwo versteckt und dürfte eingeschlafen sein. Er konnte sich aber auch zu einem Nachbarn begeben haben.

Der Schamane ging ans Krankenlager und legte seine Hand auf die Stirn der Kranken. Es war ihm, als hätte er etwas Glühendes berührt. Die Kranke lag bewußtlos da. Über das Krankenlager gebeugt, flüsterte der Schamane ingendwelche Worte, dann wandte er sich an Erpin:

„Gib das Kind her, ich trag es in die frostige Nacht hinaus.“

Als Anka diese Worte vernahm, schrie sie laut auf:

„Laßt vom Kind ab! Laßt das Kind in Ruh! Schlimm wird's euch ergehen! Ihr werdet der harten Strafe des Arztes und des Lehrers nicht entkommen!“

Der Schamane erstarrte bei diesen Worten, allein er erschrak nicht, denn er glaubte Anka nicht. Anka schrie und wälzte sich vor Zorn und Schmerz auf dem Fußboden. Die Unmenschen aber rührten diese Wehrufe nicht. Der Schamane packte den Säugling, wickelte ihn in ein abgetragenes altes Seehundfell und trug ihn hinaus.

Nach einigen Minuten kehrte er zurück.

Anka machte Schreckliches durch, obwohl sie noch immer auf das baldige Eintreffen des Arztes und des Lehrers hoffte. Jedoch die beiden ließen lange auf sich warten. Unterdessen fror draußen das Kind. Diejenigen aber, deren Ankunft Anka sehnsüchtig erwartete, blieben aus. Das arme, aufgewühlte Mädchen schluchzte laut.



Den Schamanen aber rührte dieses verzweifelte Weinen nicht. Er und seine Gehilfen labten sich indessen am Walroßfleisch, das man hierzulande Kopalchenom nennt.

7. Tajo kehrt heim

Der Vorhang aus Fellen, der als Tür diente, wurde ein wenig zur Seite geschoben. Ein eisiger Wind drang in die Jaranga. Aber nicht nur der Wind, auch Menschen kamen herein. Es erschienen der Arzt, der Lehrer und Tajo.

Wie begossene Pudel sprangen die Missetäter von ihren Sitzen auf.

„Was ist das für eine Gemeinheit!“ rief der Lehrer ihnen zu, auf die gefesselte Anka zeigend. „Nehmt ihr sofort die Fesseln ab!“

Während der Arzt sich zur Kranken begab, löste der Schamane mit zitternden Händen Ankas Fesseln.

„Fragt ihn doch, wo der Säugling ist!“ rief Anka voller Entsetzen.

Der Lehrer maß den Schamanen mit drohenden Blicken. Beide gingen hinaus. Das Kind im Arm, kehrte der Lehrer nach zwei Minuten zurück.

Das winzige Wesen war ganz durchgefroren, aber es lebte noch.

„Fort von hier!“ rief der Arzt den Missetätern zu. „Morgen rechnen wir mit euch ab.“

Am nächsten Tag kehrte der Vater mit reicher Jagdbeute zurück. Als er von Tajos mutiger Tat hörte, war er sehr stolz auf sein Söhnchen.

In einigen Tagen besserte sich der Zustand der kranken Mutter. Das kleine Schwesterchen kam auch wieder zu sich.

Den Schamanen übergab man dem Gericht. Er wurde aus der Gegend verwiesen, wo er die Leute betrogen und sie um ihre Gesundheit gebracht hatte.

Als die Mutter ganz hergestellt war, ging Anka wieder zur Schule. Tajo ging mit. Aus Liebe zu dem tapferen Jungen erteilte ihm der Lehrer nun auch schon Unterricht.

*Aus dem Ukrainischen
von JONA GRUBER*

FEDJKO HEFTMAGEN

Fedjko Lugowski war ein mittelmäßiger Schüler, oftmals aber noch viel weniger als das.

Er hatte es gar nicht leicht, bis zur siebenten Klasse hinaufzuklettern. Er erklomm sie aber dennoch.

Langsam stieg er aus einer in die andere Klasse, so, als erklettere er den Elbrus. Er nahm jede folgende Klasse wie eine Festung ein. Kalter Schweiß rann ihm bei dieser „Einnahme“ den Rücken hinunter, dem Armen. Dieser „steile“ Aufstieg verursachte ihm heftiges Schwindelgefühl.

Als er das erstemal versuchte, aus der vierten in die fünfte Klasse aufzusteigen, war er, der Ärmste, so abgearbeitet, daß er sich gezwungen sah, ein ganzes Jahr lang in derselben vierten Klasse zu verweilen, als wäre diese Klasse eine Wandererherberge.

In der siebenten Klasse war es schon offensichtlich, daß Fedjko einen schwarzen Schnurr- und Backenbart bekommen würde.

Obwohl der Schnurrbart schwarz war, rasierte er ihn kurzentschlossen weg, den Backenbart jedoch ließ er wachsen, trotzdem er gar nicht ansehnlich ausschaute. Als der Friseur ihn höflich fragte: „Wie möchten Sie den Backenbart, gerade oder...“, erwiderte Fedjko leise, ohne den Friseur anzusehen, „schräg, doch nicht zu sehr.“

Fedjko hatte einen dichten, krausen Haarschopf, den er nach links und in die Stirn kämmte; das Nackenhaar ließ er ausrasieren.

In der siebenten Klasse freute sich Fedjko viel mehr über die echtledernen, mit weichen Schäften und weißem Futter versehenen Stiefel als über die neuen Lehrbücher.

Wie sehr aber mußte er um diese Stiefel bitten und betteln:

„Mama, Mamachen, Stiefel! Nur Stiefel!“

„Warum willst du keine Schuhe“, fragte die Mutter. „Sie sind um vieles billiger und werden bei uns in guter Qualität angefertigt. Ich kauf dir Schuhe.“

Fedjko aber bat mit kaum verhaltenem Weinen:

„Ma-a-a-ma, Stiefel!“

„Die Stiefel, scheint's, haben's dir angetan. Sieh mal lieber her:

Olenka besucht ja auch schon die Schule. Stiefel sind teuer. Für das Geld, das sie kosten, kauf ich doch zwei Paar Schuhe, für dich ein Paar und für Olena ein Paar.“

Nun aber schluchzte Fedjko laut auf:

„Ma-a-a-ma, Stiefel!“

Fedjkos kleines Schwesterchen, Olenka, liebte ihren Bruder von ganzem Herzen, sie schlang die Hände um die Mutter und bat:

„Mutti, kauf ihm doch ein Paar Stiefel. Meine alten Schuhe sind noch gut erhalten, und ich kann sie noch eine Zeitlang tragen.“

Fedjko bekam also Stiefel.

Den ganzen Abend war er damit beschäftigt, den oberen Teil der Stiefelschäfte nach außen zu wenden, damit man das weiße Futter sehen konnte. Er bügelte die Hosen und bemühte sich um die Bügelfalte.

Die Mutter verwunderte sich:

„Wozu das? Außerdem ist es ja gar nicht schön, die Schäfte nach außen zu wenden.“

Aber Olenka widersprach ihr:

„Muttmchen, alle Burschen machen es so, und warum soll es Fedja nicht tun dürfen?“

Die Mutter schüttelte nachdenklich den Kopf:

„Bringen alle diese Burschen auch ein Genügend oder gar ein Ungenügend nach Hause? Bringen bloß einige diese ‚schönen‘ Noten?“

Allein Olenka ließ den Bruder nicht im Stich:

„Muttmchen, er wird sich bessern.“

„Du stehst immer auf seiner Seite, Olenka“, sprach die Mutter.

„Und wenn schon! Er ist ja mein Bruder.“

Olenka war eine Vorzugsschülerin und hänselte auch zuweilen ihren Bruder: „Bist du heute mit einem Zwei- oder mit einem Dreispänner nach Hause gekommen?“ *

Den Fedjko jedoch ärgerten diese Hänseleien nicht besonders. Ein einziges Mal bloß war er furchtbar aufgebracht. Eines Tages sagte Olenka der Mutter:

„Die Blätter in Fedjas Lehrbüchern haben solche schönen Eselsohren wie seine Stiefelschäfte. Übrigens hat ihm heute der Lehrer in Zoologie ein herrliches Ungenügend in das Klassenbuch geschrieben, ein viel schöneres als die Bügelfalte seiner Hosen.“

Fedjko brauste auf:

„Halt's Maul!“ und er holte zum Schlage aus.

Olenka erstarrte vor Schreck und wurde kreideweiß. Ihre Lippen zitterten, doch hielt sie die Tränen mit aller Kraft zurück. Sie murmelte bloß:

„Solch einer bist du! Ungenügend in Zoologie und die Faust zum Schlage erhoben!“

„Schäm dich!“ empörte sich die Mutter. „Ein junger Mann mit einer modernen Frisur, mit nach außen gewendeten Stiefelschäften, die Hosen mit einer Bügelfalte, und hebt die Faust gegen sein kleines Schwesterchen, das ihn so lieb hat!“

„Warum hält sie mir mein Ungenügend vor? Mag sie doch auch ein wenig von der Zoologie kosten.“

„Und was ist Besonderes daran? Worüber solltest du sprechen?“

„Über die Kuh.“

„Hast du noch keine Kuh gesehen?“ rief Olenka.

„Ich sollte über den Kuhmagen sprechen. Das ist nicht so einfach!“ brummte Fedjko.

„Und was ist schon schwierig daran?“

* Eine Zwei bedeutet in der Sowjetunion ein Ungenügend, eine Drei ein Genügend

„Das ist eine sehr komplizierte Frage. Der Kuhmagen besteht aus vier Teilen. An drei Teile hab ich mich sogleich erinnert, den vierten Teil aber habe ich vergessen, und dadurch geriet alles in Unordnung.“

„Wieso in Unordnung?“ fragte die Mutter.

„Ganz einfach. Ich sagte etwas über den Pansen, das Netz und den Labmagen, den Blättermagen aber hab ich völlig vergessen. Petja Tschorny wollte mir vorsagen und zeigte mir ein Blatt. Mir schien es, als meine er ein Heft, und platzte heraus ‚Heftmagen‘! Na, was ist da noch viel zu erzählen, ich bekam ein Ungenügend.“

Bedauernd schüttelte die Mutter den Kopf.

„Du müßtest öfters ins Buch gucken, anstatt die Stiefel zu bewundern.“

„Hol es ...“, sagte Fedjko wegwerfend.

Olenka grub das Gesicht ins Kissen, um nicht loszulachen, und rief:

„Fedjko Heftmagen!“

Fedjko verdroß es ungemein, daß die Schwester ihn ‚Heftmagen‘ nannte, aber er verbiß seinen Verdruß.

PARALLELEPIPED

Oleh Dreitschenko, Schüler der sechsten Klasse, ein dunkelhaariger geschickter Bursche, der nicht nur die Marke ‚Trud‘, sondern auch die ‚Katjuscha‘ und zuweilen die ‚Kasbeck‘ rauchte, begegnete eines schönen Tages seinem Kameraden Ihor Einsenko, ebenfalls Schüler der sechsten Klasse, aber in einer anderen Schule.

„Wie steht es mit den Prüfungen?“ fragte Ihor Einsenko seinen Kameraden Oleh Dreitschenko. „Sie rücken ja schon mächtig näher.“

„In Ordnung!“ antwortete Oleh.

„Wie? Bist du schon vorbereitet?“

„Bereit zum Loslegen. Weißt du, seit zwei Wochen suche ich wie ein Schwarzkünstler zu erfahren, ob ich bei den Prüfungen in Geometrie das erste Kärtchen erwische.“

Ich drehe einen Finger um den anderen und lasse sie dann mit den Kuppen zusammenstoßen. Jedesmal gelingt es mir. Das erste Kärtchen kriege ich also, und ein ‚Sehr gut‘ ist gesichert. Und wie stehen deine Chancen?“ fragte Oleh den Ihor.

„Ich büffle. Obwohl ich ein Ausgezeichnet in Geometrie habe, wiederhole und büffle ich unausgesetzt, um gut vorbereitet zu sein.“

„Ha-ha-a! Wiederholen, büffeln, oxsen. Ich bin fast täglich in Puschtscha-Wodytzja. Ach, ist das ein Vergnügen! Wie schön es dort ist.“

„Ich weiß, daß es dort wunderschön ist, aber ich habe all das verschoben. Siehst du, nach den Prüfungen, da geht's schon ...“

„Glänzend! Wir legen also beide die Prüfung mit einem Ausgezeichnet ab.“

Es ist soweit, die Prüfung in Geometrie findet heute statt.

Oleh Dreitschenko drehte noch einmal einen Finger um den anderen, breitete die Hände weit aus, drehte dann noch ein letztes Mal, und die Fingerkuppen stießen wie auf Befehl zusammen.

„Herrlich! Ich lege also die Prüfungen ab“, sagte Oleh und machte einen Freudenhüpfen.

Selbstsicher trat er an den Tisch heran, nahm kühn ein Prüfungskärtchen, warf einen Blick darauf und – wurde kreideweiß. Eiseskälte stieg in ihm auf und nahm ganz Besitz von ihm. Ihn dünkte, daß er plötzlich ein fernes dünnes Geläute höre –, Kli-i-ng, kli-i-ng-!“

„Kärtchen Nr. 23!“

Kalter Schauer überrieselte ihn. Er las:

„Parallelepiped.“

„Was ist denn das eigentlich?“ fragte er sich voller Entsetzen.

„Nun, Dreitschenko, was für ein Kärtchen hast du erwischt?“ fragte die Geometrielehrerin Olena Wassylivna.

Am Tisch sitzt eine ganze Kommission. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Alle warten.

„Kärtchen Nr. 23, Olena Wassylivna!“

„Wie lautet die Frage dort?“

„Palelopopopid.“

„Wie-ie-? Was sagst du da?“

„Paralleleopi-pi ...“

„Wie-ie-wie-ie-?“

„Pi-pi-pi ...“

Die Kommissionsmitglieder konnten kaum das Lachen verbeißen, Olena Wassyliwna wurde puterrot, und Oleh wiederholte immer wieder und wieder:

„Pi ... pi ... pi ...“

Olena Wassyliwna schüttelte empört den Kopf:

„Zirp doch nicht wie ein Küken! Geh deiner Wege! Beschäme nicht auch noch mich. Die Prüfung legst du im Herbst ab. Büffle den ganzen Sommer!“

Oleh wandte sich zum Gehen und sah, wie seine Kameraden das Lachen kaum zurückhalten konnten.

Er ging an seinen Platz und hörte irgend jemanden flüstern:

„Pi ... pi ... pi ...“

Seit diesem Tage nannte man ihn in der Schule:

„Parallelepiped.“

Ihor Einsenko legte die Prüfung mit Ausgezeichnet ab.

Nach den Prüfungen lernte Oleh tüchtig, und Ihor badete und angelte im Pustscha-Wodyzjaer Teich.

*Aus dem Ukrainischen
von JONA GRUBER*

INHALT

Oles Donschenko	7	Die Geige
Oles Hontschar	13	Das Morsealphabet
Jewhen Huzalo	27	Andrij Iwanowytsch
Oxana Iwanenko	49	Halotschka
Juri Jarmysch	58	Das Zauberstöckchen
Vira Karasjowa	64	Vater und ich lernen
Viktor Kawa	68	Ein „Ungenügend“ für den Frühling
Borys Komar	87	Die Kutscher
Olexandr Kopylenko	102	Die Hütte des Däumlings
Wassyl Kosatschenko	112	Freie Fahrt für dich, Maxym!
Wjatscheslaw Malez	121	Fünf lange Kilometer
Wsewolod Nestaiko	143	Schlaks
Juri Sbanazki	149	Beriska
Iryna Schkarowska	159	Die Stimme der kleinen Binch
Iwan Sentschenko	179	Chariton auf dem Marschland
Mychailo Stelmach	191	Mychailyk
Wassyl Suchomlynsky	202	Wieviele Morgen ich verschlafen habe...
	203	Wie glücklich ihr doch seid
	204	Oma Motrja und Andrijko
	206	Die Niemandsbume
Dmytro Tkatsch	208	Ein Pionierhalstuch wird zur Fahne
Mykola Trublajini	217	Der kleine Bote
Ostap Wyschnia	225	Fedjko Heftmagen
	228	Parallelepiped

СОЛНЕЧНЫЕ ОКНА

СБОРНИК РАССКАЗОВ ДЛЯ ДЕТЕЙ

(На немецком языке)

Издательство «Дніпро»,
Киев, Владимирская, 42.

